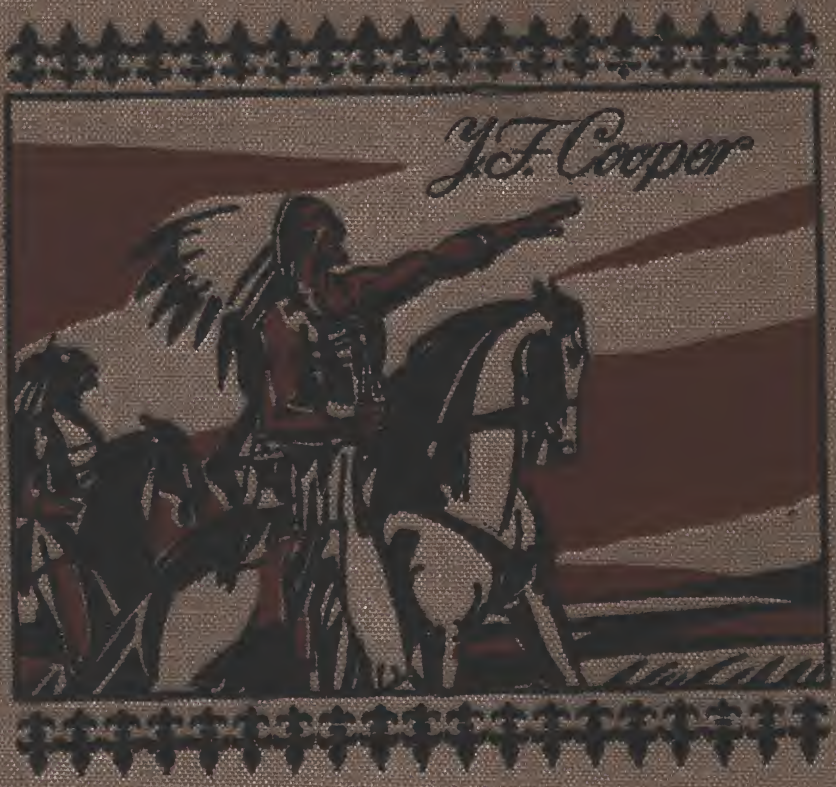

J. F. Cooper

72
35130
GOSSMANN 53

Missouri
OHIO
Ohio
KENTUCKY
Mississippi
LOUI-
SIANA

NEUES
LEBEN

ERSTES KAPITEL

Über den Beschluß, dem ohnedies sehr ausgedehnten, jedoch nur halb besiedelten Gebiet der Vereinigten Staaten das weite Louisiana anzugliedern, wurde einstens viel geredet und geschrieben. Später beruhigten sich die Gemüter. Der Meinungsstreit endete zugunsten derer, die eine Einverleibung des ehemals spanischen und später französischen Territoriums befürworteten. Die Vorbehalte der Skeptiker wichen der allgemeinen Einsicht, daß die Maßnahme gut und richtig war. Da die Wildnis dem Vordrängen der weißen Bevölkerung nach Westen eine natürliche Grenze setzte, gelangten die USA durch diesen Gebietserwerb in den Besitz lebenswichtigen fruchtbaren Landes, das in der bewegten Zeit leicht einer anderen Nation hätte zufallen können. Zugleich wurden die amerikanischen Bürger uneingeschränkte Herren des großen Wasserweges und bekamen die zahlreichen Indianerstämme der Grenzbezirke vollständig unter Kontrolle. Darüber hinaus entschied der Ankauf Louisianas leidige, umstrittene Rechtsansprüche, beseitigte nationales Mißtrauen, eröffnete dem Handel tausend neue Straßen und Verbindungswege. Und sollten die Umstände je eine friedliche Teilung des riesigen Reiches notwendig machen, wären sich die Bürger in den Neuenglandstaaten eines Nachbarn gewiß, der ihre Sprache, ihre Religion und, so durfte man hoffen, auch ihren Sinn für politische Gerechtigkeit besäße.

Obwohl das Gebiet bereits 1803 erworben wurde, mußte der Frühling des darauffolgenden Jahres verstreichen, ehe sich der Spanier, der die Provinz für seinen europäischen Herrn verwaltete, den veränderten Verhältnissen beugte. In den ersten Monaten nach der Transaktion dachte er nicht daran, den Bürgern der Vereinigten Staaten zu ihrem Eigentum Zugang zu gewähren oder gar ihre Besitzerrechte anzuerkennen. Aber kaum waren Übergabe und Regierungs-

wechsel ordnungsgemäß vollzogen, traten die ruhelosen Randbewohner der amerikanischen Gesellschaft auf den Plan. In Scharen durchbrachen sie das Gestrüpp am rechten Ufer des Mississippi, mit der gleichen draufgängerischen Kühnheit, die so viele von ihnen bei dem beschwerlichen Vormarsch von den atlantischen Staaten zum Ostufer des „Vaters der Ströme" bewiesen hatten.

Nur allmählich verschmolzen die zahlreichen alteingesessenen und wohlhabenden Kolonisten der Südprovinz mit ihren zugewanderten Landsleuten. Die bescheidenere Bevölkerung des dünner besiedelten Nordens aber geriet schnell in den Strudel, der die Flutwelle der Abwanderer im Gefolge hatte. Der Strom aus dem Osten war ein erneuter, plötzlicher Aufbruch von Menschen, die eine lange Kette von Erfolgen nahezu unwiderstehlich gemacht hatte und die nach kurzer Atempause abermals in Bewegung gerieten. Gewaltig dehnte sich das unbekannte Gebiet. Es war so groß wie die bisherige Fläche der Vereinigten Staaten, und die Schätze, die es verhieß – wirkliche wie eingebildete –, tilgten die Erinnerung an frühere Gefahren und Entbehrungen.

Zu Tausenden verließen die älteren Bewohner der sogenannten Neuen Staaten ihre unter Opfern gegründete Heimstatt und führten die langen Züge ihrer in den Wäldern Ohios oder Kentuckys geborenen Nachkommen tiefer landein, einem neuen, zukunftsfrohen Leben entgegen. Unter ihnen waren einige, die, von der Aussicht, plötzlich reich zu werden, ihr Glück in den Bodenschätzen des unberührten Landes zu finden hofften. Doch bei weitem die meisten siedelten an den Ufern der größeren Wasserläufe. Sie genossen die Erträge, mit denen der fruchtbare Schwemmboden die geringste Mühe belohnte. Bald schossen die Siedlungen wie Pilze aus der Erde, und der überwiegende Teil derer, die vor dem Kauf das Licht der Welt erblickt hatten, erlebte den Tag, an dem Louisiana als volkreicher und gleichberechtigter Bundesstaat in die Union aufgenommen wurde.

Die erste Ernte war vorüber. Auf den wenigen, vereinzelt stehenden Bäumen wurde das Laub spärlich, die Blätter zeigten herbstliche Färbung. Aus dem trockenen Bett eines versiegten Flüßchens kroch ein Wagenzug hervor und setzte seinen Weg über die wellige Prärie fort. Manche Fahrzeuge waren mit Möbeln und Ackergerät beladen, Schafe und Rinder folgten widerstrebend dem Zug. Harte, furchtlose, kraftstrotzende Männer schlenderten neben den trägen Gespannen einher. Das Bild einer Auswandererschar auf der Suche nach dem Eldorado des Westens bot sich dem Auge dar. Entgegen der sonstigen Gewohnheit solcher Trupps hatten die Leute das fruchtbare Tiefland verlassen. Mit einer Sicherheit, wie sie nur erfahrenen Abenteurern eigen ist, durchquerten sie Schluchten, Bäche, Sümpfe und Ödland. Sie waren schon weit über die Zivilisationsgrenze hinaus gezogen. Vor ihnen lagen die großen Ebenen, die sich bis zu den Ausläufern der Rocky Mountains erstrecken. Viele Meilen hinter ihnen schäumte der schnelle, trübe La Platte River.

Daß an diesem öden, entlegenen Ort plötzlich eine Wagenkolonne auftauchte, war um so erstaunlicher, als es in der Gegend nichts Begehrenswertes gab; schon

gar nichts, was das Herz eines landhungrigen Bauern hätte höher schlagen lassen.

Dürftig stand das Gras der Prärie. Wie auf einer Landstraße ratterten die Räder über den harten, kargen Boden. Von Zeit zu Zeit rissen die Pferde ein paar welke, geknickte Halme ab, dann trotteten sie enttäuscht weiter. Selbst das hungrige Vieh verschmähte die magere Kost.

Die Menschen – mehr als zwanzig, die Kinder eingerechnet – schienen ihrer Sache jedoch sicher zu sein. Sie verrieten kein Unbehagen, keine Besorgnis. An der Spitze des Zuges schritt in lässiger Haltung der Anführer, ein großer, sonnverbrannter Mann mit grob geschnittenem, reglosem Gesicht, ausladendem Kinn und niedriger, fliehender Stirn. Er war nicht mehr jung. Von weitem wirkte er kraftlos. Erst beim Näherkommen spürte man die Energie, die in ihm steckte. Manchmal reckte sich seine Hünengestalt, die schlaffen Glieder strafften sich, mit spielerischer Leichtigkeit überwand er alle Hindernisse, die sich ihm in den Weg stellten. Er trug die derben Sachen eines Bauern, dazu haltbares Lederzeug, das für einen langen Marsch durch die Wildnis gut geeignet war. Geschmacklos wirkte seine Putzsucht. Anstelle des üblichen Wildledergurts hatte er eine schmutzige bunte Seidenschärpe um den Leib geknüpft. Der Hirschhorngriff seines Messers war mit Silberplättchen überladen. Das Marderfell, das seine Mütze zierte, schimmerte so prächtig und fein, daß ihn eine Königin darum beneidet hätte. Doch drei wertlose Uhren baumelten an seiner Kleidung. Sein grober, besudelter Mantel war mit glänzenden mexikanischen Münzen geknöpft, der schöne Mahagonischaft seines Gewehrs mit dem gleichen Edelmetall genagelt und beschlagen. Er trug die Waffe auf dem Rücken, ebenso ein Bündel; die sorgsam gehütete Kugeltasche und das Pulverhorn. Eine scharfe, blitzende Axt wippte auf seiner Schulter. Unter dieser Last schritt er leichtfüßig, aufrecht und frei, als hätte er nichts als das Gewicht des eigenen Körpers zu schleppen.

Dicht hinter ihm folgten mehrere junge Männer in einem Aufzug, der dem seinen glich. Sie sahen einander und ihm so ähnlich, daß sie alle zu einer Familie gehören mußten, und obwohl der jüngste nur knapp aus dem Knabenalter heraus war, machte auch seine Körperlänge dem Erzeuger keine Schande.

Zwei erwachsene weibliche Wesen befanden sich in der Schar: ein lebhaftes achtzehnjähriges Mädchen – ihre Kleidung und Haltung ließen auf eine vornehme Herkunft schließen – und eine blasse, verhärmte Frau, die Mutter der Jünglinge und der Flachsköpfe, die vom vordersten Wagen herab neugierig und mit munteren Augen die Gegend betrachteten.

Die Ladung des zweiten Fuhrwerks war unter einer straff gespannten Plane verborgen. Die übrigen Fahrzeuge beförderten Möbel und Geräte. Alles in allem hatte der Zug nichts, was außergewöhnlich gewesen wäre, erst sein unerwartetes Auftauchen in der gottverlassenen Einöde verlieh ihm einen Anstrich von wilder Romantik und Abenteuerlichkeit.

Flach wellte sich die Prärie. Wenn der Trupp über die Sohle einer langgestreckten Mulde zog, versperrten zu beiden Seiten niedrige, sanft ansteigende

Hänge die Sicht, während die Öffnungen nach vorn und hinten den Blick auf entferntere Teile der Hügellandschaft freigaben. Nur vereinzelt mischte sich ein Fleckchen mit üppigerer Vegetation in die Grasfelder, deren Halme, vom Winde bewegt, bis zum Horizont hin auf und ab wogten wie das Wasser der unendlichen See, wenn der Sturm, der ihre Oberfläche gepeitscht hat, an Kraft verliert. Hier und da reckte ein Baum seine nackten Äste in die Luft, den Masten eines einsamen Schiffes vergleichbar, und weiter vorn dämmerte an einigen Stellen dichtes Gestrüpp, in den Dunst der Ferne getauchten Inseln im Meer nicht unähnlich. Hügel reihte sich an Hügel, Tal folgte auf Tal. Die unüberschaubare, scheinbar grenzenlose Fläche hatte etwas Bedrückendes, sie erzeugte im Wanderer das Gefühl, noch riesige Räume durchstreifen zu müssen, ehe die Bodenkrume den Wünschen eines anspruchslosen Farmers genügte.

Unablässig bewegte sich der Zug der Glückssucher, stetig schritt der Anführer voran. Nur die Sonne wies ihm den Weg. Unbeirrt wandte er der Zivilisation den Rücken und drang tiefer in das Reich der Ureinwohner ein. Erst als sich der Tag seinem Ende zuneigte, gedachte er mit leiser Sorge der Bedürfnisse von Mensch und Tier.

Er stieg auf einen Hügel, der höher war als die umliegenden Erhebungen. Oben verweilte er, sah sich forschend um, ob es nicht irgendwo in der Nähe Wasser, Brennholz und Futter für das Vieh gebe.

Seine Mühe schien umsonst zu sein. Nach wenigen Augenblicken kam er wieder herab, träge und faul wie ein übersättigter Wolf. Schweigend folgten die jungen Leute seinem Beispiel. Einer nach dem anderen erklommen sie den Hang und hielten, aufmerksamer und begieriger als der Vater, mit wachsender Unruhe, wenngleich ebenso erfolglos wie er, nach allen Seiten Ausschau.

Schwerfällig wurden die Bewegungen von Tier und Mensch. Nicht mehr fern war die Zeit, da die ermüdeten Körper gebieterisch ihr Recht verlangten. An den tieferen Stellen bot das wirre Gras nahezu unüberwindliche Hindernisse, und die Peitsche mußte herhalten, um die erschöpften Gespanne weiterzutreiben. Schon wurde eine allgemeine Unlust spürbar, mit Ausnahme des Führers starrten die Auswanderer sinnend vor sich hin. Da brachte ein überraschender und völlig unfaßbarer Anblick den Treck zum Stehen.

Die Sonne war hinter einen Hügel gesunken. Ihre Strahlen ließen den Kamm erglühen. Inmitten der feuerroten Flut tauchte eine Gestalt auf. Deutlich und scharf hoben sich die Umrisse gegen den purpurnen Hintergrund ab. Die Erscheinung wirkte riesig und so nahe, daß man meinen konnte, nur die Hand ausstrecken zu müssen, um sie zu berühren. Es war ein Mensch in nachdenklicher Haltung, die zugleich Schmerz ausdrückte.

Wie vom Donner gerührt blieben die Auswanderer stehen. Staunend betrachteten sie die gespenstische Silhouette. Ihre Neugier verwandelte sich in abergläubische Furcht. Doch bald war der Bann gebrochen; die Söhne, die vorn standen, scharten sich um den Vater. Die Lenker der Gespanne traten hinzu. Bald war die ganze Gruppe versammelt. Stumm und erschrocken schauten alle hinüber.

Aber die ehrfürchtige Scheu vor dem Geheimnisvollen, Übernatürlichen wich dem eingefleischten Sinn fürs Praktische. Hart knackten Gewehrschlösser. Einige zogen den Kolben in die Schulter.

Die Alte rief krächzend: „Schick die Jungs nach rechts, Asa und Abner sollen ihn sich aus der Nähe ansehn."

„Ich verlaß mich lieber auf meinen Schießprügel", murmelte ein grobschlächtiger Mann, dessen Ähnlichkeit mit der Frau unverkennbar war. Er legte das Gewehr an und meinte: „Die Pawnees sollen zu Hunderten in den Ebenen jagen. Da ist einer weniger kein großer Verlust."

„Halt!" rief erschrocken die Achtzehnjährige, „es sind nicht alle da, es kann ein Freund sein."

„Wer schnüffelt schon wieder um uns herum!" schimpfte der Vater und zählte mit einem Blick seine Söhne. Er drehte sich zu dem unfreundlichen Mann um und drückte die Waffe herab. „Den Schießprügel fort!" sagte er in einem Ton, der keinen Widerspruch duldete. „Noch bin ich nicht am Ziel meiner Wünsche. Laß mich die Sache in Frieden zu Ende führen."

Der andere gab bereitwillig nach.

Die Söhne sahen fragend das Mädchen an. Es lehnte sich schweigend zurück und war zufrieden, die Gefahr von dem Fremden abgewendet zu haben.

Inzwischen hatte der Himmel die Farbe gewechselt. Das leuchtende Rot war in glanzloses Grau übergegangen. Die Erscheinung auf dem Hügel verlor ihre unnatürliche Größe und war nun besser zu erkennen. Entschlossen lief der Anführer des Trupps weiter. Als er den niedrigen Hang hinunterstapfte, nahm er das Gewehr vom Rücken, um es schußbereit zur Hand zu haben. Jedoch bestand wenig Grund zu solcher Vorsicht. Der Unbekannte machte keine verdächtige Bewegung, und mit seinen reichlich achtzig Jahren wäre er, selbst wenn er gewollt hätte, kaum gefährlich geworden, obwohl er trotz seiner Hagerkeit kerngesund wirkte. Seine Muskeln und Sehnen traten noch hervor, sie ließen vermuten, daß er einmal sehr stark gewesen war. Sein Körper hatte sich ein rüstiges Aussehen bewahrt und schien jedem weiteren Verfall trotzen zu wollen. Die Kleidung des Mannes bestand zum größten Teil aus Tierfellen, die er mit der behaarten Seite nach außen trug. Horn und Tasche hingen über der Schulter. Er stützte sich auf ein ungewöhnlich langes Gewehr, das wie er selbst sehr alt sein mußte.

Als sich die Auswanderer genähert hatten, ertönte ein leises Knurren.

Zu Füßen des Alten sprang ein großer, dürrer Hund aus dem Gras, schüttelte sich und nahm eine drohende Haltung ein.

„Platz, Hektor, Platz!" rief sein Herr mit brüchiger Greisenstimme. „Was scheren dich rechtschaffene Reisende?"

„Fremder", sagte der Anführer der Auswanderer, „wenn Sie in dieser Gegend heimisch sind, würden Sie einem, der sich nicht auskennt, wohl erklären, wo alles Nötige für die Nacht zu finden ist?"

„Reicht der Platz auf der anderen Seite des großen Flusses nicht mehr aus?"

fragte der andere abwesend. „Oder warum bietet sich meinen alten Augen noch einmal der Anblick eines Trecks?"

„Land gibt's drüben genug", erwiderte der Ankömmling, „für den, der Geld hat und keine besonderen Ansprüche stellt. Für meinen Geschmack wurde es allerdings ein bißchen eng dort. Wie weit ist es denn von dieser Stelle bis zum Fluß?"

„Ein gehetzter Hirsch könnte seine Flanken nicht im Mississippi kühlen, ohne fünfhundert Meilen gelaufen zu sein."

„Und wie nennt sich die Gegend hier?"

Der Alte zeigte zum Himmel hinauf. „Wie heißt der Fleck droben, wo Sie die Wolke sehen?"

Der Auswanderer runzelte verständnislos die Stirn. Er schien zu fürchten, daß sich der Alte über ihn lustig machen wollte. „Ich schätze, Ihnen geht's wie mir. Sie sind gleichfalls fremd im Lande? Sonst würden Sie einem Durchreisenden Ihren Rat nicht verweigern. Worte kosten nichts, und manchmal knüpfen sie Freundschaftsbande."

„Rat ist keine Gnade, sondern eine Pflicht, die der Greis dem Jüngeren schuldet. Was möchten Sie wissen?"

„Wo ich mein Nachtlager aufschlagen kann. Ich stelle keine großen Ansprüche, was Bett und Kost betrifft, aber wie alle erfahrenen Wanderer kenne ich die Vorzüge von einem Schluck Trinkwasser und einem Armvoll Grünfutter fürs Vieh."

„Daran soll's nicht fehlen. Mehr vermag ich Ihnen in dieser armseligen Prärie freilich auch nicht anzubieten. Dann kommen Sie nur mit."

Der Alte schulterte das schwere Gewehr, ziemlich schwungvoll für seine Jahre, und setzte sich, ohne noch ein Wort zu verlieren, in Bewegung. Über die Anhöhe schritt er den anderen voraus in die angrenzende Mulde hinab.

ZWEITES KAPITEL

Bald ließen untrügliche Anzeichen darauf schließen, daß es bis zu der Stelle, die als Lagerplatz geeignet war, nicht mehr weit sein konnte. Eine klare Quelle rieselte murmelnd talwärts. Das Wasser vereinigte sich mit anderen Rinnsalen zu einem Bach, dessen Ufer von belaubten Bäumen und grünem Buschwerk gesäumt war. Dorthin strebte der Alte, die Gespanne blieben ihm auf den Fersen; der Instinkt verhieß den Tieren Erfrischung und Ruhe.

Als der Mann meinte, den richtigen Platz gefunden zu haben, blieb er stehen. Er blickte die Auswanderer fragend an. Der Anführer, der nie ein Freund übereilter Entscheidungen war, prüfte den Ort bedächtig und gründlich mit den Augen eines Kenners. Er sagte zufrieden: „Ja, das mag angehn. – Jungs, bewegt euch, die Sonne ist verschwunden!"

Andächtig lauschten die Söhne seinen Worten. Gehorsam ließen sie die Äxte von den Schultern gleiten. Dann schauten sie sich träge um und taten zunächst keinen Handschlag. Der Vater schien sie zu verstehen, zumindest nahm er auf

ihre Gefühle Rücksicht. Er warf das Bündel ab, legte die Flinte dazu. Gemeinsam mit dem schießwütigen Isegrim schirrte er das Vieh aus dem Joch.

Nach einer Weile stampfte schweren Schrittes der Älteste vor und trieb seine Axt ohne sichtliche Anstrengung bis zum Öhr in das weiche Holz einer Pappel. Gleichmütig prüfte er das Ergebnis des Schlages. Er betrachtete den Baum wie einen Zwerg, der sich seinen Riesenkräften zu widersetzen wagte. Dann schwang er das Werkzeug über dem Kopf, gar nicht plump, sondern sehr gewandt, einem Fechtmeister gleich, der die Waffe spielen läßt. Wuchtig traf er den Stamm. Seine Brüder sahen neugierig, aber untätig zu, bis die Pappel am Boden lag. Ihr Sturz war das Signal zum Angriff. Geschlossen gingen die jungen Männer zur Arbeit über. Wunderbar schnell schlugen sie einen Fleck so kahl, als hätte ein Wirbelwind die Stätte heimgesucht.

Der Alte stand dabei und schaute dem Treiben wortlos zu. Während die Bäume rauschend zur Erde stürzten, hob er den Kopf. Er blickte traurig hinauf zu der Lücke, die ins Laubwerk gerissen war. Mit bitterem Lächeln wandte er sich ab und ging leise murmelnd davon, vorbei an den Kindern, die schon ein lustiges Feuer entfacht hatten. Angelegentlich beobachtete er den Führer des Trupps und seinen wilden Gehilfen.

Die beiden Männer mühten sich an dem zweiten Wagen. Während das ausgeschirrte Vieh von dem üppigen, nahrhaften Laub der gefällten Bäume fraß, stemmten sie sich gegen die Räder. Sie schoben das Fahrzeug an den trockenen, leicht erhöhten Rand des Dickichts vor. Dort rammten sie einige Stangen tief in die Erde und befestigten sie mit den dünneren Enden an den Sparren des Obergestells. Hierauf zogen sie eine große Plane aus dem Wagen, rollten sie auf, schlugen rundherum Stöcke und Pflöcke ein und errichteten ein ziemlich geräumiges, bequemes Zelt. Als es stand, betrachteten die Männer es mit kritischen Blicken, glätteten hier eine Falte, trieben dort einen Hering tiefer in die Erde. Nach getanem Werk zogen sie den Wagen ins Freie. Dann wurden einige leichtere Möbelstücke abgeladen, und der Führer der Auswanderer trug sie hinein.

Neugierig schlenderte der Alte heran. Er bückte sich, um einen Blick ins Innere zu werfen. Da packte ihn der andere, der draußen geblieben war, am Arm und stieß ihn brutal zurück.

„Steck deine Nase nicht in fremde Angelegenheiten", sagte er leidenschaftslos, aber seine Augen blitzten drohend. „Von dem Grundsatz solltest du dich leiten lassen, Freund, wenn dir die Gesundheit teuer ist."

„Ich wollte keinem zu nahe treten, sondern mir nur Ihre Reichtümer anschaun", stammelte der andere entschuldigend. „In dieser gottverlassenen Gegend haben die Leute selten Geheimnisse voreinander."

„Weil's nicht viel Menschen gibt, schätze ich", sagte der Grobian träge, „weil es verdammt einsam ist."

„Da haben Sie recht", bestätigte der Greis. „Das Land ist so alt wie die biblische Geschichte, aber seit Monaten habe ich keinen Weißen zu Gesicht gekriegt. Nein,

Freund, es war wirklich nicht böse gemeint. Ich dachte nur, in dem Zelt müßte es etwas Besonderes zu sehen geben, etwas, was mich an vergangene Zeiten erinnern könnte."

Nach dieser Erklärung zog er sich friedfertig zurück. Er liebte Streit nicht und mochte sich von einem hergelaufenen Fremden keine Vorschriften machen lassen. Als er am Lager vorbeikam, hörte er, wie der Anführer laut und heiser rief: „Ellen Wade!"

Die Achtzehnjährige, die vor dem Feuer hantierte, lief leichtfüßig wie eine Antilope ins Zelt.

Die Männer versorgten das Vieh. Einige zerstießen Mais in einem Mörser. Andere schoben die restlichen Fuhrwerke zu einer Wagenburg zusammen, der einzigen Umschanzung des Lagers.

Bald waren alle Arbeiten verrichtet. Die Dämmerung senkte sich auf die Prärie, sie brütete unter den Bäumen am Bach. Nicht lange mehr, dann verkündete die verhärmte Frau mit schrillem Keifen, das Abendessen stehe bereit und warte darauf, verzehrt zu werden. Kaum vernahm der Anführer die Stimme seines Weibes, blickte er suchend umher, denn er wollte, wie es der Brauch von den gastfreundlichen Menschen der Grenze forderte, den Fremden zum Mahl einladen.

„Haben Sie Dank, Freund", erwiderte der Greis, „herzlichen Dank, ich bin bereits gesättigt. Ich gehöre nicht zu denen, die ihr Grab mit den Zähnen schaufeln. Aber gern setze ich mich an den rauchenden Kessel, um den Menschen meiner Hautfarbe beim Schmausen zuzusehen; denn dazu finde ich selten Gelegenheit."

„Demnach sind Sie schon lange in dieser Gegend ansässig?" erkundigte sich der andere und kaute voll Behagen die köstliche Maisspeise, die seine Frau, eine vorzügliche Köchin, bereitet hatte. „Wie man uns erklärte, gibt es hier nur wenige Siedler, und ich muß sagen, die Behauptung hat sich bestätigt. Wenn wir die kanadischen Händler am großen Fluß nicht mitzählen, sind Sie der erste Weiße, den wir auf der Strecke getroffen haben, und nach Ihren Worten sollen das ja immerhin gut fünfhundert Meilen sein."

„Einige Jährchen hab ich in dieser trostlosen Öde wohl verbracht, aber den Namen Siedler verdiene ich nicht. Ich habe nämlich keine richtige Wohnung, an einem Ort hält's mich kaum länger als einen Monat."

„Dann sind Sie bestimmt ein Jäger!" Der Vierschrötige schielte seinen neuen Bekannten neugierig an und betrachtete abschätzend dessen Ausrüstung. „Ihre Waffen scheinen mir allerdings nicht die besten zu sein."

„Sie sind alt", sagte der Greis mit einem bedauernden, aber liebevollen Blick auf sein Gewehr, „reif für die Grube wie ich. Ehrlich gestanden brauche ich sie nur noch selten. Sie täuschen sich, wenn Sie mich für einen Jäger halten, Freund. Ich bin ein Fallensteller, nicht mehr und nicht weniger."

„Das ist fast ein und dasselbe. In dieser Gegend gibt's wohl keinen Trapper, der bei passender Gelegenheit nicht auch zur Flinte greift."

„Ja, leider kann ich mich da nicht ausnehmen. Über fünfzig Jahre habe ich ausschließlich mit der Waffe gearbeitet. Ich habe keinem Vogel eine Schlinge gelegt, geschweige denn einem Vierbeiner."

Der grobschlächtige Geselle, der das Gespräch verfolgt hatte, blickte finster herüber. „Ob ein Mann durch den Schießprügel oder durch seine Fallen zu Pelzwerk kommt, bleibt sich völlig gleich", sagte er streitsüchtig. „Entscheidend ist der Erfolg. Die Erde ist zu unserem Vergnügen da, folglich auch alles, was drauf kreucht und fleucht."

Diese Bemerkung fand offenbar nicht den Beifall des Familienvaters, denn als er merkte, daß sein Gefährte weitersprechen wollte, sagte er, an den Trapper gewandt: „Für einen, der in der Wildnis lebt, besitzen Sie wenig Krimskrams. Ich hoffe, mit Fellen sind Sie reichlicher gesegnet."

„Zum Leben reicht's", erwiderte der Trapper ruhig. „In meinem Alter genügt es, etwas im Magen und etwas auf dem Leib zu haben. Ohne Ihren Krimskrams, wie Sie das nennen, komme ich aus. Wenn ich mir ab und zu ein Horn voll Pulver und eine Stange Blei eintauschen kann, bin ich zufrieden."

„Vermutlich sind Sie gar nicht von hier, Freund?"

„Ich wurde an der Küste geboren, aber den größten Teil meines Lebens habe ich in den Wäldern verbracht."

Die Auswanderer blickten überrascht zu dem Alten hin. Einige junge Leute wiederholten ehrerbietig das Wort „Küste". Auch die Frau betrachtete ihren Gast mit ungekünsteltem Staunen und bemühte sich aufrichtig, wenngleich nicht sehr geschickt, höflich zu sein. Nach längerem Schweigen nahm der Auswanderer, der seit Beginn der Mahlzeit unentwegt gekaut hatte, das Gespräch wieder auf.

„Wie man hört, ist es ziemlich weit von den Gewässern des Westens bis zur Meeresküste?"

„Ein beschwerlicher Marsch, Freund, aber es lohnt sich, weil man viel zu sehen bekommt."

„Das läßt sich wohl denken."

„Fünfundsiebzig Jahre bin ich gewandert, und an selbsterlegtem Wild hat's mir selten gefehlt. Bis zum Hudson hin finden Sie die Knochen der Tiere, die ich geschossen habe. Doch das sind leere Prahlereien. Was nutzen alle früheren Taten, wenn einer am Rande seines Grabes steht."

„Ich kannte mal jemand", sagte der älteste Sohn leise, ein wenig unsicher und verlegen, „der mit 'nem Boot auf jenem Fluß war, den er da erwähnt. Nach allem, was der so erzählt hat, muß das ja ein ganz schöner Strom sein, tief genug für ein Schiff mit 'nem Kiel unten dran."

„Das ja", bestätigte der Trapper, „und an den Ufern schießen die schmucken Städtchen wie Pilze aus dem Boden. Aber im Vergleich zum Mississippi ist der Hudson bloß ein Bach."

„Bestimmt", brummte der mürrische Mann. „Was sich umgehen läßt, ist in meinen Augen kein Fluß. Ein richtiger Fluß ist so lang, daß man übersetzen muß, wenn man auf die andere Seite kommen will."

Wieder mischte sich der Familienvater ein. Jetzt zweifelte der Trapper kaum noch, daß er seinen Gefährten von der Unterhaltung ausschließen wollte: „Und weiter in Richtung Sonnenuntergang sind Sie auch gewesen, Freund? Mir scheint, da bin ich hier in eine große Einöde geraten."

„Sie können wochenlang unterwegs sein, es bleibt immer das gleiche Bild. Ich sage, der Herr hat die Prärie geschaffen, um die Menschen in den Staaten zu warnen. Sie sollen an diesem Beispiel sehen, was sie in ihrer Torheit anrichten. Wenn wir Ostwind haben, glaube ich das Wüten der Äxte und das Krachen der stürzenden Bäume zu hören."

Der alte Mann hatte das sehr ernst gesagt. Die Auswanderer blickten nachdenklich in die Glut. Eine Weile war es still am Feuer, dann sprach der Trapper weiter.

„Sind Wagen und Vieh nicht eine arge Belastung?" fragte er freimütig, in der ungezwungenen Art des Grenzers. „Es wird anstrengend gewesen sein, mit Gespannen und Rinderherden über die Gewässer zu kommen."

„Ich blieb am linken Ufer des Hauptflusses", erklärte der Familienvater, „bis der Lauf eine Biegung nach Norden machte. Dann zimmerten wir ein Floß und setzten ohne große Verluste über. Die Frauen brauchen im nächsten Jahr ein paar Schafe weniger zu scheren, den Mädchen fehlt eine Kuh für die Milchwirtschaft, das ist alles. Als wir auf dieser Seite waren, haben wir uns wacker geschlagen, obwohl wir fast täglich einen Bach überqueren mußten."

„Wahrscheinlich wollen Sie noch weiter nach Westen ziehen und sich niederlassen, sobald der Boden besser wird?"

„Wenn sich's so ergibt, setz ich mich fest, oder ich kehre um", entgegnete der Auswanderer ausweichend. Er stand auf. Der Trapper folgte seinem Beispiel. Auch die anderen erhoben sich. Sie ließen den Gast stehen und bereiteten sich auf die Nachtruhe vor. Aus Zweigen, Decken und Büffelhäuten waren mehrere Hütten errichtet worden. In eine der bescheidenen Unterkünfte kroch die Mutter mit ihren Kindern. Die Männer hatten vor dem Schlafengehen noch verschiedene kleine Pflichten zu erfüllen. Sie vervollständigten die Wagenburg, sicherten die Zwischenräume mit Baumstämmen und verbarrikadierten die freien Stellen zwischen den Fahrzeugen und dem Gehölz. Dann löschten sie das Feuer, gaben dem Vieh nochmals Futter. Zwei der jüngeren Leute ergriffen ihr Gewehr, schütteten frisches Pulver auf, prüften die Feuersteine und bezogen ihre Posten, der eine zur Rechten, der andere zur Linken des Lagers. Dort ließen sie sich im Schatten der Bäume nieder, und sie wählten ihre Plätze so, daß sie einen Teil der Prärie gut überblicken konnten.

Der Trapper wanderte noch eine Weile umher. Ein Angebot des Familienoberhauptes, mit ihm das Strohlager zu teilen, lehnte er dankend ab. Als es still geworden war, entfernte er sich langsam, ohne Lebewohl zu sagen.

Es war frühe Nacht. Der junge Mond tauchte die Wellenberge in trügerisches Zwielicht und ließ die Täler in tiefer Finsternis ruhn. Gemächlich trottete der Alte durch die Steppe, ziellos und gleichmütig, wohin ihn seine Schritte trugen.

Dann jedoch, nachdem er abermals einen Hügel erklommen hatte, blieb er stehen. Plötzlich war ihm zu Bewußtsein gekommen, wo er sich befand. Er setzte das Gewehr ab, lehnte sich auf den Lauf und versank in tiefes Nachdenken. Ein lautes, drohendes Knurren riß ihn aus seinen Grübeleien. Zitternd spielte das Mondlicht auf der Prärie.

„Was hast du nun wieder, Hund?" Der Trapper neigte sich zärtlich zu seinem vierbeinigen Gefährten hinab, als spräche er zu einem Menschen. „Hektor, was gibt's? Witterst einen guten Happen, wie? Das nutzt nichts, mein Guter, das nutzt nichts. Die Rehlein drehen uns eine Nase, sie treiben ihren Schabernack mit uns. Es ist ihr Instinkt, Hektor, ihr Instinkt, der ihnen sagt, daß wir ungefährlich sind. Sind doch zwei rechte alte Klepper, du und ich."

Der Hund hob den Kopf. Er antwortete mit einem langgezogenen, klagenden Winseln, das noch anhielt, als er die Schnauze wieder ins Gras vergraben hatte.

„Das nenn ich eine eindeutige Warnung", flüsterte der Trapper. Er sah sich vorsichtig um. „Was ist es, mein Guter? Warum sprichst du dich nicht aus?"

Das Tier war ruhig geworden. Es lag schläfrig auf der Erde und gähnte. Sein Herr aber entdeckte mit scharfem Blick eine Gestalt, die vor ihm über den Hügel zu schweben schien, bis sie erstarrte und die Umrisse einer Frau annahm. Der Hund blinzelte träge gegen das Mondlicht. Sooft sich seine Lider öffneten, glänzten die Augen. Er gab keinen Laut von sich.

Da beruhigte sich auch der Trapper, er rief: „Kommen Sie näher, wir sind Freunde! Wir sind Ihre Freunde! Von uns haben Sie nichts zu fürchten."

Der sanfte Klang seiner Stimme beruhigte die Nachtwandlerin. Bereitwillig folgte sie der Aufforderung. Als sie herangetreten war, erkannte der Greis das Mädchen, das der Auswanderer Ellen Wade genannt hatte.

„Ich dachte, Sie wären schon fort", flüsterte sie zaghaft. Sie sah sich ängstlich um. „Man hat mir gesagt, daß Sie nicht wiederkommen würden. Ich habe Sie nicht gleich erkannt."

Der Trapper nickt verständnisvoll. „Die Steppe ist menschenleer. Lange Zeit waren Tiere meine einzigen Gefährten. Ich will nur hoffen, daß ich in ihrer Gesellschaft mein Antlitz nicht ganz verloren habe."

„Oh, daß Sie ein Mann sind, sah ich sofort. Auch das Knurren des Hundes kam mir bekannt vor. Ich ..." Sie biß sich auf die Lippen und schwieg.

„Bei Ihrem Vater konnte ich keinen Hund entdecken", sagte der Alte einlenkend.

„Vater!" wiederholte sie tonlos. „Ich habe keinen Vater. Fast hätte ich gesagt, keinen Freund."

Der Greis blickte sie freundlich an. Ein wohlwollendes Lächeln erhellte seine wetterharten Züge. „Weshalb wagen Sie sich an einen Ort, der für starke Menschen geschaffen ist? Wußten Sie nicht, daß die Jungen und Schwachen nur auf der anderen Seite des großen Flusses einen Freund haben?"

„Von wem sprechen Sie?"

„Vom Gesetz. Schlimm, daß es das gibt; aber manchmal denk ich, so ganz ohne

Paragraphen und Recht geht's auch nicht. Zu dieser Einsicht hat mich das Alter geführt. Ja, in meinen Jahren fühlt man, daß diejenigen, die nicht stark und klug genug sind, um für sich selbst zu sorgen, die Hilfe des Gesetzes brauchen. Mein Fräulein, ich hoffe, Sie haben wenigstens einen Bruder?"

Das Mädchen blickte verlegen in das Greisengesicht. Da es ganz ernst war und Gutmütigkeit ausdrückte, erwiderte sie nach kurzem Zögern: „Sie meinen seine Söhne? Der Himmel bewahre mich vor solcher Verwandtschaft! Aber sagen Sie, leben Sie wirklich ganz allein hier?"

„Die rechtmäßigen Herren des Landes streifen zu Hunderten und Tausenden umher. Menschen meiner Hautfarbe gibt's nur wenige."

„Und außer uns haben Sie heute wirklich keinen Weißen gesehen?" fragte Ellen zaghaft.

„Seit langem nicht", entgegnete der Trapper. Da der Hund wieder leise zu knurren begann, befahl er: „Still, Hektor, still! – Er wittert Gefahr", sagte er erklärend zu dem Mädchen. „Manchmal kommen die Schwarzbären aus den Bergen herab. Sie ziehen sogar noch weiter. Aber die Tiere sind harmlos, ihretwegen würde sich der Hund nicht so aufregen. Außerdem bin ich kein schlechter Schütze, wenn ich auch in jungen Jahren flinker war und eine ruhigere Hand hatte. Sie haben keinen Grund, sich zu ängstigen, gutes Mädchen."

Ellen schaute zu Boden. Dann hob sie langsam den Kopf; aus ihrem Blick sprach Ungeduld, nicht Furcht.

Der Hund schlug an. Sein kurzes Bellen hallte von den Hügeln wider. Es galt einer Gestalt, die in der Ferne auftauchte und langsam näher kam.

DRITTES KAPITEL

Es ist ein Mann", sagte der Trapper, ein wenig erstaunt, daß der Fremde nicht vom Lager her, sondern aus der entgegengesetzten Richtung kam, „ein Weißer und keine Rothaut, sonst wäre sein Schritt leichter. Da müssen wir uns auf das Schlimmste gefaßt machen. Mestizen sind gefährlicher als Indianer."

Er hob das Gewehr und betastete prüfend Feuerstein und Ladung. Doch kaum hatte er angelegt, griff das Mädchen mit zitternden Händen nach dem Lauf.

„Seien Sie um Himmels willen nicht voreilig", bat sie, „es könnte ein Freund sein, ein Bekannter – ein Nachbar."

„Ein Freund?" wiederholte der Greis und schob sie sanft zurück. „Freunde sind rar hierzulande, und vom nächsten Nachbarn oder Bekannten trennen uns viele Meilen."

„Auch wenn es ein Fremder ist, sollen Sie sein Blut nicht vergießen."

Der Trapper betrachtete ihr entsetztes Gesicht, er ließ die Waffe sinken. „Sie hat recht", murmelte er vor sich hin. „In meinem Alter lohnt es nicht, wegen der lumpigen paar Sachen jemanden über den Haufen zu schießen. Soll er sich nehmen, was ihm in die Nase sticht – das Gewehr, die Fallen, die Felle –, worauf er's abgesehen hat."

„Er wird nicht begehren, was ihm nicht gehört", sagte das Mädchen zuversichtlich. „Bestimmt ist er ein ehrlicher Mensch."

Der Mann war keine fünfzig Fuß entfernt, er näherte sich schnell. Hektor sprang auf und schlich ihn geduckt, fast kriechend wie ein Panther an.

„Rufen Sie Ihren Hund zurück", rief der Ankömmling mit fester, tiefer Stimme, die eher versöhnlich als drohend klang, „ich habe Tiere gern; es täte mir leid, wenn ich ihn erledigen müßte."

„Hast du das gehört, Hektor", schimpfte der Trapper. „Komm her, alter Narr, kannst ja doch nur kläffen und knurren. – Treten Sie näher, mein Freund. Der Hund hat keine Zähne mehr."

Der Fremde beschleunigte seinen Schritt. Bald stand er neben Ellen Wade, die er begrüßte. „Guter Gott, Großvater", sagte er danach lässig, mit einem flüchtigen Blick auf den Trapper, „von welchem Stern sind Sie gefallen? Oder hausen Sie etwa hierherum in der Prärie?"

„Ich bin nicht ganz neu auf der Erde", erwiderte der Trapper, „und war dem Himmel hoffentlich nie so nahe wie in diesem Augenblick. Zu meiner Wohnung, falls ich den Ausdruck gebrauchen darf, ist's nicht weit. Aber darf ich nun meinerseits fragen, wo Sie zu Hause sind und woher Sie kommen, wenn's gestattet ist?"

„Nicht so stürmisch, warten Sie mit ihren Fragen, bis wir meinen Katechismus heruntergeleiert haben. Welchen Sport betreiben Sie in der Mondnacht? Sie stellen nicht etwa den Büffeln nach?"

„Ich komme aus dem Auswandererlager hinter dem Hügel dort und bin auf dem Wege zu meinem eigenen Wigwam. Dabei trete ich niemandem zu nahe."

„Gut und schön. Und diese junge Dame soll Ihnen wohl den Weg zeigen, weil sie hier Bescheid weiß, wo Sie sich nicht auskennen?"

„Ich habe das Mädchen durch Zufall getroffen, genau wie Sie. Seit zehn Jahren wohne ich in dieser Ebene, und es ist das erstemal, daß ich zu so später Stunde zwei Weißen begegne. Aber wenn ich störe, tut mir's leid; dann will ich nur sehen, daß ich weiterkomme. Unsere Freundin hier wird Ihnen schon erzählen, wie sich alles verhält."

Der junge Mann zog die Fellmütze vom Kopf und glättete sein wirres schwarzes Haar. „Freundin!" entgegnete er aufbegehrend. „Als ob ich das Mädchen jemals gesehen hätte. Das ist ja die Höhe!"

Er stockte, denn Ellen hielt ihm den Mund zu. „Genug, Paul", sagte sie begütigend. „Du brauchst dir keine Sorgen zu machen. Dieser gute Mensch wird uns nicht verraten."

„Ellen!" rief der Ankömmling mißtrauisch, „du hast doch nicht ..."

„Aber Paul, wie könnte ich! Ich meine nur, von diesem Trapper haben wir nichts zu fürchten."

„Ach, ist er ein Fallensteller?" Der Junge blickte den Alten erleichtert an. „Geben Sie mir Ihre Hand, Großvater. Machen wir uns bekannt, das sind wir unseren Berufen schuldig."

Der Greis musterte den kräftigen, muskulösen Mann, der sich ungezwungen, doch gar nicht plump auf sein Gewehr stützte. „Für Handwerker ist hier nichts zu holen, und um Fallen zu stellen oder Netze auszulegen, braucht man weder Kraft noch Mut. Dazu muß man gerissen sein. Ich wüßte, was ich täte, wenn ich so jung wäre wie Sie."

„Ja, was meinen Sie, womit ich mich abgebe? Ich habe noch nie einen Nerz oder eine Bisamratte in einen Käfig gesperrt. Allerdings kann ich nicht leugnen, dem einen oder anderen der schwarzhäutigen Biester eins aufs Fell gebrannt zu haben, obwohl ich Pulver und Blei besser gespart hätte. Aber ein Fallensteller bin ich nun wirklich nicht."

„Und wovon leben Sie, mein Freund? Hier ist der Mensch verraten und verkauft, wenn er sich seinen Unterhalt nicht mit dem Gewehr erwirbt."

„Wer sagt, daß ich das nicht kann? Ein Bär, der meinen Weg kreuzt, hat wenig Aussicht, mir zu entkommen. Die Hirsche machen schon einen Bogen um mich, und ich habe mehr Büffel erlegt, als der größte Fleischer von Kentucky Rinder geschlachtet hat."

„Dann verstehen Sie was vom Schießen?" fragte der Trapper entzückt. „Haben gute Augen, eine ruhige Hand?"

„Finger wie Stahlfedern, Blicke wie Schrotkörner. Ich wollte, es wär heller Tag, Großvater, und über uns würden weiße Schwäne oder schwarze Enten nach Süden ziehen. Mit einer einzigen Kugel wollte ich Ihnen den schnellsten Vogel vom Himmel holen."

Der Trapper wandte sich an Ellen, seine Augen blitzten vor Vergnügen. „In dem Jungen steckt was, so ein Talent läßt sich nicht verleugnen. Ob er einen Hirsch im Sprung zwischen die Stangen trifft?"

„Ebensogut können Sie fragen, ob ich Speise und Trank zu mir nehme", entgegnete der junge Mann selbstsicher.

„Nun, dann haben Sie ein langes, glückliches Leben vor sich", erklärte der Trapper. „Ich bin alt und schwach, aber wenn ich noch einmal zwanzig wär und die Wahl hätte, würde ich wieder ein Jäger sein wollen. Ja, sagen Sie, junger Mann, was machen Sie mit den Fellen?"

„Mit den Fellen? Ich habe mein Lebtag keinen Hirsch gehäutet, geschweige eine Gans gerupft. Dann und wann schieß ich mir einen Bock, um den Hunger zu stillen. Bin ich satt, reicht es mir. Den Rest kriegen die Präriewölfe. Nein, ich bleibe bei meinem Beruf, der wirft mehr ab als alle Pelze, die ich auf der anderen Seite des großen Flusses verkaufen könnte."

Der alte Mann schüttelte nachdenklich den Kopf. „Ich kenne nur ein Geschäft, das hier etwas einbringt."

Diesmal schwieg der andere. Statt zu antworten, griff er nach einer kleinen Büchse, die auf seiner Brust baumelte. Als er den Deckel aufspringen ließ, verbreitete sich der Duft köstlichsten Honigs.

„Ein Bienenjäger!" rief der Trapper überrascht. „Da treiben Sie ein Gewerbe, das in der Steppe zweifelhaften Wert haben dürfte."

„Sie meinen, ein Schwarm braucht einen Baum, um sich niederzulassen? Ich weiß es besser. Darum bin ich so weit nach Westen gezogen. Und nun, da ich Ihre Neugier gestillt habe, werden Sie ein Stück zur Seite treten, damit ich dieser jungen Dame meine Geschichte zu Ende erzählen kann."

„Das ist doch nicht nötig", wandte Ellen ein. „Mag er bleiben, ich bin sicher, daß er uns nicht stört. Was du zu sagen hast, darf die ganze Welt hören."

„Ja, freilich, aber sollen mich die Drohnen zu Tode stechen, wenn ich das Gesumm im Kopf einer Frau verstehe. Ich für meinen Teil, Ellen, fürchte niemanden und nichts. Meinethalben gehe ich sofort zu deinem Onkel, wie du ihn nennst, obwohl er – das könnte ich schwören – mit dir bestimmt nicht

verwandt ist; sofort gehe ich zu ihm und mache meinem Herzen Luft, mag es ihm gefallen oder nicht. Du brauchst nur ein Wort zu sagen."

„Du bist unbedacht und stürmisch, Paul. Bei dir muß man immer gewärtig sein, eine böse Überraschung zu erleben. Wie kannst du dich zu ihm und seinen Söhnen wagen, wo du genau weißt, daß sie uns nicht zusammen sehen dürfen?"

Während dieses Wortwechsels war der Trapper keinen Zollbreit von der Stelle gewichen. „Hat er denn etwas Schlimmes angestellt?" fragte er neugierig.

„Bewahre! Daß wir uns vor ihm verbergen, hat ganz andere Gründe. Nur wäre es verfrüht, darüber zu sprechen. Vielleicht warten Sie wirklich besser an den Weidenbüschen, Vater. Sobald mir Paul Hover alles erzählt hat, komme ich hin und wünsche Ihnen eine gute Nacht, bevor ich ins Lager zurückgehe."

Der Trapper trat langsam beiseite. Als er die Stimmen der jungen Leute nicht mehr hörte, blieb er stehen. Sein Hund streckte sich ihm zu Füßen und war bald eingeschlafen.

Nachdenklich sah der alte Mann zu seinen neuen Bekannten hinüber, die sich verschwommen gegen den Nachthimmel abhoben. Der Anblick weckte Erinnerungen und rief Gefühle wach, die lange geschlummert hatten. In Gedanken durchwanderte er noch einmal die besten Jahre seines harten, entbehrungsreichen und doch schönen Lebens. Dann führten ihn seine Überlegungen in die Zukunft. Er grübelte, bis ihn eine Bewegung Hektors aufschreckte.

Der treue Hund, der seinen Jahren und seiner Schwäche erlegen schien, fuhr plötzlich empor und trat, in die weite Prärie schnüffelnd, aus dem Schatten seines Herrn. Bald kam er beruhigt zurück. Wohlig und bedächtig, mit gewohnter Sorgfalt reckte er die müden Glieder.

„Was gibt's denn?" fragte der Trapper sanft. „Was ist es nun wieder, mein Hündchen? Sag's deinem Herrn. Erzähl ihm alles, was du erkundet hast."

Hektor knurrte, blieb aber ruhig liegen. Obwohl ihn der Alte, dessen Mißtrauen sich regte, zur Wachsamkeit mahnte, hob er den Kopf nicht mehr aus dem Gras.

„Ein Wink von so einem Freund ist mehr wert als der beste Rat eines Menschen", murmelte der Trapper, während er sich dem jungen Paar näherte. „Kinder", flüsterte er, als er dicht genug herangekommen war, „wir sind nicht allein in der Steppe. Darum heißt es auf der Hut sein, das muß zur Schande der Menschheit gesagt werden."

„Wenn einer von Ismaels faulen Söhnen das Lager verlassen hat, soll er es bereuen", stieß der Bienenjäger drohend hervor. „Vielleicht ist seine Reise zu Ende, ehe er oder sein Vater sich's träumen lassen."

„Sie sind alle bei den Tieren", zischelte das Mädchen. „Das hab ich mit eigenen Augen gesehen. Sie schlafen bis auf zwei, die Wache halten. Und die müßten sich gründlich geändert haben, wenn sie zu dieser Stunde nicht von einer Hühnerjagd oder vom Raufen träumen."

„Da hast du recht", meinte der Bienenjäger. „Ihr Hund hat ein wildes Tier

gewittert, Vater. Am Ende hat auch ihm der Traum einen Streich gespielt. In Kentucky hatte ich einen Hund. Wenn's den packte, fuhr er wie angeschossen hoch und jagte davon, bloß weil ihn im Schlaf etwas genarrt hatte. Gehen Sie nur hin, ziehen Sie ihn am Ohr, damit er zu sich kommt."

„Wenn's ein Junges wär, könnten Sie recht haben. Aber so ..." Der Trapper schüttelte den Kopf. „Das Alter ist wachsam und mißtrauisch. Hektors Warnungen wollen beachtet sein, das weiß ich aus langer Erfahrung."

„Hat er schon einmal die Bekanntschaft eines Wolfs gemacht?"

„Nun, ich muß sagen, die gefräßigen Biester haben mich oft genug geärgert. Sie sind gierig wie Menschen. Nicht selten bin ich versucht gewesen, ihn auf sie loszulassen; aber sein Instinkt verriet ihm wohl, daß die Tiere harmlos sind, er ließ sie in Frieden."

Der Bienenjäger lachte. „Na, dann ist alles klar. Sie sind auf eine Wolfsfährte gestoßen. Der Hund will nur beweisen, daß er eine feinere Nase hat als sein Herr."

„Wenn Hektor schläft, kann ein ganzes Rudel vorüberziehen, ohne daß er sich regt. Aus seinem Napf haben sie schon gefressen, nicht einmal geknurrt hat er."

„Manchmal kommen Panther aus den Bergen herab. Neulich ist so eine Katze einen wunden Hirsch angegangen. Nun reden Sie Ihrem Hund gut zu, damit er sich beruhigt."

Laut und klagend heulte das Tier, langgezogen hallte das Echo nach, schwoll an und verebbte. Angestrengt lauschte der Trapper. Auch der Bienenjäger erstarrte. Nach einer Weile pfiff der Greis den Hund an seine Seite.

„Kinder", sagte er, „ich weiß nicht, was sich dort in der Finsternis zusammenbraut, aber wenn Sie den Rat eines alten Mannes hören wollen, dann trennen Sie sich, suchen Sie Ihre Unterkünfte auf."

„Niemals", erwiderte Hover, „wenn ich Ellen jetzt verlasse, will ich ..."

Das Mädchen unterbrach ihn. „Schon gut. Es wird auch so Zeit, daß ich umkehre. Für alle Fälle also gute Nacht, Paul. Schlafen Sie wohl, Vater."

„Pst!" machte Hover. Da sie forteilen wollte, hielt er sie am Arm zurück. „Hörst du nichts? Das sind Büffel, sie jagen über den festen Boden. Es muß ganz in der Nähe sein."

Alle hielten den Atem an. Aus der Ferne trug der Wind leises, dumpfes Getrappel über die Steppe.

„Ich hab recht", behauptete der Bienenjäger, „ein Panther ist hinter einer Herde her. Oder kämpfen dort Bullen miteinander?"

„Ihre Ohren trügen", erklärte der Greis, der reglos wie eine Statue auf die Geräusche lauschte. „Für Büffel sind die Sprünge zu lang, und sie sind zu regelmäßig für gehetzte Tiere. Still! Jetzt jagen sie durch ein Tal, das hohe Gras dämpft die Geräusche. Schon geht es auf hartem Boden weiter. Da kommen sie den Hang herauf. Sie sind hier, ehe wir Deckung gefunden haben."

Der junge Mann nahm das Mädchen bei der Hand. „Komm, Ellen, wir versuchen, das Lager zu erreichen."

„Die Schufte haben Hektor gehört", flüsterte der Trapper. „Runter, junger Mann, ziehen Sie den Kopf ein! Legen Sie sich flach auf die Erde wie ein schlafender Hund."

„Ich bin dafür, daß wir ihnen die Stirn bieten", erwiderte Hover hitzig, „daß wir aufspringen."

Er war zu allem entschlossen, das verriet seine Miene; doch bevor er der Ankündigung die Tat folgen ließ, wurde er derb an der Schulter gepackt. Er drehte sich um und blickte in das finstere Gesicht eines Indianers. Trotz der Überraschung und obwohl er am Boden lag, während der andere über ihm stand, schien er nicht geneigt, sich kampflos zu ergeben. Schnell wie der Blitz sprang er hoch, packte seinen Gegner an der Kehle und begann ihn zu würgen, so heftig, daß der Zweikampf rasch zu seinen Gunsten entschieden worden wäre, hätte ihn der Trapper nicht gewaltsam von seinem Widersacher getrennt. Zuerst war Hover hell empört über den vermeintlichen Verrat, aber ehe er dazu kam, dem Alten Vorwürfe zu machen, sah er sich von einem Dutzend Indianer umringt, und es blieb ihm nichts anderes übrig, als sich zu ergeben. So geriet er wie der Trapper und das Mädchen in Gefangenschaft.

VIERTES KAPITEL

Obwohl sich der Trapper friedfertig in sein Schicksal gefügt hatte, wußte er sehr genau, daß die Sioux ein ungewöhnlich wildes und kriegerisches Volk waren. Lähmende Kampfesmüdigkeit, die Einsicht, daß durch Widerstand nichts zu gewinnen, wohl aber alles zu verlieren war, vielleicht auch ein wenig Furcht mochten ihn zu der Kapitulation veranlaßt haben. Ohne Murren gab er seine wenigen Habseligkeiten her. Mehr noch, er kam der Raubgier der Häuptlinge entgegen. Von sich aus bot er ihnen an, was ihr Wohlgefallen erregen konnte.

Ganz anders verhielt sich Hover. Er war nicht bereit, all die Grobheiten und Freiheiten, die sich seine Widersacher erlaubten, stillschweigend hinzunehmen. Nur zögernd, unwillig und unter heftigen Protesten trennte er sich von seinem Eigentum. Mehrmals schien er gesonnen, Gewalt mit Gewalt zu vergelten, und er hätte sich der Plünderung verzweifelt widersetzt, wäre Ellen nicht gewesen. Das Mädchen hielt ihn am Arm zurück. Sie zitterte wie Espenlaub und bat ihn flehentlich, ruhig zu bleiben; er sei der einzige Mensch, der sie beschützen könne.

Die Indianer raubten den Gefangenen Waffen, Munition und einige Gegenstände von geringerem Wert. Dann wandten sie sich wichtigeren Dingen zu. Wieder traten die Häuptlinge zusammen. Nur wenige sprachen. Ihren ernsten Mienen und ungewöhnlich lebhaften Gebärden war anzusehen, daß sie vor keinem Mittel zurückschrecken würden, um ans Ziel ihrer Wünsche zu gelangen.

Der Trapper beherrschte ihre Sprache leidlich. Er verstand, was gesprochen wurde, und flüsterte seinen Gefährten zu: „Die im Lager können von Glück sagen, wenn sie nicht unsanft aus dem Schlaf gerissen werden."

„So?" erwiderte der Bienenjäger mit bitterem Lachen. „Wollen sie Ismael und seine Sippschaft ins Felsengebirge schleppen? Ich wäre den Hunden nicht böse."

„Aber Paul!" rief Ellen vorwurfsvoll. „Wie kannst du so etwas wünschen?"

„Ich?" entgegnete Hover belustigt. „Ich hätte dem roten Teufel dort die Luft abgeschnürt. Wenn's nach mir gegangen wäre, hätten wir's drauf ankommen lassen. Ja, ja, alter Trapper, wir sind sündhaft feige gewesen, und das war ausschließlich Ihre Schuld. Kein Wunder übrigens, daß jemand, der tagtäglich den Tieren nachstellt, zur Abwechslung auch mal zwei Menschen in der Schlinge fangen möchte."

Ellen flehte ihn an: „Paul, ich bitte dich, sei still, Paul, sei vernünftig!"

„Ganz wie du willst, Ellen", versetzte Hover versöhnlich. „Dir zuliebe tue ich alles, obwohl du wissen mußt, daß sich ein Mann aus Kentucky ohrfeigen könnte, wenn er so in der Klemme sitzt. Das gehört zu seiner Religion."

Der Trapper tat, als hätte er das Gespräch zwischen den jungen Leuten überhört. „Ich fürchte, die Schufte werden Ihre Freunde entdecken", bemerkte er sachlich. „Sie wittern Beute und sind von ihrem Vorhaben schwerlich abzubringen. Sie gleichen Jagdhunden auf der Fährte."

„Sind uns wirklich die Hände gebunden?" fragte Ellen verzweifelt.

„Ich werde kräftig heulen", schlug Hover vor, „damit der alte Ismael denkt, daß ein Rudel Wölfe in seinen Pferch eingebrochen ist."

„Und Sie für Ihre Mühe eins über den Schädel bekommen", versetzte der Trapper trocken. „Nein, List will durch List begegnet sein. Machen wir einen Fehler, schlachten sie am Ende die ganze Familie ab."

„Muß es denn gleich so arg kommen? Ismael wandert leidenschaftlich gern, er würde es bis an den Pazifik schaffen. Aber wenn er sterben soll, dann nicht durch die Hand eines Mörders."

„Es sind genügend Männer im Lager, ihre Bewaffnung ist nicht schlecht. Ob sie kämpfen würden? Was meinen Sie?"

„Wissen Sie, der alte Bush hat wenig Freunde, und die sieben Bullenbeißer, seine Söhne, haben noch weniger. Ich will sonst nichts Schlechtes über sie reden, obwohl sie aus Tennessee stammen. Die sind ebensolche Draufgänger wie wir Kentuckyleute. Wer's mit denen aufnimmt, muß fest auf der Erde stehn. Leicht sind die nicht unterzukriegen."

Der Trapper deutete auf die Häuptlinge. „Sie haben sich ausgesprochen und einen Plan ausgeheckt. Jetzt werden sie versuchen, ihn auszuführen. Lassen Sie sich nur zu keiner unbedachten Handlung hinreißen. Noch habe ich Ihre Freunde nicht aufgegeben."

„Freunde?" wiederholte Hover. „Sie sind alles andere als das, Trapper. Wenn ich für die Partei ergreife, dann, weil sich's so gehört, nicht aus Freundschaft."

„Ich dachte nur, die junge Frau gehört zu dem Trupp", sagte der Alte. „Wirklich, das hatte ich angenommen, aber ich wollte natürlich niemanden beleidigen."

Ellen hielt Hover den Mund zu. Sie beschwichtigte ihn. „Wir sollten uns aller

einer Familie zugehörig fühlen und, solange es in unserer Macht liegt, einander helfen. Jetzt müssen wir uns ganz auf Ihre Erfahrungen verlassen, Großvater. Sie werden schon eine Möglichkeit finden, die Auswanderer zu warnen."

Der Bienenjäger lachte in sich hinein. „Stellt euch vor, daß die Rothäute ernsthaft mit den Jungs anbändeln", murmelte er. „Das gäbe einen Mordsspaß. Da, seht mal!"

Die Indianer wurden unruhig. Sie saßen ab und übergaben die Pferde den Kriegern, die auch die Gefangenen zu bewachen hatten. Außer den Posten scharten sich alle um den obersten Häuptling. Sie bildeten einen Kreis. Auf ein Zeichen zogen sie los. Da sie geradeaus gingen, vergrößerte sich der Abstand zwischen Mann und Mann mehr und mehr, je weiter sie sich vom Mittelpunkt des Kreises entfernten. Allmählich verschmolzen die Gestalten mit der Prärie. Noch ragte hier und da ein Kopf aus dem Gras, aber gegen den dunklen Nachthimmel wirkte er umrißlos wie ein schwarzer Nebelfleck. Dann war auch der letzte Sioux wie vom Erdboden verschwunden, und die Gefangenen verließen sich nur mehr auf ihr Gehör.

Viele bange Minuten warteten sie auf den Kampfruf der Angreifer und das Schreckensgeschrei der Überfallenen, doch es blieb unheimlich still. Die Suche schien erfolglos zu verlaufen. Eine halbe Stunde nachdem sie begonnen hatten, kehrten die Indianer einzeln zurück, mürrisch, finster, enttäuscht.

„Jetzt kommen wir an die Reihe", bemerkte der Trapper, der die Krieger beobachtete. „Sie werden uns ausfragen. Ich möchte dringend empfehlen, daß wir einen bestimmen, der mit ihnen verhandelt. Fernerhin, falls die Meinung eines erfahrenen Jägers, der zum alten Eisen gehört, noch etwas gilt, würde ich sagen, daß der Betreffende die Eigenarten der Indianer kennen sollte, daß er auch ihre Sprache sprechen müßte. – Wie ist es, Freund, beherrschen Sie Sioux?"

„Lassen Sie Ihre Gedanken nur ausschwärmen", höhnte der Bienenjäger mißmutig. „Sie verstehen zu summen, alter Trapper, das ist aber alles."

„Die Jugend ist heißspornig", erwiderte der Greis ruhig. „Auch mein Blut geriet leicht in Wallung und kochte bei jeder Gelegenheit. Heute weiß ich, daß man in unserer Lage am besten keine tollkühnen Pläne schmiedet, sondern den Verstand behält. Einem grauen Kopf geziemt es, besonnen zu bleiben."

„Freilich", flüsterte Ellen, „zum Schwatzen haben wir jetzt keine Zeit. Da kommt schon ein Häuptling, der uns befragen möchte."

Ein großer, halbnackter Indianer näherte sich den Gefangenen. Dicht vor ihnen blieb er stehen. Er musterte sie der Reihe nach, so gut es ihm das Mondlicht gestattete. Als er sie – eine Minute später – in tiefem, rauhem Ton angeredet hatte, erwiderte der Trapper den Gruß. Er sprach gebrochen, aber deutlich genug, um verstanden zu werden.

„Haben die Bleichgesichter ihre Büffel aufgezehrt und ihren letzten Bibern das Fell abgezogen?" fragte der Eingeborene nach der üblichen Anstandspause. „Möchten sie jetzt die Tiere zählen, die den Pawnees geblieben sind?"

„Einige von uns sind hier, um zu kaufen, andere, um zu verkaufen", antwortete

der Trapper, „aber niemand wird ihnen folgen, wenn es sich herumspricht, daß es gefährlich ist, sich in die Nähe der Sioux zu wagen."

„Die Sioux sind Diebe, sie wohnen im Schnee. Warum sprechen wir im Lande der Pawnees von einem Volk, das so fern ist?"

„Wenn hier die Pawnees leben, haben Weiße und Indianer die gleichen Rechte."

„Haben die Bleichgesichter den Rothäuten nicht genug gestohlen? Warum kommen sie noch her und lügen? Das ist ein Jagdgrund meines Stammes."

„Ich spreche nicht, wie ich sprechen könnte", fuhr der Trapper unbeirrt fort. „Es ist besser, zu schweigen, aber die Pawnees und die weißen Männer sind Brüder. Ein Sioux wagt sein Gesicht in keinem Dorf der Loups zu zeigen."

„Die Dakotas sind Männer", schrie der Indianer, der in seinem Zorn vergaß, daß er sich als Pawnee ausgegeben hatte. „Die Dakotas kennen keine Furcht. Sprich, was führt dich so weit von den Dörfern der Bleichgesichter fort?"

„Ich habe die Sonne über mancher Beratung auf- und untergehen sehn. Die Worte weiser Männer hab ich gehört. Laß deine Häuptlinge kommen, und mein Mund soll nicht verschlossen sein."

„Ich bin ein großer Häuptling!" rief der Indianer beleidigt. „Weucha ist ein Krieger, dem man glaubt und dessen Namen man nennt."

„Bin ich ein Narr, daß ich einen Krieger vom Stamme der Tetons nicht erkenne?" entgegnete der Trapper furchtlos. „Geh, es ist finster. Du siehst mein graues Haar nicht."

Da begriff der Dakota, daß der Mann vor ihm sehr erfahren war und sich nicht täuschen ließ. Er überlegte noch, mit welcher List er ans Ziel gelangen könnte, als seine Kameraden hinter ihm ungeduldig wurden. Er hörte, wie sie tuschelten und sich rührten. Nach einem flüchtigen Blick über die Schulter, sagte er schnell und gar nicht mehr anmaßend: „Gib Weucha die Milch der Langmesser, er wird deinen Namen den großen Männern seines Stammes in die Ohren singen."

Der Trapper hob abweisend die Hand. „Geh! Die jungen Männer sprechen von Mahtoree. Meine Worte sind für einen Häuptling bestimmt."

Der Indianer starrte den Weißen haßerfüllt an. Widerstrebend zog er sich zurück. Er wich dem Mann, dessen Namen der Trapper genannt hatte und der nun, hochgereckt und kraftvoll, zu den Gefangenen trat. Die Dakotas begleiteten ihren angesehenen Stammesgenossen. Sie umringten ihn und verharrten in tiefem, ehrerbietigem Schweigen.

Der Häuptling wartete eine Weile, dann begann er mit unnachahmlicher, natürlicher Würde das Gespräch. „Die Erde ist sehr groß. Warum können die Kinder meines weißen Vaters nie genug Platz darauf finden?"

„Einige von ihnen haben gehört, daß es ihren Freunden in der Prärie an vielen Dingen mangelt", erwiderte der Trapper schlau. „Nun sind sie gekommen, um zu sehen, ob das wahr ist. Andere wiederum brauchen, was die roten Männer verkaufen möchten. Sie wollen ihre Freunde reich machen und ihnen Pulver und Decken geben."

„Wenn Händler den großen Fluß überqueren, sind ihre Hände leer?"

„Unsere Hände sind leer, weil sich deine jungen Männer täuschen ließen. Sie glaubten, daß wir müde wären, und haben uns von unsrer Last befreit. Das war jedoch unnötig. Ich bin alt, aber noch gut bei Kräften."

„Ich glaube, du irrst dich. In der Prärie hast du deine Bürde abgeworfen. Zeig meinen jungen Männern die Stelle, damit sie dein Eigentum auflesen, bevor es die Pawnees finden."

„Der Pfad dorthin ist gewunden, es ist Nacht, der Körper fordert sein Recht. Befiehl deinen Kriegern, über den Hügel zu ziehen. Drüben gibt es Wasser und Holz. Mögen sie ein Feuer anzünden und mit warmen Füßen schlafen. Wenn die Sonne wiederkommt, will ich zu dir sprechen."

Die Indianer, die aufmerksam zugehört hatten, murmelten unzufrieden, und der alte Mann begriff, daß es nicht leicht war, die Dakotas zu täuschen oder gar die Auswanderer zu warnen.

Mahtoree, der einzige, der nicht murrte, sagte: „Ich weiß, daß mein Freund reich ist. Nicht weit von hier hat er viele Krieger. Seine Pferde sind zahlreicher als die Hunde der Rothäute."

Der Trapper zeigte mit einer ausholenden Bewegung auf Ellen Wade, Hover und Hektor. „Da siehst du meine Krieger und meine Pferde."

„Was! Hat die Frau die Beine einer Dakota-Squaw, daß sie dreißig Nächte durch die Prärie laufen kann, ohne umzusinken? Ich weiß, die roten Männer der Wälder machen lange Märsche zu Fuß. Wir leben in der Steppe, wo das Auge nicht von einer Hütte zur nächsten sieht, wir lieben unsere Pferde."

Der Trapper zögerte mit der Antwort. Dann erwiderte er ausweichend: „Die Frauen der Sioux und der weißen Männer sind nicht aus einem Wigwam. Würde ein Krieger der Tetons sein Weib größer machen als sich selbst? Ich weiß, daß er es nicht täte. Wie meine Ohren vernommen haben, gibt es aber Länder, wo die Squaws zu Rate sitzen."

Vor Staunen gerieten die Krieger in Bewegung. Nur der Häuptling in der Mitte des dunklen Kreises blieb starr wie eine Statue.

„Meine weißen Väter, die an den Großen Seen leben, haben erklärt, daß ihre Brüder im Lande der aufgehenden Sonne keine Männer sind", sagte er stolz. „Jetzt weiß ich, sie haben nicht gelogen. Geh, was ist das für ein Volk, an dessen Spitze eine Squaw steht? Bist du der Hund und nicht der Herr dieses Weibes?"

„Weder das eine noch das andere. Ich habe sie heute erst kennengelernt. Sie kam in die Prärie, weil man ihr gesagt hatte, daß die großen, edelmütigen Dakotas hier leben. Sie wollte Männer sehen. Die Weiber der Bleichgesichter sind wie die Squaws der Sioux. Vor allem Neuen öffnen sie die Augen. Diese hier ist arm wie ich. Es wird ihr an Mais und Büffelfleisch fehlen, wenn du ihr das bißchen nimmst, was sie oder ihr Freund noch besitzen."

„Meine Ohren hören viele gemeine Lügen!" rief der Teton so grob, daß sogar seine Stammesbrüder erschraken. „Bin ich ein Weib? Hat ein Dakota keine Augen? Sprich, weißer Jäger, wer sind die Männer deiner Hautfarbe, die neben den gefällten Bäumen schlafen?"

Der Häuptling wies entrüstet in die Richtung des Lagers, und der alte Mann wußte, daß der scharfsinnige Indianer die Wagenburg entdeckt hatte.

„Es mag schon sein, daß weiße Männer in der Steppe nächtigen", erwiderte er unerschrocken. „Da mein Bruder es sagt, ist es wahr. Aber wer die Leute sind, die mit dem Großmut der Tetons rechnen, das weiß ich nicht. Wenn die Fremden schlafen, schick deine jungen Männer, sie zu wecken. Dann wirst du erfahren, was sie herführt. Jedes Bleichgesicht hat eine Zunge."

Der Häuptling schüttelte den Kopf. Er lachte zornig auf, er wandte sich ab, zum Zeichen, daß er die Unterredung beenden wollte. Doch bevor er ging, sagte er: „Die Dakotas sind weise, und Mahtoree ist ihr Häuptling. Er wird die Eindringlinge nicht anrufen. Sollten sie durch ihre Gewehre mit ihm sprechen? Heimlich wird er ihnen etwas ins Ohr raunen. Wenn er das getan hat, mögen Männer ihrer Hautfarbe kommen, um sie zu wecken."

Beifällig und leise lachten die Umstehenden. Dann löste sich der dunkle Kreis, die Krieger folgten dem Häuptling, der sie zu der Weide führte, wo sie sich erneut berieten. Weucha, der bei den Gefangenen geblieben war, nutzte die Gelegenheit, sein Angebot zu wiederholen. Da er aufdringlich wurde, wies ihn der Trapper nach einigen Ausflüchten brüsk ab. Verstimmt sann der Dakota auf Rache. Inzwischen hatte Mahtoree mit seinen Kriegern gesprochen. Die Versammelten waren sich einig geworden. Sie hatten beschlossen weiterzuziehen, und der ganze Trupp, Menschen und Tiere, brach auf. Als das Zeichen zum Halten gegeben wurde, sahen die Gefangenen, daß sie sich unweit der Stelle befanden, wo Ismael mit seiner Schar lagerte.

Die Pferde, die gut abgerichtet waren, blieben bei den Posten zurück. Der Befehl über die Wache wurde Weucha übertragen. Voller Genugtuung, hochmütig, unnahbar nahm der Indianer seinen Platz neben dem Trapper ein. Drohend hob er den Tomahawk. Er gab unumwunden zu verstehen, daß er das Mädchen töten werde, sollten die Männer versuchen, Alarm zu schlagen.

Mahtoree kannte die Stärken und Schwächen seiner Krieger genau. Er wies jedem eine Aufgabe zu, die seinen Fähigkeiten entsprach. Bereitwillig folgten die Leute den Anordnungen. Leichtfüßig glitten sie davon. Nur zwei, die der Häuptling für ein besonders schwieriges Unternehmen ausersehen hatte, blieben bei ihm zurück. Sobald alle übrigen verschwunden waren, erhielten die beiden ein Zeichen. Sie legten die Oberbekleidung ab, trennten sich von ihren Vogelflinten, tasteten prüfend nach Tomahawk und Messer. Mahtoree zog seinen Wampumgürtel straff, vergewisserte sich, daß seine verzierten, mit Fransen besetzten Leggings richtig verschnürt waren. Da er alles in Ordnung fand, winkte er zum Aufbruch.

Die drei Männer gingen geduckt auf das Lager zu. Nach einer Weile blieben sie stehen und spähten umher. Dann tauchten sie im Gras unter. Gewandt wie Schlangen krochen sie vorwärts, umhüllt vom Nebel, der über dem Boden stand. Manchmal hob Mahtoree den Kopf und sah hinüber zu dem tiefschwarzen Gehölz. Nach und nach verschaffte er sich ein klares Bild. Bald kannte er die

genaue Lage der Wagenburg, obwohl er nicht wußte, wie viele Menschen sie beherbergte und mit welcher Kampfkraft er zu rechnen hatte. Gerade das mußte er in Erfahrung bringen, denn von der Stärke des Gegners hingen in wesentlichem Maße seine weiteren Entscheidungen ab. Er gebot den beiden, die ihn begleiteten, liegenzubleiben, und setzte die Erkundung allein fort.

Seine Bewegungen waren langsam, äußerst vorsichtig schlich er weiter. Lautlos glitt er durch das Gras, und immer wieder hielt er inne, um angestrengt zu lauschen. Nach fünf Minuten, die endlos schienen, verließ er die gespenstisch erhellte Grasfläche und tauchte im Schatten des Dickichts unter.

Dort verweilte er lange. Er betrachtete das Lager, das sich mit Zelt, Wagen und Hütten als dunkle Silhouette gegen den Nachthimmel abhob. Unheimliche Stille herrschte über allem. Um besser hören zu können, neigte der Häuptling den Kopf zur Erde, doch vergeblich spannte er die Sinne an. Enttäuscht wollte er sich endlich erheben, als ein zitterndes Schnaufen zu ihm drang, das Atemgeräusch eines unruhig schlafenden Menschen.

Der Teton kannte den Charakter der Fremdlinge, die sich so weit in die Wildnis wagten. Er wußte, daß seine Feinde stark und tapfer waren, und während er unendlich behutsam näher kroch, verspürte er nicht nur Haß gegen die weißhäutigen Eindringlinge, sondern auch Hochachtung vor ihrem Mut.

Im Gehölz richtete er sich auf. Ein flüchtiger Blick verriet ihm, wo der Schläfer lag. Der Teton hielt inne; er sah, daß er nicht beobachtet wurde, und drang bis zu dem ahnungslosen Posten vor. Neugierig musterte er das friedfertige, entspannte Gesicht. Er wollte zurückkriechen, als der Fremde den Kopf bewegte. Da zückte Mahtoree das Messer und richtete es mit der Spitze auf die Brust des jungen Mannes, doch stieß er nicht zu, im letzten Augenblick besann er sich anders. Gedankenschnell sank er in den Schatten des gestürzten Baumes, gegen den sein Feind lehnte. Dort lag er reglos und stumm wie ein Stück Holz.

Ismaels Sohn hob die Lider, er blinzelte in den diesigen Himmel. Mühsam rappelte er sich hoch, schaute umher. Träge glitt sein müder Blick über das Lager, erfaßte unscharf einige Hügel und verlor sich in der offenen Prärie. Langsam rutschte der kraftstrotzende Körper zur Erde. Die Anstrengungen des Tages hatten ihn erschöpft. Gebieterisch forderte die Natur ihr Recht, bleischwere Müdigkeit übermannte ihn. Halb sitzend, halb liegend lehnte der Posten am Baum. Sein Kinn berührte die Brust. Bald verkündeten tiefe, regelmäßige Atemzüge, daß er eingeschlafen war.

Mahtoree richtete sich auf den Knien empor, so vorsichtig, daß ihn der schärfste Beobachter nicht bemerkt hätte. Wieder betrachtete er seinen Feind, und die Geräusche, die er verursachte, waren leise wie das Zittern der Pappelblätter im Nachtwind. Bewundernd ruhte sein Blick auf dem riesigen, athletischen Körper. Er griff nach der Kleidung des Schlafenden. Bedachtsam legte er die breite Brust frei, um sicher zu sein, daß er beim ersten Stoß das Herz traf. Doch als er das Messer zum tödlichen Stich hob, drehte sich der Mann auf die Seite. Das Hemd rutschte von seiner Schulter, der entblößte Oberarm zeigte

Muskelstränge. Diese Zeugen gewaltiger Kraft veranlaßten den Häuptling, seine Absicht zu ändern. Langsam ließ er die Waffe sinken. Im Schlaf war der andere weniger gefährlich als im verzweifelten Ringen des Todeskampfes. Der Häuptling sah zum Lager hinüber, er spähte in das Dickicht, über die stille Prärie. Noch einmal beugte er sich herab. Da der andere fest schlief, setzte er seinen Weg zur Wagenburg fort. Er blieb am Rande des Gehölzes, damit er bei Gefahr die schützenden Büsche aufsuchen konnte.

Das einsame Zelt zog ihn an. Nachdem er es von außen aufmerksam betrachtet hatte, lauschte er, bis seine Ohren schmerzten. Da es ganz still war, wagte er sich näher. Er lüftete die Plane, kniete nieder und lugte hinein. Nach einer Minute zog er den Kopf hervor. Er hockte sich hin und grübelte. Schließlich kroch er wieder dichter heran und steckte das Gesicht noch einmal unter die Decke. In dieser Haltung verharrte er lange. Erst als er zu wissen glaubte, was in dem Zelt verborgen war, schlich er weiter.

Vor der Wagenburg hielt er inne und schaute zurück. Einen Augenblick überlegte er, ob er nicht umkehren sollte, aber die Sicherungsanlagen verhießen eine reiche Beute, und da er nur die Hand auszustrecken brauchte, um die Sperre zu berühren, wand er sich geräuschlos wie eine Schlange durch das Pappelreisig. Auf der anderen Seite verweilte er wieder. Er sah sich im Innern des Lagers um. Als er einen Überblick gewonnen hatte, riß er vorsorglich eine Lücke in die Barrikade. So schuf er einen Fluchtweg, den er benutzen konnte, sollte ein plötzlicher Rückzug erforderlich werden.

Aufrecht ging er über den Platz, vorbei an der Hütte, in der die Frau und die kleinen Kinder schliefen. Nebenan lagen mehrere riesenhafte Gestalten, jede auf ein Laubbett gestreckt. Schließlich erreichte er das Nachtquartier des alten Ismael, und Mahtoree erriet, daß er das Haupt der Familie vor sich hatte. Nachdenklich betrachtete er den massigen Körper.

Er zog sein Messer, steckte es zögernd zurück in die Scheide am Gurt. Schon war er mehrere Schritte gegangen, als sich Ismael herumwarf und schlaftrunken fragte, was es denn gebe.

Mahtoree, der wußte, daß ihn der andere aus halboffenen Augen beobachtete, ahmte geistesgegenwärtig die rauhen, lallenden Laute des müden Mannes nach. Schwer sank er nieder, er gähnte und atmete tief. Beruhigt schnaufend drehte sich Ismael auf die Seite.

Einige Minuten verbrachte Mahtoree reglos in der Haltung eines Schlafenden. Während dieser Zeit reifte sein Entschluß, das ganze Lager mit allen Tieren und dem gesamten Inventar zu erbeuten. Ein tollkühner Plan nahm Gestalt an. Als der Häuptling sicher war, daß er nicht mehr beobachtet wurde, verließ er die Hütte. Er kroch zu dem kleinen Pferch hinüber.

Das erste Tier, dem er begegnete, war ein Schaf. Es schmiegte sich schutzsuchend an ihn, während er neugierig das weiche Fell und den sanften Kopf betastete. Er ging weiter und stieß bald auf die Pferde. Da kannte sein Entzücken kaum noch Grenzen.

FÜNFTES KAPITEL

Verschwiegen ruhte die Prärie, reglos lagen die Indianer in ihren Verstecken. Sie warteten geduldig auf das Zeichen, das sie zu Hilfe rief. Feierlich war die Stille über der öden Weite. Dünne Wolken bedeckten den bläßlich schimmernden Mond.

Die Minuten schleppten sich hin. In tiefstem Dunkel schlummerte das Gehölz. Kein Laut, kein Geräusch kündete von der Nähe eines Lebewesens.

Mit wachen Sinnen starrten die Gefangenen in den undurchdringlichen Dunst, der den Horizont verhüllte. Aber die Zeit verrann, ohne daß etwas geschah. Die Ungewißheit zerrte an den Nerven. Das tatenlose Warten raubte Hover die letzte Ruhe. Er atmete heftig, seine harten Muskeln zuckten. Nur Ellen, die zitternd und schutzsuchend seinen Arm hielt, verhinderte, daß sich seine große innere Erregung entlud.

Weucha trat dichter an den Trapper heran, er murmelte ihm ins Ohr: „Wenn die Tetons ihren großen Häuptling durch die Hände der Langmesser verlieren, werden alle sterben, seien sie alt, seien sie jung."

„Das Leben ist ein Geschenk Wakondas", sagte der Greis ruhig. „Seinem Willen müssen wir uns fügen, die Krieger der Steppe wie die übrigen Kinder des Großen Geistes."

Der Indianer zog das Messer und hielt es dem Gefangenen vor die Augen.

Geringschätzig erwiderte der Alte seinen Blick. „Der Mensch ist das Ebenbild Gottes", sagte er sehr laut auf englisch. „Warum sollte er sich von einem bloßen Zerrbild herausfordern lassen!"

Der Indianer streckte die Hand aus und griff die dünnen Silberlocken, die sich unter der Mütze des Trappers hervorkringelten. Er wollte mit dem Messer einen Kreis um die Haarwurzeln ziehen, als ein schriller Schrei die Nacht zerriß. Das

Echo rollte über die Prärie, und Weucha ließ sein Opfer fahren. Er jauchzte vor Vergnügen.

„Jetzt!" rief Paul, unfähig, länger an sich zu halten. „Alter Ismael, jetzt zeig ihnen, daß ihr aus Kentucky seid! Schießt nicht zu hoch, Jungs, haltet tief an, die Rothäute liegen auf der Erde!"

Die Warnung ging unter in dem wilden Geheul, das aus fünfzig Kehlen drang und weithin die Luft erfüllte. Die Wachen blieben zwar bei den Gefangenen, aber sie glichen einem Gespann, das kaum noch zu zügeln war. Sie gestikulierten aufgeregt, vollführten Freudensprünge wie ausgelassene Kinder und begleiteten ihre Verrenkungen mit frenetischem Jubel.

Plötzlich erzitterte der Boden, als jagte eine fliehende Büffelherde über die Prärie. Dröhnendes Stampfen mischte sich in das Johlen. Ismaels Pferde und sein übriges Vieh stürmten heran.

„Sie haben die Zug- und Lasttiere geraubt", sagte der Trapper, „keinen Huf haben sie dem Squatter gelassen."

Von dumpfem Entsetzen gepackt, donnerte die Herde vorüber. Mehrere dunkle, geisterhafte Gestalten, die ihr folgten, trieben sie zu größerer Eile an.

Die Rosse der Tetons begannen zu schnaufen. Sie bäumten sich auf und wollten durchgehen. Das bemerkte der Trapper. In einem günstigen Augenblick, als Weucha verzückt den wie ein Wirbelwind dahinrasenden Menschen und Kreaturen nachschaute, entriß er dem Indianer das Messer. Er bewies eine Kraft, die in dem alten Mann niemand vermutet hätte. Mit einem einzigen Hieb durchtrennte er den Riemen, der die Koppel hielt. Wiehernd stürmten die Pferde davon, halbtoll vor Freude und Schreck über die unverhofft gewonnene Freiheit. Erd- und Grasbatzen flogen unter ihren Hufen zur Seite.

Wie eine Katze fuhr Weucha herum. Er spürte, daß sein Messer nicht an der gewohnten Stelle stak. In nervöser Hast suchte er den Tomahawk. Kurze Zeit schwankte er zwischen der Rachsucht und dem Verlangen, hinter den Gäulen herzulaufen. Dann siegte seine leidenschaftliche Liebe zu den Reittieren, die übertölpelten Wächter nahmen die Verfolgung auf.

Der Trapper blickte ihnen lachend nach. „So sind die Rothäute, ob sie im Wald leben oder in der Prärie. Würde sich jemand gegenüber einer christlichen Feldwache solche Freiheit herausnehmen, wäre ein Schlag über den Schädel das mindeste, was er für seine Frechheit einstecken müßte. Natürlich sind die Vierbeiner flinker als die Zweibeiner, dafür sind die Zweibeiner schlauer. Ehe die Sonne aufgeht, gibt's in diesem Teil der Prärie keinen freien Huf mehr. Und an der Stelle, wo der Auswanderer sein Nachtlager aufgeschlagen hat, kann er sich getrost niederlassen. An Wasser fehlt's ihm dort nicht, aber wie ich die Sioux kenne, sieht er seine Pferde nie wieder."

„Ob wir nicht lieber zu ihm gehen?" fragte der Bienenjäger. „Die Sache wird ein blutiges Nachspiel haben, falls sich Ismael nicht über Nacht in einen Hasenfuß verwandelt hat."

„Nein", rief Ellen aufgeregt, „nein, nein ..."

Der Trapper verschloß ihr sanft den Mund. „Still, Sie bringen uns in des Teufels Küche!" Dann wandte er sich an Paul. „Demnach ist Ihr Freund ein mutiger Mensch?"

„Er ist mein Freund nicht!" Paul Hover hob beschwörend eine Hand. „Ich halt's mit keinem, der das Land, das ihn nährt, so wenig ehrt wie der."

„Na schön, Ihr Bekannter dann eben. Verteidigt er sein Eigentum mutig mit Pulver und Blei?"

„Sein Eigentum – gewiß, aber auch sonst liegt bei ihm der Finger dicht am Abzug. Wer hielt denn das Gewehr, das an der Büffellecke, drüben im alten Kentucky, den Stellvertreter des Sheriffs ins Jenseits beförderte, bloß weil er diejenigen verjagen wollte, die sich unrechtmäßig niedergelassen hatten? An dem Tag, als das passierte, war ich einem bildschönen Schwarm bis zu einer hohlen Buche gefolgt, und dort lag der Beamte des Volkes mit 'nem Loch im Herzen. Nein, Ellen, du kannst dich beruhigen. Offiziell ist ihm der Mord nie zur Last gelegt worden. Es sind ja auch fünfzig andere dagewesen, die den Hilfssheriff genausogut auf dem Gewissen haben konnten."

Das Mädchen seufzte erschaudernd, und der Trapper zog es vor, nichts mehr zu fragen. Er bemerkte nur unverfänglich: „Jeder muß wissen, wie er zu seinem Nächsten steht. Bedauerlich ist bloß, daß Hautfarbe, Sprache und Besitz solche Schranken setzen. Na ja, diese Sache hier wird wahrscheinlich durchs Gewehr und nicht durch eine Moralpredigt entschieden. Da wird es gut sein, wenn wir vorbereitet sind. Achtung, dort unten rührt sich was. Ich möchte annehmen, daß sie auch uns bemerkt haben."

„Die ganze Familie ist wach!" rief Ellen erschrocken. „Geh, Paul, lauf fort, dich dürfen sie hier nicht sehen!"

„Ich soll dich allein lassen? Nicht, bevor ich dich bei dem alten Ismael weiß. Eher will ich nie mehr eine Biene summen hören."

„Du vergißt unseren neuen Bekannten, Paul. Er wird sich um mich kümmern", sagte Ellen.

„Nein, ich bleibe. Wie schnell haben sie so ein Mädchen ins Felsengebirge verschleppt. Was meinen Sie, Trapper, wann werden die Tetons zurückkommen, um Ismael weiter auszuplündern?"

„In den nächsten sechs Stunden nicht." Der alte Mann lachte lautlos. „Erst müssen sie ihre Pferde wiederhaben, und diese Sioux-Gäule laufen wie langbeinige Elche. Halt, legt euch ins Gras! Da hat ein Gewehrschloß geknackt!"

Er wartete nicht, bis jemand geantwortet hatte, sondern nahm selber Deckung und zog auch die jungen Leute in das Gras. Mit kurzem Blaffen krachten Schüsse. Bedenklich niedrig zirpten die Kugeln über die Köpfe hinweg.

„Gut gemacht, ihr grünen Jungs", flüsterte Paul anerkennend, „alle Achtung, alter Knacker. Das war eine hübsche Salve. Bei dieser Sorte möchte man lieber hinter dem Kolben als vor der Mündung stehen. Was meinen Sie, sieht das nicht verteufelt nach einem Zweifrontenkrieg aus? Na, denen werd ich die Antwort nicht schuldig bleiben."

„Antworten Sie", bemerkte der Trapper trocken, „aber nehmen Sie dazu die Zunge. Reden Sie ihnen gut zu, sonst könnte es Ihnen und dem jungen Fräulein schlecht bekommen."

„Ich bin mir nicht sicher, ob das Mundwerk weniger gefährlich wäre, als wenn ich die Waffe sprechen ließe", versetzte Hover mit bitterem Humor.

Ellen beschwor ihn. „Paul, ich bitte dich, sprich leiser, sie hören dich doch! Lauf, ehe es ..."

Mehrere Schüsse krachten zugleich. Diesmal pfiffen die Kugeln niedriger.

„So geht das nicht weiter", sagte der Trapper. „Ich weiß, ihr habt Grund, euch zu fürchten, Kinder. Darum muß ich etwas für euch tun." Er erhob sich. „Ich gehe rüber. Wenn's mich erwischt, ist das nicht schlimm. Auf ein paar Stunden mehr oder weniger kommt es nicht an."

Gelassen schritt er den Hang hinab. Schweigend und gleichgültig näherte er sich dem Lager. Im Mondlicht war seine lange, hagere Gestalt deutlich zu sehen.

So ging er furchtlos, bis jemand drohend fragte: „Wer kommt da, Freund oder Feind?"

„Freund", war die Antwort, „einer, der zu lange gelebt hat, um im Streit zu enden."

„Aber nicht lange genug, um seine Jugendstreiche verlernt zu haben", sagte Ismael, dessen massiger Körper hinter einem niedrigen Strauch auftauchte. „Alter, du hast uns diese roten Teufel an den Hals gehetzt. Morgen wollt ihr die Beute teilen."

„Was haben Sie verloren?" fragte der Trapper ruhig.

„Acht Prachtpferde, ein hoffnungsvolles Füllen, das gesamte Rindvieh, die Schafe. Sogar die Schweine wühlen jetzt in der Prärie, obwohl sie sich die Hufe wundgelaufen haben. Wie groß wird Ihr Anteil sein?" fragte der Auswanderer, wobei er den Kolben wütend auf die Erde stieß.

„Pferde hab ich nie gebraucht und nie nach einem Gaul verlangt. In den hügeligen Wäldern des alten York waren sie nicht viel nutze. Heutzutage mag's anders sein, aber ich bin alt und fände am Reiten wenig Gefallen. Und was macht die übrigen Tiere begehrenswert? Kuhmilch, Schafwolle? Das ist etwas für Frauen. Ich ziehe mir Wildbret vor, und mein Lederzeug ist mir die liebste Kleidung, die es gibt."

Der Auswanderer hörte mißtrauisch zu. Zuerst war er von der Schuld des alten Mannes überzeugt gewesen. Der ernste Tonfall, in dem sich der andere rechtfertigte, ließ ihn jedoch zweifeln, ob sein Verdacht begründet war. „Das sind schöne Worte", murmelte er schließlich und versuchte sich in Zorn zu reden, „nach meinem Geschmack zu ölig. Sie sprechen wie ein Rechtsanwalt, nicht wie ein ehrlicher, wetterharter Jäger."

„Trapper", warf der andere leise ein.

„Das ist alles ein und dasselbe. Ich bin in diese Gegend gezogen, weil mich das Gesetz dazu zwang. Ich mag keine Nachbarn, die bei jeder kleinen Meinungsverschiedenheit einen Richter und zwölf Mann belästigen müssen. Aber ich bin

nicht gekommen, um mich ausplündern zu lassen und demjenigen, der es getan hat, vielleicht noch Dankeschön zu sagen."

„Wer sich so tief in Indianerland wagt, darf die Rechnung nie ohne den Wirt machen."

„Ohne den Wirt! Die Prärie gehört mir so gut wie jedem anderen. Wo steht geschrieben, daß der eine ein Dorf besitzen soll, der zweite eine Stadt, der dritte einen Bezirk, während ein anderer um ein Fleckchen Erde betteln muß, damit er sich ein Grab schaufeln kann? Nein, mein Guter, der Boden ist Gemeineigentum."

„Ich bestreite nicht, daß Sie recht haben", entgegnete der Trapper. „Ich habe Ihren Standpunkt oft genug vertreten, aber immer tauben Ohren gepredigt. Ihre Tiere wurden von Indianern gestohlen, und die behaupten, daß alles, was sie in der Prärie finden, ihnen gehört."

„Darüber sollten sie mit mir lieber nicht streiten", knurrte der Auswanderer drohend. „Ich bin eine ehrliche Haut, gebe jedem, was ihm zukommt, aber bestehlen lasse ich mich nicht. Haben Sie die Indianer gesehen?"

„Ich war ihr Gefangener. Deshalb mußte ich tatenlos zusehn, wie sie sich ins Lager schlichen."

„Immerhin hätten Sie mich rechtzeitig warnen können", meinte Ismael vorwurfsvoll mit einem unfreundlichen Seitenblick. „Von einem weißen Christenmenschen hätt ich soviel Anstand erwartet. Na, was vorbei ist, ist vorbei. Das läßt sich jetzt nicht ungeschehen machen. – Kommt her, Kinder. Hier ist niemand als der alte Mann. Er hat an meiner Tafel gegessen und müßte mein Freund sein. Statt dessen scheint er es mit unseren Feinden zu halten."

Die fünf jungen Männer verließen ihre Verstecke. Sie schlenderten lässig näher und sahen den Trapper forschend an. Der älteste sagte träge: „Wenn der als einziger übriggeblieben ist, haben wir unsere Munition nicht umsonst verschossen."

„Da hast du recht, Asa", bemerkte sein Vater. Er wandte sich zu dem Trapper um: „Wie ist das, Fremder, wart ihr nicht zu dritt auf dem Hügel? Wo sind denn die andern hingeraten?"

„Als die Tetons Ihr Vieh vor sich hertrieben, hätte man meinen können, daß sie tausend Köpfe zählten", entgegnete der Trapper ausweichend.

„Das hätte vielleicht ein überspannter Städter geglaubt", sagte der Squatter geringschätzig, „oder so ein Weibsbild, obwohl – nichts gegen meine Esther! Wäre das Diebsgesindel bei Tag gekommen, hätte die gute Alte ein Wörtchen mitgeredet. Kein Stück Käse oder Butter hätte sie gutwillig herausgerückt. Aber die Gemeinheit wird sich rächen wie alles im Leben, und der Tag ist nicht mehr fern. Wir sind ein derber Schlag, sagt man, wir lieben die Gerechtigkeit, und die wird siegen, langsam, aber sicher, dafür werden wir sorgen, auch ohne Richter und Paragraphen. Es gibt wenig Menschen, die sich rühmen können, dem Ismael Bush umsonst eins ausgewischt zu haben."

„Dann hat sich Ismael Bush von den Instinkten eines wilden Tieres leiten

lassen", sagte der Trapper, „und nicht von den Überlegungen eines Menschen. Auch ich mußte manchmal hart sein, aber wenn ein toter Mingo unbegraben im Wald lag, schlug mir das Gewissen, obwohl das gar nicht nötig war, denn Krieg ist Krieg."

„Was, Sie sind Soldat gewesen, Trapper? Nun, auch ich hab ein paar Feldzüge mitgemacht, gegen die Tscherokesen, unter dem verrückten Anthony*, wissen Sie, bis mir das ewige Exerzieren und Kommandieren zum Halse heraushing und ich's vorzog, mich dünnezumachen, ohne den Zahlmeister um den restlichen Sold gebeten zu haben. Von dem Anthony, dem tollen Kerl, haben Sie doch gehört?"

„Dem hab ich unterstanden in einer Schlacht, die meine letzte bleiben wird, wie ich hoffe." Der Trapper lächelte versonnen, dann straffte er sich und fuhr wehmütig fort: „Ich kam von den Staaten der Küste, in die Prärie trieb es mich. Unterwegs stieß ich auf seine Armee. Ich schloß mich dem Troß an, aus Neugier, nicht, um zu kämpfen, aber als der Spuk losging, knallte auch mein Gewehr. Zu meiner Schande muß ich gestehen, daß ich nicht einmal wußte, welche Seite im Recht war, obwohl man das mit siebzig Jahren wissen sollte, ehe man einem Menschen das Lebenslicht ausbläst."

„Kommen Sie", sagte der Auswanderer versöhnlich zu dem Mann, der, wie er hörte, sein Kampfgefährte gewesen war, „Krieg ist Krieg. Es war ein Krieg der Christen gegen die Wilden. Was bedeuten da die Gründe, die zu der Auseinandersetzung führten! Aber die Geschichte von dem Pferdediebstahl wird uns morgen noch beschäftigen. Darum legen wir uns jetzt hin, es ist das klügste, was wir tun können."

Ismael Bush führte den Gast in seine Unterkunft. Dort erklärte er seiner Frau, was geschehen war. Er schwor den Plünderern Rache, fluchte fürchterlich und verkündete seinen Entschluß, die verlorene Nachtruhe durch einen doppelt tiefen Schlaf ersetzen zu wollen.

Der Trapper ließ sich nicht lange nötigen. Er streckte den dürren Körper wohlig auf dem Laublager aus, schloß müde die Augen, jedoch nicht, ohne sich vorher überzeugt zu haben, daß Ellen Wade zurückgekehrt war.

* Anthony Wayne, ein wagemutiger General aus Pennsylvanien, der sich im Revolutionskrieg und danach gegen die Indianer des Westens hervortat

SECHSTES KAPITEL

Ismael Bush war in den Fünfzigern. Sein gesamtes früheres Leben hatte er am Rande der menschlichen Gesellschaft zugebracht. Er rühmte sich, von der Schwelle seines Hauses aus nie einen Baum gesehen zu haben, den er nicht nach eigenem Gutdünken und Ermessen hätte fällen können. Er erklärte prahlerisch, stets sein eigener, vom Gesetz unabhängiger Herr gewesen zu sein und den Klang einer Kirchenglocke nie willentlich gehört zu haben. Selten arbeitete er mehr, als zur Befriedigung seiner Bedürfnisse nötig war, jedoch hatte er auch kaum jemals Not gelitten. Bildung schätzte er nicht, von der Medizin hatte er jedoch eine hohe Meinung. Auch die Naturwissenschaften ließ er wegen ihrer engen Beziehungen zur Heilkunde gelten. Aus diesem Grunde hatte er den Wunsch eines Arztes und von unstillbarem Erkenntnisdrang beseelten Forschers, ihn begleiten zu dürfen, wohlwollend erfüllt. Seiner Frau hatte er erklärt, wo immer das Schicksal die Familie hin verschlagen werde – es sei ein Glück, die Gesellschaft eines Mediziners zu genießen.

Nun war dieser Herr freilich nicht allzeit gegenwärtig. Wenn ihn der Wissensdurst übermannte, folgte er seinen eigenen Interessen. Dann verließ er den Treck, streifte tagelang allein umher, doch schließlich stieß er wieder zu dem Squatter, der sich bei seinem Zug durch die Prärie nach der Sonne richtete. Auch in der Nacht, als die Sioux das Vieh stahlen, war Dr. Obed Batt oder Battius, wie er sich gern nennen hörte – immerhin war er Mitglied mehrerer wissenschaftlicher Gesellschaften –, nicht anwesend.

Ismael Bush lag mit geschlossenen Augen auf seinem Lager. So nahe ihm der

Verlust der Tiere ging, so unbeugsam blieb er in seinem Entschluß, dem Körper die nötige Entspannung zu gönnen. Vor Tagesanbruch, das wußte er, mußte jeder Versuch, das Eigentum zurückzuerlangen, zum Scheitern verurteilt sein. Mehr noch: Nahmen er und seine Söhne die Verfolgung auf, blieb die Wagenburg ohne Verteidiger, die Indianer konnten wiederkommen, die Plünderung ungestraft fortsetzen; denn daß es für sie außer den Pferden, die ihnen besonders wichtig waren, auch andere, durchaus begehrenswerte Kostbarkeiten gab, konnte niemand bezweifeln. Ismael schlief schon, als manch anderer noch besorgt nach draußen lauschte. Nicht lange jedoch, dann waren auch die Mädchen in tiefen Schlaf gesunken.

Gegen Morgen – es hatte soeben zu dämmern begonnen – fuhr Ellen Wade erschrocken hoch. Sie sah die ruhenden Kinder, in deren Mitte sie sich gestohlen hatte. Vorsichtig schlich sie hinaus. An der Reisigsperre wartete sie, doch ehe der Posten, dem die Lider schwer wurden, etwas argwöhnte, lief sie schon durch die Mulde und erklomm den Hang.

Oben verweilte sie länger, aber sie hörte nur das feine Rascheln der Halme im Wind. Enttäuscht wollte sie umkehren, da gewahrte sie das Geräusch von Schritten, die sich näherten. Bald entdeckte sie eine Gestalt, die von der Seite des Hügels der Höhe zustrebte. „Paul!" rief sie leise und streckte die Hände aus, um den Ankömmling freudig zu begrüßen, als sie ihren Irrtum erkannte. Es war nicht der Bienenjäger, wie sie gehofft hatte, sondern der Mediziner.

„Daß ich Sie zu so ungewöhnlicher Stunde treffen würde, hätte ich mir nicht träumen lassen, Doktor", sagte sie kühl.

„Dem Naturfreund sind alle Stunden gleich, meine gute Ellen", entgegnete der Arzt in vertraulichem Ton. Er war ein kleiner, fast zierlicher, lebhafter Mensch, der die Lebensmitte überschritten hatte. Seine Kleidung bestand aus Wollsachen und Tierfellen. „Wer Schönheit oder Scharm nicht auch im Zwielicht zu entdecken vermag, ahnt nicht, was ihm verborgen bleibt", fügte er hinzu, während er ohne Umstände, wie ein alter Bekannter, neben sie trat.

„Sehr richtig", bemerkte Ellen, die plötzlich fürchtete, daß der andere eine unangenehme Frage stellen könnte, „ich kenne viele Leute, nach deren Ansicht die Welt in der Nacht viel schöner ist als bei Sonnenschein."

„Wer die Lebensgewohnheiten der Katzen studieren will, darf am frühen Morgen nicht schlafen. Außerdem sehen manche Menschen im Zwielicht besser als am hellichten Tage."

„Ach, deswegen geistern Sie zur Schlafenszeit so viel draußen herum?"

„Ich bin zwei Tage unterwegs gewesen, um eine seltene Pflanze zu suchen. Sie soll an den Nebenflüssen des Platte vorkommen. Leider habe ich kein Blättchen gefunden, das mir nicht bekannt war."

„Das nenne ich ein Mißgeschick, Doktor, aber ..."

„Mißgeschick – Ellen, ich bitte Sie! Bin ich bloß ein Sammler, sozusagen ein Kompilator, der zusammenträgt, was andere entdeckt haben?"

„Haben Sie eine Goldgrube gefunden, Doktor Batt?"

„Mehr als das, einen Schatz geprägter Münzen. Hören Sie gut zu, Mädchen, nach meiner erfolglosen Suche stellte ich fest, in welchem Winkel ich die Marschroute Ihres Onkels schneiden müßte, da hörte ich ein Geknatter wie das Krachen von Gewehren."

„Freilich, hier ist geschossen worden", bestätigte Ellen.

Der Arzt, zu sehr in seine eigenen Gedanken verstrickt, erfaßte den Einwurf nicht und fuhr aufgeregt fort: „Ich dachte, ich hätte mich verirrt, die Schüsse gälten mir, sie sollten mir die Richtung weisen oder mich zurückrufen, weil jemand meine Hilfe brauchte."

„Die Kinder sind wohlauf."

„Jedenfalls lief ich, so schnell mich meine Beine trugen, immer dem Geknatter nach. Eine ziemlich lange Strecke hatte ich schon zurückgelegt, als ich lautes Hufgetrappel vernahm und eine Herde bemerkte. Die Tiere, eine bislang unbeschriebene und unbekannte Art, näherten sich mir so weit, daß ich einen Einzelgänger, der sich etwas abseits von der Masse hielt und höchstens fünfzig Yard entfernt an mir vorübergaloppierte, genau beobachten konnte. Das war ein Prachtexemplar, ein ganz kapitaler Vertreter seiner Spezies. Ich zündete eine Kerze an, in ihrem Schein brachte ich meine Beobachtung zu Papier. Wäre einer der Herren Bush zugegen gewesen und hätte das Tier zur Strecke gebracht – tausend Dollar wären mir nicht zuviel gewesen, Ellen."

„Aber, Doktor, Sie tragen doch eine Pistole! Warum haben Sie keinen Gebrauch davon gemacht?"

„Das Kaliber ist winzig. Das taugt höchstens für eine Schlange oder ein größeres Insekt. Nein, ich habe nicht geschossen, dazu war ich wohl zu klug. Statt sinnlos ins Blaue zu knallen, habe ich meine Entdeckung mit wissenschaftlicher Gründlichkeit ausgewertet und festgehalten. Würden Sie, Ellen, die ich Sie für ein gutwilliges und aufgewecktes Mädchen halte, würden Sie dafür sorgen, daß das Ergebnis meiner Mühe der Nachwelt erhalten bleibt, falls – falls mir etwas zustoßen sollte?"

„Nun hören Sie, wer könnte Ihnen etwas antun?"

„Das Ungeheuer, das ich gesehen habe. Es kam so dicht heran! Je weiter ich mich zurückzog, desto näher rückte es mir auf den Leib. Ich glaube, nur die Kerze in meiner kleinen Lampe rettete mir das Leben. Das Licht gab mir die nötige Helligkeit zum Schreiben, gleichzeitig bewahrte es mich vor dem Ärgsten. Ich fürchte, das Tier verfolgt mich noch. Aber hören Sie meine Aufzeichnungen, dann wissen Sie am besten, welchen Schatz ich gefunden, welchen Dienst ich der Naturwissenschaft und der Menschheit erwiesen habe."

Er hielt seinen Notizblock schräg gegen den Himmel und las: „6. Oktober 1805. Vierfüßer, in den Prärien von Nordamerika mit Hilfe des Sternenlichts und einer Kerze beobachtet. Gattung unbekannt, daher nach dem Entdecker benannt; wegen des glücklichen Umstandes, daß die Begegnung in die Abendstunden fiel, auch: Vespertilio horribilis americanus. Körperlänge: elf Fuß (Schätzung). Höhe: sechs Fuß. Kopfhaltung: aufrecht. Nüstern: geweitet. Au-

gen: ausdrucksvoll, ungestümes Feuer verratend. Zähne: gezackt, dichtstehend. Schwanz: waagrecht, beweglich, leicht katzenhaft. Füße: groß, behaart. Krallen: lang, gekrümmt, gefährlich. Ohren: unscheinbar. Gehörn: länglich, auseinanderstrebend, furchteinflößend. Farbe: bleigrau, feurige Flecken. Stimme: sonor, drohend schreckend. Lebensgewohnheiten: Herdentier, angriffslustig."

Der Arzt hob den Kopf und sah das Mädchen neugierig an. „Na, dürfen wir den Löwen noch als den König der Tiere bezeichnen, oder macht ihm mein Vespertilio horribilis den Rang streitig?"

„Ich verstehe nicht alles, was Sie sagen, Doktor Battius", entgegnete das Mädchen schlagfertig, „aber wenn diese Bestien die Steppe unsicher machen, ist es wohl nicht ratsam, sich allzuweit vom Lager zu entfernen."

Der Arzt rückte näher an das Mädchen heran. „Nie zuvor bin ich auf solche Probe gestellt worden. Meine Nerven drohten zu versagen. Nur die Liebe zur Naturwissenschaft hielt mich aufrecht und trug schließlich den Sieg davon."

„Sie sprechen so anders als die Leute bei uns in Tennessee", erklärte Ellen, die mit Mühe ein Lachen unterdrückte. „Manchmal finde ich, Ihre Gedanken fliegen fast unerreichbar hoch. Wenn ich nicht irre, wollen Sie sagen, daß Sie Angst hatten?"

„Angst?" wiederholte Batt wegwerfend. „Ellen, ich glaube, das ist nicht das rechte Wort. Begreifen Sie doch, ich wurde verfolgt, gejagt, ich befand mich in einer Gefahr, daß ich darüber gar nicht reden mag. Aber da – da ist es wieder!"

Das Mädchen schaute in die Richtung des ausgestreckten Zeigefingers und bemerkte ein Tier, das langsam näher kam.

„Da ist es wieder!" wiederholte der Arzt mit einem Blick, der zwischen seinen Aufzeichnungen und dem Vierbeiner prüfend hin- und herging.

Das Tier reckte den Kopf. Ein langgezogener, klagender Schrei entrang sich seinem Maul. Verebbend hallte das Echo über die Prärie.

Ellen beugte sich vornüber. „Das ist ..." Sie keuchte, von unbändigem Lachen geschüttelt. „Ihr Arbeitstier ist es, Ihr Patient, Ihr Esel!"

Der Arzt sah verdutzt zu dem Mädchen hin und von dem Mädchen zu dem Grauchen. „Asinus domesticus!" stammelte er verloren. „Von der Spezies equus. Nicht mein Vespertilio horribilis! Nein, Ellen Wade, ein ganz anderes Ungeheuer hat mich bedroht, als ich der Steppe ihre Geheimnisse ablauschte."

Wieder lachte das Mädchen, ihr Lachen rüttelte ihn aus seinen bedrückenden Vorstellungen. „Am Ende hat mir meine Phantasie etwas vorgegaukelt", sagte er kleinlaut, „und ich bin darauf hereingefallen."

Jetzt erst erzählte Ellen die Geschichte von dem Überfall. Als Dr. Batt alles gehört hatte, beschlich ihn namenlose Angst. Mehrere Notizbücher, Schachteln voll getrockneter Pflanzen und toter Tiere befanden sich in der Obhut Ismael Bushs. Ein schrecklicher Gedanke quälte den Naturforscher. Wie, wenn die schlauen Sioux sich seiner Schätze bemächtigt hatten? Ellen bot alle ihre Überre-

dungskunst auf, um ihn zu beruhigen. Es gelang ihr nicht, seine Bedenken und Befürchtungen zu zerstreuen. Schließlich trennten sie sich. Er eilte zu seiner Sammlung. Sie schlüpfte ins Zelt, genauso leise und behend, wie sie gekommen war.

SIEBENTES KAPITEL

Es war nicht mehr ganz früh, als Obed unter lautem Wehgeschrei, als hätten sich seine Befürchtungen bereits bestätigt, durch das Lager lief. Seine Jammerrufe weckten die Familie aus dem Schlaf. Ismael, sein Schwager und seine Söhne waren schnell aufgestanden. Die Sonne schickte ihre Strahlen über die Prärie. Jetzt erst, im Hellen, erfaßten die Männer das volle Ausmaß des Schadens.

Der Squatter starrte zähneknirschend auf die schwerbeladenen Fuhrwerke, dann glitt sein Blick zu den Kindern, die sich aufgeregt und ratlos um die verzagte Mutter drängten. Der Auswanderer trat hinaus in die freie Prärie. Die Enge der Wagenburg schien ihn zu bedrücken. Die anderen Männer folgten ihm die Anhöhe hinauf. Oben schauten sie nach allen Seiten aus. Unweit graste ein einsamer Büffel, auch der Esel des Arztes genoß seine Freiheit und tat sich an dem welkenden Gras gütlich.

„Diese erbärmliche Kreatur haben uns die Schufte zum Hohn gelassen", sagte Ismael grimmig. „Das ist harter Boden, Jungs, und doch müssen wir so viele Mäuler stopfen."

Der älteste der Brüder stampfte verächtlich auf. „Mit dem Gewehr kommen wir weiter als mit der Hacke. Von Maismehl können wir hier nicht leben. Der Anblick rührt eine Krähe zu Tränen."

Der Vater betrachtete wild lachend den Kratzer, den der Absatz seines Sohnes in der spröden Erde hinterlassen hatte. „Was meinen Sie, Trapper, ist das die Scholle, die ein Mann ohne urkundlich verbrieften Grundbesitz bebauen würde?"

„In den Niederungen ist der Boden besser", entgegnete der Alte ruhig. „Aber wenn Sie wirklich fruchtbares Land suchen, sind Sie einige hundert Meilen zu weit oder nicht weit genug gezogen."

„Mehr zum anderen Ozean hin ist's demnach günstiger?" Der Squatter deutete nach Westen, wo der Pazifik lag.

„Davon habe ich mich mit eigenen Augen überzeugt." Der Trapper setzte das Gewehr ab und stützte sich schwer auf den Lauf. „Ich habe beide Meere gesehen", sagte er wehmütig und versonnen. „An der einen Küste wurde ich geboren, zur zweiten bin ich gewandert. Amerika ist ein großes Land geworden, seit ich das Licht der Welt erblickte. So groß hab ich mir als kleiner Junge die ganze Welt nicht vorgestellt. Fast siebzig Jahre hab ich in York verbracht, zuerst in der Provinz, später im Staat. Sie sind gleichfalls dort gewesen?"

„Nein, nein, diese Gegend hab ich nie besucht, aber den Namen, den Sie da erwähnen, den hab ich oft gehört. Die Wälder sind dort wohl ziemlich abgeholzt?'

„Es ist entsetzlich. Sie geißeln die Erde mit ihren Äxten, sie entblößen die Hügel, große Jagdgebiete berauben sie ihres natürlichen Kleides. Als die Holzfäller das Gebell meiner Hunde übertönten, hielt ich's nicht mehr aus und zog auf der Suche nach Ruhe westwärts. Es war ein trauriger Gang, das Krachen der stürzenden Bäume und der Rauch der brennenden Wälder machte mich krank. Tagein, tagaus, wochenlang ging das so. 's ist kein Katzensprung von hier nach dem Staate York."

„Er grenzt wohl an unser altes Kentucky, aber die Entfernung könnte ich nicht schätzen."

„Eine Möwe müßte tausend Meilen fliegen, ehe sie die Ostküste erreichen würde. Und doch wäre die Strecke kurz, wenn es dort Wild gäbe und Wälder, darin zu jagen. Früher schoß ich am Hudson Hirsche, fing im selben Jahr an den oberen Seen den Biber. Auch mein Hund hier war damals besser auf den Beinen. Wehe, wenn er einen Braten witterte! Dann brachte er mir das Laufen bei. Ja, in seinen besten Jahren hat er mir viel zu schaffen gemacht."

„Ein Schlag über den Kopf wäre eine Wohltat für das Tier."

„Der Hund ist wie sein Herr. Er wird seine Augen für immer schließen, wenn die Zeit gekommen ist, keinen Tag eher. Aber schaut euch um, Leute! Was werden die Yankees sagen, wenn sie mit ihren Äxten einen Weg bis an den Rand der Prärie gehauen haben und feststellen müssen, daß es hier nichts mehr zu fällen gibt? Auf ihrer eigenen Fährte werden sie kehrtmachen wie die Füchse. Sie werden entsetzt sein von den irrsinnigen Verheerungen, die sie selber angerichtet haben. Na, das sind Überlegungen eines alten Mannes. Ihr seid jung und denkt ans Vergnügen. Aber vergeßt mir die Indianer nicht. Die sind schlau, ihr Haß ist grenzenlos; die Weißen haben ihre Wälder niedergebrannt. Wessen sie habhaft werden, dem lassen sie selten mehr als die nackte Haut, der er sich rühmt. Dabei glauben sie sich im Recht. Sie haben niemand gerufen und betrachten sich als die Herren dieses Landes."

„Großvater", sagte Ismael streng, „zu welchem Volk gehören Sie? Ihrem

Aussehen und Ihrer Sprache nach sind Sie ein Weißer, Ihr Herz scheint das einer Rothaut zu sein."

„Mir ist ein Volk so lieb wie das andere. Die Menschen, zu denen ich mich am stärksten hingezogen fühlte, waren die Delawaren. Die sind in alle Winde zerstreut, und an fremde Sitten gewöhne ich mich schwer. Das Leben ist zu kurz, als daß man sich umstellen könnte. Trotzdem habe ich keinen Tropfen Indianerblut in den Adern."

„Da Sie Ihre Rasse nicht verleugnen, ist mir vielleicht eine einfache Frage erlaubt. Wo finde ich die Sioux, die mein Vieh gestohlen haben?"

„Wo die Büffelherde, die der Panther gestern morgen über die Steppe jagte? Das ist schwer ..."

„Freund", sagte Dr. Battius, der bisher ein stummer, aufmerksamer Zuhörer gewesen war, „es tut mir in der Seele weh, wenn ich erleben muß, daß einem so erfahrenen Jäger und scharfsinnigen Beobachter wie Ihnen ein derartiger Irrtum unterläuft. Das Tier, das Sie meinen, ist tatsächlich eine Spezies des Bos ferus oder – um poetisch zu werden – des Bos sylvestris. Jedoch, obwohl ein naher Verwandter, ist es von dem eigentlichen Bubalus deutlich zu unterscheiden. Bison ist das bessere Wort, das ich Ihnen zu gebrauchen empfehle, sollte sich nochmals eine Gelegenheit ergeben."

„Ob Bison oder Büffel – wir alle wissen, was gemeint ist. Welche Rolle spielt schon der Name."

„Entschuldigen Sie, ehrwürdiger Jäger, Klassifizierung ist die Seele der Naturwissenschaften."

„Sie meinen also, ein Biberschwanz wäre weniger schmackhaft, wenn man ihn als Nerzfleisch bezeichnen würde?"

Wahrscheinlich hätte sich ein hitziges Wortgefecht entsponnen, hätte Ismael dem Streit nicht ein Ende bereitet. „Das wäre ein Thema für ein Plauderstündchen vor dem Ahornfeuer", sagte er ungehalten, „jetzt ist nicht die Zeit zu diskutieren, und schon gar nicht, mit gelehrten Ausdrücken herumzuwerfen. Es wäre klüger, wenn uns der Trapper endlich verraten würde, wo wir die hinterhältigen Sioux suchen sollen."

„Sie verlangen ein bißchen viel", erwiderte der alte Mann trocken. „Ebensogut könnten Sie mich bitten, die Farben des Falken unter der weißen Wolke dort zu beschreiben. Wenn ein Indianer zugeschlagen hat, wartet er nicht, bis ihm der Geschädigte den Überfall in Blei heimzahlt."

„Wird sich die Diebesbande wenigstens mit meinem Vieh begnügen?"

„Ihre Begierden sind nicht leicht zu stillen. In der Beziehung gleichen die Rothäutigen haargenau den Weißhäutigen. Oder schwindet bei einer guten Ernte Ihr Verlangen nach Besitz? Dann wären Sie allerdings eine Ausnahme, denn gewöhnlich ist es so: Je reicher der Mensch wird, desto mehr will er haben. Das sagt mir die Erfahrung eines langen Lebens."

„Reden Sie kein Blech!" Der Squatter stieß wütend mit dem Gewehrkolben auf. „Ich habe eine einfache Frage gestellt, ich erwarte eine klare Antwort."

„Gewiß, die will ich Ihnen geben. Wenn die Sioux Ihr Vieh eingetrieben haben, überzeugen sie sich, daß sie nicht verfolgt werden. Dann kehren sie zurück und schleichen um Ihr Lager wie hungrige Wölfe um eine Beute, von der sie ablassen mußten. Es sei denn, sie haben das Temperament der großen Bären an den Wasserfällen des langen Flusses. Die gebrauchen ohne Federlesens die Pranke und schnüffeln nicht erst in der Luft."

Dr. Battius, der wieder andächtig zugehört hatte, rief aufgeregt dazwischen: „Sie haben so ein Tier gesehen? Sind Sie sicher, daß das Exemplar zur Spezies Ursus horribilis gehörte? Hatte es rundliche Ohren, eine gewölbte Stirn, sechs Schneidezähne, zwei Eckzähne, acht vordere Backzähne ..."

Ismael Bush fiel dem Arzt ins Wort. „Trapper", sagte er hart, „wir hatten unsere Unterhaltung nicht beendet. Fahren Sie fort. Sie glauben also, daß wir die Verbrecher noch einmal bewirten müssen?"

„Wieso Verbrecher? Nach indianischer Auffassung tun sie nichts Verbotenes. Sie folgen dem Gesetz der Prärie."

„Gesetz!" murrte Ismael aufgebracht. „Vor dem bin ich fünfhundert Meilen weit davongelaufen. Ich kann das Wort nicht mehr hören, denke nicht daran, mich in einem Gericht der Rothäute auf die Anklagebank zu setzen. Der nächste Sioux, der ums Lager schleicht, macht Bekanntschaft mit meinem Gewehr, und wenn er ein Träger der Washington-Medaille ist!"

„Nicht nur die Tetons erheben Anspruch auf dieses Gebiet, das tun auch die Pawnees, die Konzas und ein Dutzend andere Stämme."

„Diese unverschämten Lümmel! Erde, Luft und Wasser sind für alle da. Jeder Mensch muß essen, atmen, trinken. Wie soll er sonst leben? Es kommt noch so weit, daß sie uns die Luft zuteilen. Wer etwas abkriegt, ist dann kein Grund-, sondern ein Wolkenbesitzer, der dem Müller zur Nutzung den Wind überläßt."

Der Squatter meckerte höhnisch, die Söhne stimmten nacheinander in das Gelächter ein. Als sämtliche Männer der Familie Bush ihrer wilden Heiterkeit Ausdruck verliehen hatten, sagte Ismael versöhnlich: „Schon gut, Trapper, ich glaube, von uns beiden hat sich kaum einer je für Besitzurkunden, Kanzleischreiber oder gezeichnete Bäume zu interessieren gehabt. Deshalb sollten wir unsere Zeit nicht mit leerem Gerede verschwenden. Sie leben schon länger in der Steppe; ich frage Sie offen, als Mann zu Mann: Was würden Sie an meiner Stelle tun?"

Der Alte zögerte und schien den Rat nur widerstrebend geben zu wollen. Da er aber, wohin er schaute, in neugierige Augen blickte, erwiderte er schließlich leise: „Ich habe so viel sinnloses Blutvergießen gesehen, daß ich das zornige Krachen der Gewehre nicht mehr hören kann. Zehn Jahre hab ich in der Steppe verbracht, still auf mein Sterbestündchen gewartet und nie mehr einen Menschen getötet, höchstens einen Grizzlybären."

„Ursus horribilis", murmelte der Doktor.

Der Trapper machte eine Pause. Er dachte, Battius möchte etwas einwenden. Da der Mediziner jedoch schwieg, fuhr er fort: „Einen Grizzly oder gelegentlich

einen Panther in den Rocky Mountains, natürlich auch so manchen schlauen Biber. Aber was soll ich Ihnen raten? Sogar die Büffelkuh kämpft um ihre Jungen."

„Dann soll niemand dem alten Ismael Bush nachsagen können, daß er für seine Kinder weniger übrig hatte als ein Tier."

„Das Lager ist schlecht befestigt. Was wollen Sie ausrichten – ein Dutzend Männer gegen fünfhundert?"

„Ja, das ist schon wahr." Der Squatter blickte hinunter zu der Wagenburg. „Und doch läßt sich vielleicht noch einiges tun, wir müssen nur genügend Pappeln fällen."

Der Trapper wiegte zweifelnd den Kopf. Er deutete über die wellige Prärie nach Westen. „Von diesen Hügeln würden die Sioux Ihre Hütten unter Feuer nehmen, und sollten ein paar Bogenschützen in das Gehölz eindringen, würden die üblichen Pfeile genügen. Sie kämen nicht dazu, den Kopf zu heben. Wie Präriehunde müßten Sie sich verkriechen. Nein, da wäre jeder Widerstand sinnlos. Aber drei Meilen von hier gibt's einen Platz, der sich leicht verteidigen läßt. Tage und Wochen kann man sich dort halten, solange der Mut und die Munition reichen. Solche Überlegungen gingen mir manchmal durch den Sinn, wenn ich an der Stelle vorüberkam."

Wieder lachten sie geringschätzig aus tiefster Brust. An Standhaftigkeit, wollten sie damit sagen, würde es ihnen nicht gebrechen. Ihr Vater zeigte sich sehr geschäftig. Er fragte nach dem Weg und interessierte sich für manche Einzelheit. Besonders eingehend erkundigte er sich danach, welches denn die Verteidigungsmöglichkeiten seien, die den Ort nahezu uneinnehmbar machen sollten. Sobald sein Wissensdurst gestillt war, drängte er zum Aufbruch.

Trotz des Eifers, den jung und alt bewiesen, wurde bald offensichtlich, daß der Wechsel zu der neuen Lagerstätte geraume Zeit in Anspruch nehmen werde. Das war kein Spaziergang, sondern ein harter, kräfteverzehrender Marsch. Es gab weder einen Weg noch eine Karte. Der Trapper hatte die Richtung angegeben, und die galt es nun einzuhalten. Die Männer zogen die schweren Wagen quer durch die Prärie, und das war mühsam genug. Sie gaben ihr Letztes her, um die benachbarte Anhöhe zu bezwingen. Ihnen folgten die Kinder mit der Mutter und Ellen. Auch sie keuchten unter der Last, die sie hügelan zu schleppen hatten.

Ismael beaufsichtigte alles. Er sorgte dafür, daß sich der Zug geschlossen vorwärts bewegte. Bemerkte er, daß ein Fahrzeug nicht recht vorankam, eilte er wie ein dienstbarer Geist hinzu, stemmte seine ausladende Schulter gegen die Speichen und schob von hinten nach, bis sich die Räder wieder freier drehten. Als er den langgestreckten Höhenrücken erreicht hatte, stockte er. Das Haupthindernis war bezwungen. Er gebot seinen Söhnen, oben weiterzuziehen, damit sie ihre Kräfte nicht unnütz verbrauchten. Dann kehrte er mit dem Schwager in das verlassene Lager zurück.

Während der ganzen Zeit – seit dem Aufbruch war eine Stunde vergangen –

hatte der Trapper reglos dagestanden. Das Gewehr hatte ihm als Stütze gedient. Gelegentlich war ein anerkennendes Lächeln über sein sehniges, zerfurchtes Gesicht geglitten wie dahinhuschender Sonnenschein, der flüchtig eine Ruine erhellt. Es hatte den Männern der Familie Bush gegolten; denn der Alte schätzte Körperkraft, und das Spiel der Muskeln entzückte ihn. Allmählich hatte sich der Zug entfernt. Nur das Zelt und das dazugehörige Gefährt standen noch am Rande des Gehölzes.

Auf den verlassenen Karren gingen jetzt Ismael und sein Begleiter zu. Sie sahen sich mißtrauisch um. Da sie alles in Ordnung fanden, schoben sie das kleine Fahrzeug unter die Plane. Auch sie selbst verschwanden im Eingang, und nur an den heftigen Erschütterungen der Segeltuchwände erkannte der Trapper, daß die Männer angestrengt arbeiteten. Von Neugier getrieben, trat er näher. Sein Hund, der ihm zu Füßen geschlafen hatte, sprang auf und folgte seinem Herrn zu dem geheimnisvollen Zelt.

Die beiden Auswanderer verrichteten ihre Tätigkeit wohl nicht zum erstenmal. Sie sprachen kein Wort und waren, das verrieten ihre sicheren Bewegungen, mit jedem Handgriff vertraut. Sie waren so in ihre Tätigkeit vertieft, daß sie den Trapper nicht bemerkten, als sie ins Freie traten. Schweigend zog Ismael die Pflöcke aus der Erde. Die Plane legte sich über den Karren, der wieder voll beladen war. Der Greis stand staunend dabei, ein interessierter, scharfer Beobachter. Buchstäblich im letzten Augenblick erspähte Ismaels Schwager den Zuschauer. Er ließ die Deichsel fallen, die er schon ergriffen hatte, und drehte sich zornig zu dem Mann seiner Schwester um.

„Vielleicht bin ich wirklich so dämlich, wie du behauptest!" schrie er aufgebracht. „Aber wenn dieser Mensch kein Schuft ist, will ich etwas tun, was Vater und Mutter zur Schande gereicht. Dann will ich ein Indianer sein und mit den Sioux jagen gehn!"

Wie vom Donner gerührt fuhr Ismael herum. Finster und drohend sah er auf, als wollte er dem ungebetenen Gast den Schädel einschlagen. Er senkte den Kopf wieder und schien den Boden nach einem geeigneten Gegenstand abzusuchen. Jedoch besann er sich rechtzeitig. Er unterdrückte seinen Groll. Vor Anstrengung drohte er zu ersticken.

„Fremder", sagte er heiser, „ich dachte, nur Stadtweiber stecken ihre Nasen in Dinge, die sie nichts angehn. Da gibt's aber auch Männer, die in dieser gottverlassenen Einsamkeit Geheimnisse entdecken wollen. Die haben wohl nichts Wichtigeres zu tun, als dem Nächsten nachzuschnüffeln. Welchem Anwalt oder Sheriff gedenken Sie Ihre Entdeckung zu verkaufen?"

„Im allgemeinen unterhalte ich nur zu einem Richter Beziehungen", erwiderte der Alte ruhig, er zeigte zum Himmel auf, „über meine eigene Person. Das kommt jedoch selten vor, denn der dort oben weiß mehr als ich."

Diese schlichten Worte beeindruckten die Männer sichtlich. Ismael wurde nachdenklich, sein Schwager warf sogar einen flüchtigen Blick zu der weiten blauen Kuppel empor.

... und das war mühsam genug

„Ein richtiger Freund und Kamerad", sagte Ismael nach einer Weile mürrisch, „hätte die Schulter gegen einen Wagen gestemmt, statt hier herumzulungern, wo niemand erwünscht ist, den wir nicht hergebeten haben."

„Wenn es bloß das ist", entgegnete der Trapper, „mit dem bißchen Kraft, das noch in mir steckt, kann ich auch bei diesem Karrn helfen."

Ismael lachte herausfordernd. „Sie scheinen zu denken, daß Sie Kinder vor sich haben!" Er zog an der Deichsel, und das Fahrzeug rollte über das Gras, als wären Pferde davorgespannt.

Der Trapper blieb stehen. Bewundernd schaute er den Männern nach, die den Wagen die Anhöhe hinaufzerrten. Oben verschwanden sie mitsamt dem Fuhrwerk in einer kleinen Senke.

Der Alte wurde sich seiner Einsamkeit bewußt; das machten die gefällten Bäume und die welkenden Zweige, die überall verstreut umherlagen. Der verlassene Lagerplatz bot ein Bild der Zerstörung. „Ja", murmelte der Trapper bitter, „ich hätte es wissen müssen. Oft genug hab ich's erlebt. Dabei war ich es, der sie herführte und der ihnen jetzt obendrein den Weg gewiesen hat. Welch sündhafte Verschwendung! Aber so ist der Mensch. Erst zähmt er sich die Tiere der Wildnis, damit sie ihm dienen. Kaum hat er sein Ziel erreicht, entblößt er die Erde, um sein Vieh zu füttern."

Er verstummte. In den Büschen, die von den Äxten verschont geblieben waren, hatte es geraschelt. Der Trapper hob das Gewehr an die Hüfte, ließ es jedoch wieder sinken, als sei ihm plötzlich eingefallen, daß er kein Jüngling, sondern ein Greis war. „Komm raus da!" rief er. „Von mir hast du nichts zu fürchten. Zeig dich, wer du auch bist!"

Die Zweige gerieten in Bewegung, Paul Hover sprang hervor. „Danke für die Freundlichkeit", sagte er munter. „Als Sie die Mündung auf mich richteten, hatten Sie einen Zug im Gesicht, der mir gar nicht gefiel. Ich glaubte, es wäre um mich geschehen."

„Nicht ganz zu Unrecht, nicht zu Unrecht, wie mir scheint." Der Trapper lachte selbstgefällig bei dem Gedanken, welch hervorragender Schütze er gewesen war. „Früher hat's so leicht keiner mit mir aufgenommen. Einst war es gefährlich, vor mir im Laub zu rascheln, junger Mann. Von den Mingos haben Sie doch gehört?"

„Hab ich", sagte Hover. Er zog den Trapper am Arm in das Dickicht, wo sie nicht gesehen werden konnten. „Hab ich. Das sind kleine schwarze Pelztiere."

„Gott im Himmel, nein! Menschen sind es, Huronen, obwohl sie gefährlicher werden können als Bestien, wenn sie Rum getrunken haben und Gelegenheit finden, ihren Gefühlen freien Lauf zu lassen. Ich erinnere mich an einen verdammten Huronen, das war in den Bergen, drüben, auf der anderen Seite des ..."

Seine Stimme verlor sich in dem dichten Gestrüpp, in das Paul ihn führte.

ACHTES KAPITEL

An einem schönen Spätsommermorgen hatte Ismael das Lager an dem Gehölz abgebrochen. Eine Woche darauf war die Natur verändert. Bäume und Sträucher hatten ihr bräunliches Herbstkleid angelegt. Schwere Wolken verhüllten den Himmel. Manchmal fuhr eine Bö in die dunklen Massen und trieb sie auseinander. Durch den Riß blinzelte die Sonne zur Erde herab. Unten aber heulte der Sturm über die Prärie, als hätte der Windgott alle seine dienstbaren Geister losgelassen.

Ein einzelner Felsen erhob sich am Ufer eines Baches, der dem fernen Mississippi zustrebte, dem Vater der Ströme. Am Fuße des Vorsprungs lag inselhaft inmitten der welligen Steppe eine kleine Ebene, deren Ränder mit Erlengestrüpp und Sumach bewachsen waren, den letzten Zeugen eines einstigen Waldstücks. Die Bäume waren auf die Felsen gebracht worden,

wo sie, durch Menschenhand sinnvoll geordnet, mit dem Gestein zu einigen Hütten und einer einfachen Brustwehr verbunden waren. Auf der Spitze einer Pyramide, die aus dem Felsen herausragte, stand weithin sichtbar das Zelt, makellos weiß, der Fahne einer Festung vergleichbar.

Hier hatten sich die Auswanderer niedergelassen, nachdem ihnen das gesamte Vieh gestohlen worden war. Am Fuße des Felsens stand eines Tages, auf sein Gewehr gelehnt, der Squatter und blickte trübsinnig ins unfruchtbare Land. „Was machen wir nun, wir freien Christenmenschen?" sagte er verächtlich zu seinem Schwager, der neben ihn getreten war. „'s wird Zeit, daß wir uns in Vierbeiner verwandeln, Abiram. Dann könntest du dich mit Heuschrecken mästen. Du bist ein flinker Bursche, du holst den schnellsten Grashüpfer ein."

Abiram mißfiel der Galgenhumor seines Verwandten. „Hier werden wir nicht alt", versetzte er abweisend. „Der Boden gibt nichts her. Je träger der Wandersmann, desto länger der Weg. Das sollten wir uns hinter die Ohren schreiben."

„Du meinst, ich spanne mich vor einen Wagen und ziehe ihn wochen-, wenn nicht monatelang durch die Wüste?" entgegnete Ismael scharf. „Solche Mätzchen überlaß ich Leuten deines Schlages. Wenn es ums Heim geht, scheut ihr Siedlungsmenschen bekanntlich keine Mühe. Meine Farm ist Gott sei Dank so groß, daß ich überall eine Bleibe finde."

„Dann brauchst du ja nur noch die Felder zu bestellen."

„Das ist leichter gesagt als getan. Wir müssen weiter, Abiram, da hast du schon recht, und das nicht bloß aus einem Grund. An Abmachungen pflege ich mich zu halten. Im Vergleich zu mir sind die Händler, die jeden Vertrag auf einen Fetzen Papier kritzeln, unzuverlässige Leute. Also haben wir noch hundert Meilen vor uns."

Der Squatter nickte zu dem Zelt an der Spitze der Felsenfeste hinauf und tauschte einen Blick mit seinem Schwager. Die Mißstimmung, die zwischen den Männern aufgekommen war, schien behoben.

„Ich weiß", bemerkte Abiram verständnisvoll. „Denkst du, ich hätte vergessen, weswegen wir uns auf diese verdammte Geschichte eingelassen haben? Nun sind wir aufgebrochen, und wenn wir unser Ziel nicht erreichen, ist weder dir noch mir geholfen. Was man angefangen hat, muß man sauber zu Ende führen. Dieser Grundsatz gilt, mein ich, in der ganzen Welt. So ähnlich drückte sich mal ein Wanderprediger aus, unten am Ohio. Angenommen, ein Mann ist seinem Glauben hundert Jahre lang treu geblieben, sagte er, und dann verrät er ihn für einen Tag, dieser Mensch wird sehr schlecht abschneiden, denn der Richter dort oben beurteilt ihn nur nach seinen letzten Taten. Alles Gute, das er vorher getan hat, fällt überhaupt nicht ins Gewicht."

„Und diesen Blödsinn hast du dem heuchlerischen Hungerleider abgekauft?"

„Das hab ich nicht behauptet", beteuerte Abiram laut, mit einem scheuen Seitenblick, der schlecht zu seiner vorgetäuschten Entrüstung paßte. „Muß man denn gleich die Meinung jedes Schurken teilen, wenn man wiederholt, was er ... Und doch, Ismael, überlegst du richtig, wirst du zugeben, daß der Mann eine

ehrliche Haut gewesen sein kann. Weißt du, was er nämlich noch sagte? Er verglich die Welt mit einer Wüste, durch die der Klügste nicht hindurchfindet, so er sich nicht von einer Hand leiten läßt."

„Ach?" Der Squatter lachte heiser. „Abiram, was bedrückt dich? Heraus mit der Sprache, sei ein Mann! Am liebsten würdest du beten, nicht wahr? Aber welchen Sinn hat es nach deiner eigenen Auffassung, fünf Minuten lang Gott zu dienen und dem Teufel danach eine Stunde! Hör zu, Freund, ich bin ein schlechter Farmer. So viel allerdings versteh ich von der Landwirtschaft: Auch der beste Boden bringt schlechte Erträge, wenn derjenige, der ihn bestellt, schwere Arbeit scheut. Ich will dir sagen, was du bist, Abiram. Eine Distel bist du, eine hohle Staude, damit du's weißt. Du bist aus so schwammigem Holz gemacht, daß du nicht mal richtig brennen würdest."

Abiram zuckte zusammen, seine Augen blitzten zornig, aber vor dem willensstarken Squatter, der ihn kühl und gelassen anblickte, duckte er sich feige.

Zufrieden mit seinem Erfolg, fuhr Ismael fort: „Ich habe einen Plan, wie ich diesen Rothäuten den Raub auf den Huf genau heimzahlen kann."

Fünf seiner Söhne, die bisher gegen die Steinwand gelehnt hatten, schlenderten träge heran. „Ellen Wade ist oben", erklärte der älteste, „sie soll ein bißchen aufpassen. Eben hab ich hochgerufen, ob sich was regt. Sie hat nur den Kopf geschüttelt. Für eine Frau ist Ellen ziemlich maulfaul. Man sollte ihr Manieren beibringen, das würde ihrer Schönheit keinen Abbruch tun."

Ismael schaute hinauf und erblickte das Mädchen, das neben dem Zelt saß, am Rande des Felsens, zweihundert Fuß über ihm. Sie starrte gebannt vor sich hin und schien nicht zu spüren, wie der Wind in ihrem langen blonden Haar spielte.

„Nell, was ist?" rief er laut, „hast du einen karnickeljagenden Kläffer entdeckt?"

Seine Stimme übertönte das Heulen des Sturmes. Ellen mußte ihn gehört haben. Sie richtete sich auf, erwiderte jedoch nichts.

„Tatsache, das Kind sieht was Interessantes", murmelte der Squatter. „Wenn's ein gewöhnlicher Büffel oder Präriehund wär, würde sie nicht soviel Aufhebens machen. – He, Nell!" brüllte er. „Bist du taub, Mädchen? Nell, du bist gemeint!" Ismael wandte sich an seine Söhne und stieß drohend hervor: „Ich hoffe, es ist eine Armee Rothäute. Im Schutze dieser Stämme und Felsen würde ich ihnen für ihre Liebenswürdigkeit danken. Solche Gäste möchte ich empfangen, das wäre mir ein Vergnügen."

Er gestikulierte heftig, und die Männer blickten alle zu ihm hin. Als sie den Kopf wieder hoben, war Ellen verschwunden.

„Hol mich der Teufel!" flüsterte Asa, ein besonders phlegmatisches Mitglied der Familie. „Der Wind hat das Mädchen fortgeweht."

Die Brüder starrten fassungslos auf den Felsen.

„Ja", sagte einer traurig, „das mag wohl sein. Wo sie saß, war der Fels sehr schlüpfrig. Ich wollte sie warnen; jetzt ist es zu spät."

„Ist das nicht ihr Band?" rief Ismael und streckte die Hand aus, „das da unten an dem Vorsprung hängt? Aber wer ist denn im Zelt?"

„Ellen! Das ist doch Ellen!" schrien die Jungen durcheinander, während das Mädchen heraustrat und leichtfüßig zu ihrem Beobachtungsposten schritt.

„Nell ist verrückt", bemerkte Asa geringschätzig, jedoch ohne seinen geheimen Kummer zu verbergen. „Die träumt mit offenen Augen. Bildet sich wohl ein, sie sieht die Gespenstertiere, von denen der Doktor gesprochen hat?"

„Ob sie einen Späher der Sioux bemerkt?" fragte Ismael. Er drehte sich zu der offenen Steppe um.

„Ach wo." Abiram lachte ärgerlich auf. „Was du denkst! Guck doch mal hin!"

Der Squatter wandte den Kopf. Er sah, daß die Zeltwände heftig erbebten. Die Bewegung konnte unmöglich vom Wind herrühren. „Was", sagte er, „sollte sie sich etwa erdreisten – Abiram, das würde sie nie wagen, sie kennt mich zu gut."

„Sieh selber hin! Wenn der Vorhang nicht hochgezogen ist, hab ich keine Augen im Kopf."

Ismael stieß wütend mit dem Gewehrkolben auf. „Nell", donnerte er, „weg da, Nell! Muß ich erst zornig werden? Ach, du hast die Sprache verloren, Nell! Oder gefällt dir mein Ton nicht mehr? Verstehst du mich so besser?"

Er riß die Waffe an die Schulter. Ein Feuerstrahl zuckte aus der Mündung. Wie eine Gemse fuhr Ellen zurück und sprang kreischend ins Zelt.

Keiner der jungen Männer wußte, ob sie getroffen war, oder ob das Krachen des Schusses sie nur erschreckt hatte. Sie umdrängten murrend den Vater. Ihre Blicke verhießen nichts Gutes.

„Ellen ist kein Hirsch", sagte Asa aufsässig, „und kein Wolf, daß du auf sie schießt! Was hat sie getan?"

„Unheil gesät", erwiderte der Squatter langsam, einen Ausdruck kalten Trotzes im Gesicht. „Unheil, Junge. Gib acht, daß die Saat nicht aufgeht."

„Sie ist ein Mädchen. Warum springst du mit ihr um, als wäre sie ein Mann?"

„Asa, du bist ein Mann, wie du oft geprahlt hast. Vergiß aber nicht, daß ich dein Vater bin."

„Daran denke ich jeden Augenblick. Auch daran, was für ein Vater du bist."

„Nun hör mal gut zu, Junge. Halt deine Zunge im Zaum, mein wachsamer Sohn! Oder ich werde dich noch zur Rechenschaft ziehen, denn ich müßte mich sehr irren, wenn du es nicht warst, der mit seiner Schlafmützigkeit die Sioux ermuntert hat, meine Tiere zu stehlen."

„Jedenfalls bin ich kein Kind mehr. Ich habe es satt, mich bevormunden zu lassen! Keine Minute bleibe ich länger bei dir. Du behandelst mich schlimmer als ein Stück Vieh."

„Die Welt ist groß, mein mutiger Springinsfeld. Mancher Acker harrt seines Herrn. Geh nur, Urkunden hast du genug in der Tasche. 's gibt wenig Väter, die ihre Söhne so reich ausstatten wie Ismael Bush. Das wenigstens wirst du mir zugute halten, wenn du ein reicher Landbesitzer geworden und zu Verstand gekommen bist."

„Sieh doch, Vater", riefen mehrere zugleich, erleichtert, die beiden von dem hitzigen Wortwechsel ablenken zu können, „sieh dir das an!"

„Wirklich", sagte Abiram mit Grabesstimme, „dreh den Kopf, Ismael, wenn du ausnahmsweise für etwas anderes als deinen Zank Zeit hast."

Der Squatter wandte sich von seinem ungehorsamen Sohn ab und hob tief beleidigt den Kopf. An der Stelle, von der Ellen Ausschau gehalten hatte, stand ein zierliches, fast zerbrechliches weibliches Wesen in einem dunklen, glänzenden Seidenkleid, mit langen schwarzen Locken, die ihr, vom Winde bewegt, über Schultern, Rücken und Brust fielen. Als Ellen aus dem Zelt trat und auf sie einsprach, zog sie sich zurück. Sie verschwand wie ein Schutzengel, der herbeigeeilt war, um das Mädchen zu retten, und sich nun, da das Werk getan war, wieder entfernte.

Die Söhne Ismaels aber schauten noch lange hinauf, sprachlos und unsagbar verwundert, bis Asa, der älteste, schließlich allen Mut zusammennahm und ein paar Worte fand, die er hohnlächelnd an Abiram, nicht an seinen Vater richtete. „Das ist also der Lockvogel, den du in die Prärie gebracht hast! Mit der Wahrheit nimmst du es nie sehr genau, das weiß ich schon lange. Aber ich habe bisher nicht geahnt, daß du dich selber übertreffen kannst. Hundertmal haben dich die Zeitungen von Kentucky einen Sklavenhändler genannt. Allerdings meinten sie, daß du nur schwarzes, nicht auch weißes Menschenfleisch verschacherst."

„Dann bin ich wohl ein Kidnapper?" fragte Abiram mit gekünsteltem Erstaunen. „Du denkst, ich rechtfertige mich für jede Lüge, die sie in ihre Wurstblätter setzen? Kehr vor der eigenen Tür, Junge, sieh dir deine Familie an. In Kentucky und Tennessee erröten die Baumstümpfe, wenn sie den namen Bush hören. Jawohl, mein Herr, in den Siedlungen hat man euch gesucht, Vater, Mutter und drei Kinder, darunter auch dich! Von allen Pfosten und Anschlagsäulen pfiffen es die Vögel. Eine Belohnung war ausgesetzt – ein Vermögen hätt's mir eingebracht, wenn ich euch angezeigt ..."

Ein Schlag mit dem Handrücken ließ ihn verstummen. Seine Lippen schwollen an, sie begannen zu bluten. Er schwankte.

„Asa!" rief Ismael herrisch. „Du vergreifst dich an dem Bruder deiner Mutter?"

„Er hat unsere Familie beleidigt", entgegnete der junge Mann zornig. „Entweder überlegt er seine Worte in Zukunft besser, oder er hat hier nichts zu suchen. Dann macht er sich am besten ganz aus dem Staub. Ich bin kein großer Messerheld, aber ich weiß nicht, so eine Lästerzunge könnte mich ..."

„Junge!" wies ihn sein Vater zurecht. „Zweimal hast du heute vergessen, wer du bist. Nimm dich in acht, beim drittenmal geht's nicht glimpflich ab. Daß wir uns recht verstehen, Asa, das Gesetz der Natur ist hart, es kennt keine Winkelzüge, und du kennst mich. – Nun zu dir, Abiram. Der Bengel hat die Hand gegen dich erhoben, das ist eine Schmach. Dir soll Gerechtigkeit widerfahren, so wahr ich sein Vater bin. Aber du bist übel über meine Familie hergezogen. Wenn die Hunde vom Gericht meinen Steckbrief an die Bäume schlugen, dann nicht, weil ich etwas Unehrenhaftes getan hätte, wie du weißt, sondern weil wir dem Grundsatz treu blieben, daß die Erde Gemeineigentum ist. Nein, Abiram, könnte ich die Schande abwaschen, die ich, als ich deinem Rat folgte, über mich und

meine Sippschaft gebracht habe, würde ich nachts ruhiger schlafen. Dann brauchte sich niemand des Namens Bush zu schämen. Und nun genug. Wir wollen unseren Launen nicht mehr die Zügel schießen lassen, sonst geschieht noch ein Unglück."

Ismael drehte sich um und stampfte gewichtig davon, offensichtlich überzeugt, daß niemand wagen würde, sich seinen Anordnungen zu widersetzen. Asa rang mit sich, dann versank er in seinen gewöhnlichen Gleichmut. Nicht so Abiram. Anfangs war er ängstlich gewesen, aber in dem Augenblick, als sich Vater Bush zwischen ihn und den Neffen gestellt hatte, war die Blässe auf seinem Gesicht einer tiefen Röte gewichen. Sie zeugte von einer großen inneren Erregung. Nach außen hin befolgte freilich auch er die Weisung des Squatters. So schien der Familienfriede wiederhergestellt.

Bald kam Ismael zurück. „Jungs, ich werd auf den Felsen steigen", erklärte er, „mal sehen, ob keine Indianer in der Nähe sind. Wenn die Luft rein ist, ziehen wir los. Der Tag ist gut. Wir sind keine Siedlungsweiber, daß wir die Zeit bei Geschwätz, Tee und Zuckerkuchen verplempern."

Ohne auf Antwort zu warten, wandte er sich einem engen Spalt zu, dem einzigen Zugang zu der Feste. Er kletterte vorbei an einer Brustwehr, hinter der, faul gegen die steil abfallende Felswand gelümmelt, einer seiner Söhne Wache hielt, und klomm weiter hinauf bis zu der Plattform, auf der die Hütten standen. Dort traf er seine Frau Esther im Kreis ihrer Töchter bei der Hausarbeit.

„Eine schöne windige Ecke hast du für uns ausgesucht, Ismael", jammerte sie und deutete auf ein schluchzendes zehnjähriges Mädchen. „Alle paar Minuten zähle ich die Häupter meiner Lieben, damit ich weiß, daß keins mit den Bussarden oder Enten davongeflogen ist. Mann, warum flegelt ihr alle unten am Felsen und drescht leeres Stroh, während die Vogelschwärme den Himmel verdunkeln? Glaubt ihr, die hungrigen Mäuler stopfen sich von selbst?"

„Sprich dich ruhig aus, Esther", erwiderte Ismael nachsichtig. „Die Vögel sollst du natürlich haben, wenn du sie mit deinem Geschrei nicht verscheuchst. Dazu einen Büffel. Hoffen wir, daß mir einer vor die Flinte läuft."

Der Squatter war weitergeklettert. Er näherte sich dem Zelt, als ihm seine zänkische Frau nachrief: „Komm runter, reg dich! Geh endlich an die Arbeit, statt nur zu reden. So ein schwatzhafter Mann ist ja schlimmer als ein kläffender Köter. Um das da oben brauchst du dich nicht zu kümmern, das besorgt Nell allein. Beim Anrücken der Rothäute hißt sie das Tuch. Aber sag mal, Mann, warum hast du vorhin geschossen?"

„Nur so. Ich wollte einen Falken erschrecken."

„Einen Falken! Mit solchem Unfug vertreibt er sich die Zeit, und ich weiß nicht, wie ich achtzehn Menschen satt kriegen soll. Geh zu den Bienen und Bibern in die Lehre, mein guter Mann, damit du siehst, wie die Tiere für Nahrung sorgen. Was suchst du denn schon wieder in dem Zelt? Nein, dieser Mann, den halben Tag vertrödelt er bei diesem Nichtsnutz von Mädchen."

Sie verstummte, da der Squatter diesmal sehr bald wieder auftauchte und

sofort herabkam. Als er ihr nochmals versprach, jagen zu gehen, hörte sie sogar zu murren auf. Die Eheleute schieden friedlich voneinander. Esther wandte sich ihrer Arbeit zu, Ismael stieg zur Ebene hinab, entschlossen, genügend Fleisch herbeizuschaffen, um jeden im Lager satt zu machen. Unten angekommen, teilte er seine Leute in zwei Gruppen ein. Die eine Hälfte blieb zur Bewachung der Feste zurück, die andere sollte ihn ins Feld begleiten. Asa und Abiram wies er den Jägern zu, denn er wollte die beiden beobachten und sorgsam darauf sehen, daß sie nicht noch einmal aneinandergerieten. Als alle Vorbereitungen getroffen waren, führte er seine Schar in die Steppe. Unweit des Felsens trennten sich die Männer, um die Büffelherde, die in der Ferne graste, einzukreisen.

NEUNTES KAPITEL

Als die Männer zur Jagd ausrückten, saßen der Trapper und Paul Hover, kaum einen Kanonenschuß vom Lager entfernt, an einem Bächlein und sprachen über kulinarische Genüsse. Der Trapper schilderte die Vorzüge von gesottenem Büffelrücken. Paul hatte einen Bison geschossen, der Trapper das schmackhafteste Stück herausgeschnitten, es in das eigene Fell gewickelt und, wie bei den Bewohnern der Steppe üblich, in einem unterirdischen Ofen schmoren lassen. Nun lag der Braten, köstlich duftend, ein Leckerbissen besonderer Art, zum Schmause ladend, vor den beiden Männern.

„Schneiden Sie tiefer, junger Mann", sagte der Trapper, „weiter der Mitte zu. Das Herzstück schmeckt am besten. Dort finden Sie den echten Reichtum der Natur. Da brauchen Sie keine Gewürze, keinen scharfen Mostrich, nichts von all dem Zeug, das den Geschmack verfälscht."

„Wenn ich nur einen Becher Feurigen hätte", erwiderte Paul und machte eine Pause, um Luft zu schöpfen, „könnte ich schwören, daß ich nie so geschlemmt habe wie heute."

„Ja, ja, Schlemmerei ist wohl der richtige Ausdruck." Der Trapper lachte, zufrieden, daß es dem anderen mundete. „Das ist eine leckere Speise und sehr nahrhaft. Die gibt Kraft." Er sah den Hund an, der die Bewegungen seiner Augen mit scharfen Blicken verfolgte. „Hier, Hektor, stärke dich, in deinen alten Tagen hast du's genauso nötig wie ich. Sehen Sie, Freund, dieser Hund lebt besser

als ein König. Er nimmt die Gottesgaben dankbar hin. Er gebraucht sie, er mißbraucht sie nicht. Er ist ein Hund und führt sich auf wie ein Hund. Die Könige sollen nach Gottes Willen Menschen sein, aber sie sind gefräßig wie halbverhungerte Wölfe. Kennen Sie den Unterschied zwischen der Kochkunst der Wildnis und der Küche der Siedlungen? Nein? Dann will ich's Ihnen erklären. Die eine verwendet die Gaben der Natur, wie sie Gott geschaffen hat, die andere möchte sie verbessern und verschlechtert sie dadurch nur."

„Eines will ich Ihnen sagen, Trapper", erwiderte Paul schwelgend, „solange wir hier bleiben, werde ich uns täglich einen Büffel schießen, und Sie werden den Rücken schmoren."

„Da mache ich nicht mit, nein, daraus wird nichts. Büffelfleisch ist immer wohlschmeckend, ganz gleich, von welchem Stück. Jeden Tag ein Tier zu töten wäre Vergeudung. Daran will ich nicht mitschuldig werden."

„Wer sagt denn, daß ich etwas verschwenden würde? Wenn die Büffel alle so gut sind wie der da, verspeise ich jeden Tag einen bis auf die Hufe. Aber sehen Sie, kommt da nicht jemand? Freilich, wir kriegen Besuch, einen, der hungrig ist und eine gute Nase hat."

Jetzt bemerkte auch der Trapper den Mann, der sich näherte. Der Fremde ging am Rande des Baches entlang, er kam direkt auf sie zu. Da er sich ungezwungen bewegte, vermutete der Bienenjäger einen Freund. Zuerst aß er ruhig weiter, dann mit doppeltem Eifer, dann begann er zu schlingen.

Der Trapper aber, dessen Appetit schon gestillt war, winkte dem Wanderer freundlich zu. „Kommen Sie", rief er einladend, „treten Sie näher, falls der Hunger Ihr Hirte ist. Hier gibt's Fleisch, dieser junge Mann wird Ihnen schneeweißen Mais vorsetzen, den besten, den Sie je gegessen haben. Ach, du lieber Gott, das ist ja der Mann, der mich überzeugen wollte, daß man die Eigenschaften eines Tieres verändert, indem man ihm einen neuen Namen gibt."

„Ehrwürdiger Jäger", entgegnete Dr. Battius, „schön, Sie hier zu treffen! Ich freue mich außerordentlich über diese glückliche Fügung, denn schließlich verbinden uns zahlreiche gemeinsame Interessen."

„Ja, dann", der Trapper lachte, „dann setzen Sie sich nur zu uns. Wir begrüßen Sie als einen gern gesehenen Gast, wenn Sie auch ein bißchen verschroben sind. Das kommt vom vielen Bücherlesen. Stärken Sie sich, dann verraten Sie mir, was für Fleisch Sie gegessen haben."

Der Arzt war von der Einladung entzückt. Die anstrengende Wanderung, der scharfe Wind hatten ihn hungrig gemacht. Er lachte kichernd wie ein albernes Mädchen und langte tüchtig zu. Sein Appetit unterschied sich kaum von dem des Bienenjägers.

„Ich wäre ein schlechter Biologe", sagte er, nachdem er mit sichtlichem Wohlbehagen den ersten Bissen zerkleinert hatte, „wenn ich mich in der amerikanischen Tierwelt nicht auskennen würde. Das Fleisch ist schmackhaft und besitzt einen hohen Nährwert. Wissenschaftlich gesprochen, handelt es sich – dürfte ich um etwas Mais bitten, Freund?"

Paul, der noch immer fürchtete, daß er beim Essen zu kurz kommen könnte, stopfte sich unentwegt den Mund. Dabei schielte er seitwärts wie ein kauender Hund. Ohne seine Tätigkeit zu unterbrechen, warf er dem Gast seinen Beutel zu.

„Sie wollten gerade erklären, wie Sie ein Tier erkennen", bemerkte der Trapper listig.

„Zur Bestimmung der Gattung, Art und so weiter gibt es zahlreiche Methoden, alle sind absolut zuverlässig. Beispielsweise erkenne ich einen Fleischfresser an den Incisivi."

„Woran?" fragte der Trapper.

„An den Schneidezähnen oder meinethalben an dem aus einem Molar und einem Prämolar zum Reißzahn verschmolzenen Backenzahn."

„Und was verspeisen Sie da gerade?" fragte der Trapper selbstsicher. „Sehen Sie sich das Gebiß mal an. Drehen Sie das Tierchen herum. Vielleicht befindet sich der Kopf auf der anderen Seite."

Der Doktor wendete den Braten in den Händen und untersuchte die zusammengeschrumpfte Haut.

Der Trapper schmunzelte überlegen. „Nun, Freund, was ist es, eine Ente oder ein Lachs?"

„Das ist wohl nicht das ganze Tier?"

„Nein", sagte Paul und hielt sich den Bauch, „allerdings nicht. Für einige Pfund verbürge ich mich. Schneiden Sie tiefer, mehr zur Mitte hin, dichter ans Herz heran. Dort finden Sie den ganzen Reichtum der Natur!"

„Ans Herz", wiederholte Batt erfreut, „ja, ja, lassen Sie mich das Herz sehen, dann hat das Rätselraten ein Ende. Dies hier ist es wohl nicht? Oder doch? Natürlich, es ist das Herz, hochgradig verfettet."

Der Trapper lachte ausgelassen, was der Mediziner für sehr unangebracht hielt. Verwirrt sah er den lustigen Alten an. Der sagte vergnügt: „Es ist das beste Stück vom saftigen Rinderhöcker."

„Ehrwürdiger Freund", entgegnete Obed, der Mühe hatte, seinen aufsteigenden Ärger zu unterdrücken. „Ihr System spricht jeder Logik Hohn. Ihre Klassifikation ist so fehlerhaft, daß sie nicht den geringsten Anspruch auf wissenschaftliche Gültigkeit erheben kann. Erstens hat das Rind keinen Höcker, zweitens ist sein Fleisch weder schmackhaft noch gesund."

„Das stimmt denn doch nicht", protestierte Paul. „Ich gebe dem Trapper recht, und wer die Güte dieses Fleisches anzweifelt, der soll's auch nicht essen."

Der Doktor musterte den Bienenjäger, den er bisher kaum beachtet hatte, mit einem schiefen Blick. Er schien darüber nachzudenken, wo er ihm schon begegnet war. „Sie kommen mir bekannt vor, mein Freund", erklärte er schließlich, „zumindest sind mir Ihre Gesichtszüge irgendwie vertraut."

„Wir sehen uns nicht zum erstenmal", bestätigte Hover. „Östlich des großen Flusses hatten wir bereits das Vergnügen miteinander. Ich bin der Mann, den Sie überreden wollten, eine Hornisse bis zu ihrem Nest zu verfolgen. Aber mir

konnten Sie keine Wespe für eine Biene vormachen. Eine Woche lang hielten wir's zusammen aus, Sie waren hinter Ihren Kröten und Eidechsen her, ich kümmerte mich um meine hohlen Bäume. Beide hatten wir Glück. Ich füllte meine Dosen mit süßem Honig, und Ihre Tasche platzte fast, so wimmelte es darin vom zappelndem Getier. Damals wagte ich Sie nicht direkt zu fragen, aber ich dachte mir: Wie ich Honig sammle, sammelt dieser Herr seltene Tiere."

„Ja, ja", rief der Trapper, „so verworfen sind die Siedlungsleute. Alles schlagen sie tot, Hirsche, Elche, Wildkatzen. Sie stopfen die Bälge mit Lumpen aus und setzen ihnen Glasaugen ein, damit sich jeder Dummkopf an dem Anblick weiden kann."

Der Doktor schien die zornige Zwischenbemerkung überhört zu haben. Er drückte Paul höflich die Hand. „Ja, jetzt erinnere ich mich. Es war eine ertragreiche Woche, wie die Nachwelt dereinst bestätigen wird. Als wir uns trafen, erzählten Sie mir, daß Sie aus Kentucky stammten. Nachdem wir uns getrennt hatten, schloß ich einen Vertrag mit einem gewissen Ismael ..."

„... Bush", vollendete Paul. „Bei Gott, Trapper, dieser Vertrag ist der Blutbrief, von dem Ellen gesprochen hat."

„Dann hat mir Nelly unrecht getan", sagte der Arzt aufrichtig entrüstet. „In meiner Praxis wird nicht zur Ader gelassen. Ich sehe meine Aufgabe darin, das Blut zu reinigen, nicht, es abzuziehen."

„Ellen hat Ihnen unrecht getan", bestätigte Paul. „Das Mädchen hat Sie für einen klugen Mann gehalten."

„Darin übertreibt sie vielleicht etwas", erwiderte Dr. Battius bescheiden. „Trotzdem ist sie ein guter, kluger und hochherziger Mensch. Wirklich, ein freundliches, süßes Ding ist diese Nelly Wade."

„So!" rief Paul und warf dem Arzt einen wütenden Blick zu. „Sind Sie etwa auch hinter ihr her?"

„Keine Macht der Welt könnte mich bewegen, ihr ein Haar zu krümmen. Ich hab das Kind ins Herz geschlossen. Amor naturalis, wenn Sie wollen – amor paternus ist vielleicht der bessere Ausdruck, denn ich hege für sie die Gefühle eines Vaters."

„Das paßt auch besser zu Ihrem Alter", entgegnete Paul kühl. Er streckte die Hand nach dem Stück Braten aus, das er vor Zorn hingeworfen hatte, und kaute daran herum. „Mit Ihren Jahren wären Sie doch nur ein schwacher Drohn, unfähig, auszuschwärmen oder die Brut zu füttern."

Der Trapper nickte. „Das läßt sich nicht ganz bestreiten, in der Natur geht's so zu. Aber, Freund, war da nicht von einem Ismael Bush die Rede?"

„Gewiß. Das ist mein Vertragspartner."

„Ich war Augenzeuge, wie die Sioux in sein Lager eindrangen und das gesamte Vieh forttrieben."

„Asinus ausgenommen", murmelte der Arzt, der trotz aller Einwände dem Braten tüchtig zusprach, „außer Asinus domesticus americanus."

„So viele Tiere konnten gerettet werden?" fragte der Trapper verwundert. „Das freut mich sehr. Aber sagen Sie, Freund, was hält der Mann eigentlich in dem weißen Zelt verborgen? Neulich wollte ich einen Blick hineinwerfen, da fletschte er die Zähne wie ein futterneidischer Wolf."

Batt sperrte den Mund auf und vergaß vor Staunen den Bissen, den er in der Hand hielt, hineinzuschieben. „Haben Sie etwas gehört?" flüsterte er gebannt.

„Nein, das nicht. Ich war nur sehr neugierig, das wäre mir beinah schlecht bekommen!"

„Es muß ein Lebewesen sein. Tagsüber haust es in dem Karren, abends wird es in das Zelt gesperrt. Soviel habe ich inzwischen herausgekriegt. Aber welche Art von Lebewesen? Diese Frage quält mich schon lange. Ein Fleischfresser? Dagegen spricht, daß Ellen Wade Umgang mit ihm pflegt, was sie offensichtlich tut. Ursus horridus? Dafür ist es mir zu ruhig."

„Ob es ein Pflanzenfresser ist?"

„Auf jeden Fall ein Quadruped."

Paul Hover, der der Unterhaltung schweigend gefolgt war und bald den einen, bald den anderen der Sprecher aufmerksam beobachtet hatte, fragte unvermittelt, an den Doktor gewandt: „Ach, bitte, Freund, was ist das, Quadruped?"

„Eine Laune der Natur. Wenigstens zwei der Gliedmaßen müßten rotierende Hebel sein. Dann hätte die Natur weise gehandelt, der Körperaufbau wäre vollkommen, obwohl wir dann kaum von einem Quadrupeden sprechen könnten."

„Hören Sie, Freund, bei uns zu Hause in Kentucky sind die Leute schlecht bewandert."

„Ein Quadruped ist ein Vierfüßer, ein Tier mit vier Beinen."

„Meinen Sie wirklich, daß Ismael Bush eine Bestie mitnimmt?" fragte Paul erschrocken. „Glauben Sie das im Ernst?"

„Ich glaube es nicht, ich weiß es. Sonst wäre ich einige hundert Meilen weiter östlich hängengeblieben. Der Vertrag, den ich vorhin erwähnt habe, bindet mich nämlich nicht für alle Ewigkeit, und die Pflanzenwelt dieses Gebietes, so jungfräulich sie anmuten mag, bietet dem Naturforscher wenig Neues. Wenn ich die Auswanderer trotzdem begleite, dann nur, weil ich hoffe, daß mir Ismael dereinst gestatten wird, besagtes Lebewesen zu sezieren – zu zerlegen."

„Haben Sie das Tier gesehen?"

„Bis jetzt nicht, zumindest nicht direkt. Daß es ein großes Tier ist, schließe ich aus seinen Lebensgewohnheiten. Außerdem dürfte es ein im Osten Amerikas unbekannter Typ sein. Denn erstens mußte ich schwören, mich dem Käfig nie weiter als auf eine bestimmte Entfernung zu nähern; zweitens gestand mir Ismael, den mein ungestillter Forschertrieb zu rühren schien, vor nunmehr zehn Tagen, daß er dieses Wesen zu Köderzwecken in die Prärie bringt. Es soll andere Exemplare derselben Gattung oder Art anlocken, damit sie eingefangen werden können. Seit jener Eröffnung beschränke ich mich darauf, die Gewohnheiten des Tieres – soweit sie meinen Sinnen zugänglich sind – zu beobachten und die

Ergebnisse meiner Tätigkeit schriftlich festzuhalten. Sind wir erst in seiner Heimat angelangt, kann ich meine Arbeit mühelos abschließen."

Hover fragte ungläubig: „Würde ein Mädchen wie Ellen Wade das Zelt mit einem Tier teilen?"

„Warum nicht? Ellen ist naturverbunden. Weshalb sollte sie sich nicht für die Vierfüßer interessieren, und wenn es ein Rhinozeros wäre!"

„Immer mit der Ruhe", sagte der Bienenjäger, der zwar kein Wissenschaftler war, dafür aber Ellen um so besser kannte. „Sie ist wißbegierig, mutig, alles zugegeben. Trotzdem hat sie viel Weibliches an sich. Wie oft hab ich sie weinen sehen."

„Demnach kennen Sie das Mädchen näher?"

„Nicht direkt. Aber ich denke mir, Frau ist Frau."

Der Trapper räusperte sich. „Das mit dem Tier ist ein Märchen", bemerkte er trocken. „Es kann nicht wahr sein. Mein Hektor hier hätte es seinem Herrn längst verraten."

„Instinkt!" versetzte der Doktor geringschätzig. „Kann ein Hund kombinieren, kraft des Verstandes, wie ein Mensch?"

„Hören Sie, das Laub raschelt", bemerkte der Trapper ruhig. „Was bewegt sich da im Gebüsch?"

„Hoffentlich nichts, worüber wir uns beunruhigen müßten", antwortete Batt. „Schlimmstenfalls würden Sie von Ihren Schußwaffen Gebrauch machen. Meine Vogelflinte taugt nichts mehr."

„Gut", entgegnete der Trapper und hob das Gewehr, „Vorsicht kann nie schaden. Aber was sagt Ihnen Ihre Vernunft?"

„Ja, da bin ich mit meiner Weisheit am Ende. Es kann eine Schlange sein, genausogut eins von Ismaels Schafen."

„Und was meint mein Hektor? – Sollen wir schießen oder nicht?"

Der Hund, der schon die Ohren gespitzt hatte, hob den Kopf von den Vorderpfoten. Seine Schnauze öffnete sich. Einen Augenblick zog er schnüffelnd die Luft ein. Dann gähnte er tief. Er schüttelte sich und nahm seine alte Ruhestellung wieder ein.

„Also, Doktor", rief der Trapper triumphierend, „was da durch die Büsche streift, ist weder ein Hirsch noch ein Raubtier. Das zu wissen, ist sehr nützlich für einen alten Mann, der mit seinen Kräften haushalten muß und von keinem Panther verspeist werden möchte."

Der Hund knurrte leise, blieb jedoch liegen.

„Es ist ein Mensch", sagte der Trapper und erhob sich. „Daran gibt es keinen Zweifel mehr."

Blitzschnell sprang Hover auf. Er brachte das Gewehr in Anschlag. „Komm hervor!" befahl er gebieterisch, „wenn du ein Freund bist. Und wenn du ein Feind bist, dann gnade dir Gott!"

„Ein Freund", erscholl es aus dem Dickicht, „ein Weißer." Die Büsche teilten sich, ein Mann trat heraus.

ZEHNTES KAPITEL

Damals überschritten nicht wenig Abenteurer die unbewachten Grenzen nach Louisiana: halbwilde Jäger aus Kanada, Männer desselben Gewerbes – obgleich nicht ganz so ungebildet wie ihre kanadischen Kollegen – aus den Staaten, Mestizen, die als Weiße gelten wollten. Sie alle lebten bei den verschiedenen Indianerstämmen oder führten als Einzelgänger ein bescheidenes Dasein. In der riesigen Wildnis stellten sie den Bibern nach und jagten die Bisons. Traf ein Weißer einen anderen, so verlief die Begegnung gewöhnlich friedlich; beide hatten einen gemeinsamen Feind zu fürchten: den eingesessenen, rechtmäßigen Besitzer des Landes. Manchmal jedoch, nicht allzu selten, führten Habsucht und Neid zu Gewalttätigkeit oder gemeinem Verrat. Daher näherten sich die Menschen mit größter Vorsicht. Keiner wollte sich eine Blöße geben, keiner sich leichtfertig der Willkür des anderen aussetzen.

So war es auch an jenem Herbsttag, als der Trapper und seine Freunde dem

Fremden entgegensahen. Er kam langsam näher, während Paul lässig mit dem Gewehrschloß spielte, zu stolz, dem einzelnen gegenüber Mißtrauen zu verraten. Der Arzt stand still dabei und erweckte trotz der kriegerischen Pose, die er eingenommen hatte, den Anschein, daß er niemandem ein Haar krümmen konnte.

Der Unbekannte, ein kräftiger Mensch mit militärisch straffer Haltung, trug eine blaue Feldmütze, von der eine leicht verschmutzte Goldquaste in seine dichten, dunklen Locken herabhing. Ein schwarzes Seidentuch lag locker um seinen Hals. Das dunkelgrüne Jagdhemd war mit gelben Fransen besetzt. Darunter kam der Kragen einer blauen Uniformjacke zum Vorschein. Die Beine staken in wildledernen Leggings, die Füße in einfachen Mokassins. In einer roten, durchbrochenen Seidenschärpe steckte ein Dolch mit reichverziertem Griff und gerader Klinge. Darunter, an einem schmucklosen Ledergurt, baumelten in hübschen Halftern zwei kleine Pistolen. Ein kurzes, schweres Armeegewehr hatte er geschultert. Pulverhorn und Kugeltasche trug er, wie es üblich war, unter den Armen, einen Tornister, durch die Initialen U. S. als staatliches Eigentum gekennzeichnet, auf dem Rücken.

„Ich bin ein Freund", versicherte er, unbeeindruckt durch die drohende Haltung des Dr. Battius, „ich suche keine Händel."

„Hören Sie", fragte Paul Hover dreist, „würden Sie sich zutrauen, eine Biene zehn Meilen weit zu verfolgen?"

Der Ankömmling lachte. „Vögel hab ich gejagt, Bienen nie."

„Dann ist ja alles in Ordnung", sagte Paul und streckte ihm die Hand hin. „Da Sie keinen Honig sammeln, werden wir uns wegen einer Wabe nicht in die Haare kriegen. Und nun, falls es in Ihrem Magen noch eine leere Stelle geben sollte, können Sie die mit köstlichen Leckerbissen füllen. Wann haben Sie den Siedlungen den Rücken gekehrt?"

„Vor drei Wochen. Ich fürchte, es wird noch mal solange dauern, bis ich wieder dort bin. Ihre Einladung nehme ich dankend an, ich faste schon seit gestern morgen, und einen saftigen Bisonrücken weiß ich zu schätzen."

„Ah, Sie kennen sich aus! Nun, dann wünsche ich guten Appetit. Ich beneide Sie um Ihren Hunger! Leider bin ich völlig satt. Ich brauchte jetzt nichts als eine gemütliche Hütte. Wenn ich die hätte, wär ich der glücklichste Mensch zwischen Kentucky und den Rocky Mountains. Ein Dach überm Kopf, in der Nähe einen alten Wald mit vielen hohlen Bäumen, eine Fuhre frisches Stroh für die Bienen, so einen Höcker täglich zum Mittagessen und die kleine El ..."

„Was für eine kleine El?" fragte der Fremde belustigt.

„Eine, die ich eines Tages haben werde, was niemand außer mir was angeht." Paul legte sein Gewehr quer über den Schoß, kratzte am Feuerstein herum und pfiff leise vor sich hin.

Der Fremde hatte sich niedergelassen. Er langte so tüchtig zu, daß er vor Eifer nicht zu merken schien, wie ihn einer seiner Gastgeber – der mit der Vogelflinte – unentwegt anstarrte. Er hatte „Bisonrücken" gesagt, er hatte nicht das – zum

großen Verdruß des Arztes – in den Staaten weit verbreitete Wort „Buffalo" gebraucht, sondern den biologisch richtigen Ausdruck, und diese Tatsache fand Dr. Battius ganz erstaunlich.

„Das schmeckt vortrefflich", sagte der Fremde. „Ist es nur der Hunger, der mir den Braten so köstlich erscheinen läßt, oder haben Sie wirklich einen besonders delikaten Bison erlegt?"

Batt räusperte sich gewichtig. „Die Kuh, da der Fortpflanzung fähig, ist eben edler als der Ochse, mein Herr."

Der Arzt blickte den anderen herausfordernd an. Er erwartete eine scharfe Entgegnung. Der Fremde verspürte jedoch wenig Lust zu einem Streitgespräch. „Gewiß", sagte er äußerst gleichgültig, „da haben Sie sicher recht."

„Entschuldigen Sie, Herr – wahrscheinlich sollte ich sagen, Doktor ... Ohne Zweifel sind Sie Akademiker, Mediziner vermutlich?"

„Sie erweisen mir zuviel Ehre."

„Demnach studieren Sie noch, oder haben Sie in einer anderen Disziplin promoviert?"

„Keins von beidem."

„Junger Mann, Sie werden doch Ihren Dienst nicht antreten, ohne sich gebührlich darauf vorbereitet zu haben. Sicherlich besitzen Sie Papiere, einen behördlich beglaubigten Nachweis, daß Sie Ihrer wichtigen, ich möchte sagen, edlen Aufgabe gewachsen sind?"

„Ich weiß nicht, weshalb und mit welchem Recht Sie sich in meine Angelegenheiten mischen." Der Gast sprang zornrot auf. „Diese Sprache ist mir unverständlich."

„Nun, üblicherweise trägt man so ein Dokument bei sich", erklärte der Arzt kampfbereit. „Man kann es jederzeit vorweisen und verhindert, daß es zu Fehlurteilen kommt."

„Ein sonderbares Verlangen", murmelte der junge Mann und blickte stirnrunzelnd von einem zum andern. Schließlich zückte er einen Bogen, den er dem Arzt reichte. „Bitte", sagte er stolz, „überzeugen Sie sich, daß ich ein gewisses Recht habe, dieses Land, das jetzt Eigentum der Vereinigten Staaten ist, zu betreten."

Der Arzt entfaltete das Pergament, wobei er vor sich hinsprach: „Was haben wir da? Aber das Schriftstück trägt ja das Staatssiegel! Unser Philosoph Jefferson hat es eigenhändig unterschrieben! Und der Kriegsminister hat gegengezeichnet. Ach, das ist ein Offizierspatent! Die Ernennung eines Duncan Uncas Middleton zum Hauptmann der Artillerie."

Der Trapper, der teilnahmslos dagehockt und den Fremden beobachtet hatte, rief plötzlich aufgeregt: „Wessen Beförderung? Wie war der Name? Sagten Sie nicht Uncas – Uncas?"

„Ja, so heiße ich", erklärte der junge Mann, ein wenig von oben herab. „Ich trage den Namen zu Ehren eines Indianerhäuptlings, dem unsere Familie sehr verpflichtet ist."

„Uncas", wiederholte der Trapper gedankenverloren. Er schritt auf den jungen Mann zu und sah ihn prüfend an. „Sagen Sie, wer ist Ihr Vater?"

„Im Revolutionskrieg war er amerikanischer Offizier. Mein Onkel hieß Duncan Uncas Heyward."

„Und dessen Vater?" fragte der Trapper begierig.

„Genauso, nur ohne Uncas. Er war dem erwähnten Häuptling zu Dank verpflichtet, er und meine Großmutter."

„Ich weiß, oh, jetzt weiß ich Bescheid", rief der alte Mann. Seine Stimme zitterte, in seinem Gesicht begann es zu arbeiten. „Jetzt bin ich im Bilde. Sagen Sie mir, lebt er noch, der Duncan, der den Namen des Häuptlings nicht trägt?"

Middleton schüttelte ernst den Kopf. „Er starb, betagt und geehrt, geliebt, glücklich, Glück verbreitend."

„Betagt", wiederholte der Trapper und sah auf seine dürren, sehnigen Handgelenke herab. „Ja, er hielt es mit den Siedlungen. Aber sicher hat er Ihnen von Uncas erzählt."

„Sehr oft sogar. Ursprünglich war er Offizier des britischen Königs. Später, als der Krieg zwischen der Krone und den Kolonien begann, erinnerte er sich seines Geburtsorts. Er wurde ein treuer Diener seines Vaterlands und kämpfte für die Freiheit."

„Wie es sich für einen treuen Sohn Amerikas geziemt. Kommen Sie, junger Mann, setzen Sie sich an meine Seite. Sagen Sie mir, was Ihr Großvater erzählte, wenn er mit den Gedanken in der Wildnis war."

Der junge Mann setzte sich lächelnd, Paul ließ sich neben ihm nieder und forderte ihn zum Reden auf. „Na, dann los! Die Leute leben gern in der Vergangenheit, ich höre solche Geschichten von früher auch gern."

Middleton schürzte spöttisch die Lippen. Er wandte sich dem Trapper zu und sagte gutmütig:

„Das ist eine lange, vielleicht unangenehme Geschichte. Blutvergießen, Grausamkeiten, die Schrecken der Indianerkriege spielen darin keine geringe Rolle."

„Das macht nichts", erklärte Paul, „im Gegenteil, erzählen Sie nur munter drauflos. Wir aus Kentucky sind allerhand gewöhnt, und ich muß gestehen, daß ich eine Geschichte nicht weniger hübsch finde, wenn ein paar erbeutete Skalpe darin vorkommen."

„Bestimmt hat er von Uncas erzählt, nicht wahr?" fragte der Trapper. „Was hat er denn so gesagt, nachdem er in den Siedlungen ansässig geworden war?"

„Wahrscheinlich dasselbe wie vorher, als er noch in den Wäldern lebte. Hätte er seinem Freund Aug in Auge gegenübergestanden, wäre der Bericht nicht anders ausgefallen."

„Demnach bekannte er sich zu der Freundschaft mit dem armen, bemalten Krieger? War er dazu nicht zu stolz?"

„Er rühmte sich der Verbindung sogar. Ich habe schon erwähnt, daß er seinen Erstgeborenen Uncas nannte. Vermutlich wird der Name auch an spätere Generationen weitergegeben."

„Das war edel und mannhaft gehandelt. Sprach er davon, daß der Delaware gut laufen konnte?"

„‚Schnell wie eine Antilope', pflegte er zu sagen. ‚Darum hieß er bei den Franzosen »Le Cerf Agile«.'"

„Er war tapfer, ein Mensch, der keine Furcht kannte."

„Mein Großvater stellte ihn und seinen klugen Vater Große Schlange stets als Beispiele an Mut und Tatkraft hin."

„Das war nicht übertrieben. So zuverlässige Männer findet man selten. Ihr Großvater war ein gerechter Mensch. Ja, so kenne ich ihn, immer hat er seine Pflicht getan. 's waren schwere Zeiten damals in den Bergen, aber er scheute keine Gefahr. Sagen Sie mir, mein Junge, mehr hat er Ihnen nicht erzählt?"

„Doch, doch, alles in allem eine lange, an schrecklichen Ereignissen reiche Geschichte, und wenn Großvater etwas vergaß, half Großmutter ein."

„Das glaube ich gern." Der Trapper vollführte eine lebhafte Handbewegung, seine Miene erhellte sich bei der Grübelei über die alte Zeit. „Sie hieß Alice, ein freundliches, warmherziges Kind. War sie vergnügt, konnte sie herzerfrischend lachen. In Stunden der Not war sie rührend, dann saßen die Tränen sehr locker. Sie hatte leuchtendes Blondhaar, die Farbe eines jungen Rehs, und ihre Haut schimmerte rein wie klares Quellwasser. Ich sehe sie in der Erinnerung, als stände sie noch leibhaftig vor mir."

Der junge Mann blickte den Greis zweifelnd an und schürzte die Lippen; in seinem Gedächtnis sah er das Bildnis der verehrten Dame ein wenig anders. Jedoch schwieg er darüber und sagte ablenkend: „Meine Großeltern sprachen oft von ihren Freunden, die Not und Gefahren mit ihnen geteilt hatten."

Der Trapper senkte den Blick, um seine Bewegung zu verbergen. Nach einer Weile bezwang er sich und fragte scheinbar beiläufig: „Waren das alles Rothäute, ich meine, außer ihm und Munros Töchtern?"

„Nein, nein, da gab es noch einen Weißen, einen Kundschafter der englischen Armee. Geboren war er in den Provinzen."

„Gewiß so ein Trunkenbold und Herumtreiber wie die meisten Männer seiner Hautfarbe, die bei den Indianern leben."

„Sie urteilen recht vorschnell und leichtfertig für Ihre grauen Haare", entgegnete Middleton ein wenig ungehalten. „Dieser Grenzer war ein einfacher, aber edelmütiger und charakterfester Mensch. Er vereinte in sich nicht die schlechten, sondern die vornehmsten Eigenschaften beider Rassen. Insbesondere besaß er die seltene Gabe, Gut und Böse stets zu unterscheiden. Bescheidenheit war eine seiner größten Tugenden, und an Mut stand er seinen rothäutigen Freunden nicht nach. Jedoch war er der bessere Krieger, denn er konnte großartig schießen. Ja, er muß ein ungewöhnlicher Mensch gewesen sein, und wenn er nicht in dem Maße Ehrung fand, wie er es verdient hätte, dann aus keinem anderen Grund, als weil er in den Wäldern lebte. So ungefähr drückte sich Großvater aus. Er kam oft auf den Menschen zu sprechen, den Sie einen Herumtreiber genannt haben."

Der Trapper beugte sich über seinen Hund und spielte mit den Ohren des Tieres. Dann zupfte er nervös an seiner Kleidung, schließlich betastete er zitternd die Pulverpfanne seines Gewehrs und sagte gerührt:

„Ist es wirklich so, daß Ihr Großvater diesen Kundschafter nicht vergessen hat?"

„Ganz sicher. In unserer Familie gibt es drei Männer, die nach ihm genannt werden."

„Was", rief der Greis erregt, „die seinen Namen tragen?"

„Ja, mein Bruder und zwei meiner Vettern."

„Meinen Sie den Vornamen, der mit N beginnt und l aufhört? Den sollen einem einfachen Jäger zu Ehren solche großen und reichen Herren tragen?"

„Gewiß, Nathaniel Bumppo", erwiderte der junge Mann lächelnd. „Ich sage Ihnen doch, wir schätzen diesen Menschen, auch wenn wir ihn nicht persönlich kennengelernt haben. Wir bewahren ihm ein ehrendes Andenken. Mein Jagdhund ist der Nachkomme eines Tieres, das der Kundschafter meinen Vorfahren schenkte. Flinkere Läufe und eine bessere Spürnase finden Sie in den ganzen Vereinigten Staaten nicht."

„Hast du gehört, Hektor?" blubberte der Trapper. „Ein Verwandter von dir ist mit dem Herrn da in die Prärie gekommen. Freust du dich nicht, mein Hündchen, ist das nicht wunderbar?" Länger konnte der Alte nicht an sich halten. Die Erinnerung und Middletons Eröffnungen überwältigten ihn. Vergeblich kämpfte er gegen die Tränen, die ihm in die Augen stiegen und über die runzligen Wangen liefen. „Junge", sagte er erstickt, „dieser Kundschafter bin ich. Früher war ich ein Krieger, heute bin ich ein elender Trapper." Er setzte sich, schwach geworden, ins Gras, verbarg das Gesicht zwischen den Knien und schluchzte laut.

Paul Hover, der das Gespräch aufmerksam verfolgt hatte, blickte verdutzt von einem zum andern. Als er sah, daß der Trapper weinte, packte er, einer plötzlichen Regung folgend, Middleton an der Kehle und schrie, was ihm einfalle, den alten Mann zu quälen. Jedoch erkannte er seinen Irrtum, ließ ab und machte seiner Rührung Luft, indem er die Hände ungezwungen in Batts volles Kopfhaar grub. Der Schopf blieb zwischen seinen Fingern haften, und der nackte Schädel des Arztes kam, seiner künstlichen Zierde beraubt, weißglänzend zum Vorschein.

„Was sagen Sie nun, was sagen Sie dazu", rief Paul ausgelassen, „eine tolle Überraschung ist das, Herr Käferjäger, was!"

„Durchaus", bestätigte der Arzt augenzwinkernd, friedfertig, aber heiser, wobei er seine Perücke aufstülpte, „es ist bemerkenswert, erhebend, eine ... Mir fehlen die Worte. Anscheinend hat alles seine Richtigkeit."

„Das muß es wohl", meinte Middleton und fuhr sich über die Augen. „Würde er die vielen Einzelheiten kennen, wenn er nicht der Mann wäre, als der er sich ausgibt?"

Paul pflichtete ihm bei. „Was er sagt, ist die heilige Wahrheit. Falls jemand daran zweifeln sollte, werde ich beschwören, daß er nicht gelogen hat."

Der Trapper hob den Kopf, und Middleton versicherte, daß er ihm glaube. „Natürlich hat alles seine Richtigkeit, daran zweifle ich nicht. Es ist nur die Überraschung, die mich verwirrt. Ich wußte ja nicht, daß ich in dieser einsamen Steppe dem Freund meiner Großeltern begegnen würde."

„Ich bin vor den Siedlern geflohen", erklärte der Trapper. „Ich konnte das Geräusch der Äxte nicht mehr hören. In die Prärie werden mir die Holzfäller nicht folgen. Aber darf ich Sie fragen, was Sie herführt. Gehören Sie vielleicht zu einer Truppe, die das neue Land besetzen soll?"

„Nein, Lewis zieht mit seinen Soldaten weiter westlich am Fluß entlang. Ich komme in einer privaten Angelegenheit."

„Fallen werden Sie hier kaum aufstellen wollen. Schließlich sind Sie kein alter Mann wie ich, der für die Jagd zu schwach geworden ist. Sie sind wohlhabend, jung, ein Offizier, und da streifen Sie nun ganz allein durch die Wildnis."

„Sicher gibt es hierfür Gründe. Sie werden mich sehr gut verstehen, wenn Sie meine Geschichte vernommen haben."

„Na dann", sagte der Trapper, „dann lassen Sie hören." Er setzte sich wieder, die anderen folgten seinem Beispiel, und der Ankömmling berichtete ohne Eile, was er in der Prärie zu tun gedachte.

ELFTES KAPITEL

Das düstere Grau lichtete sich erst gegen Abend, als die Wolkendecke einen Riß bekam und die Sonne, deren Strahlen den ganzen Tag über vergeblich gegen die trägen Massen angekämpft hatten, golden durchbrach. Am Himmel zeigte sich ein schmaler blauer Streifen, kurze Zeit, bevor die fernen Schwaden in glühendem Rot erstrahlten und langsam verblaßten, während unübersehbare Schwärme müder Wasservögel ihren Flug, der sie alljährlich aus dem Gebiet der Großen Seen an den Golf von Mexiko führte, für die Dauer der diesigen, taufeuchten Nacht unterbrachen.

Als die Dunkelheit kam, scharte Esther Bush die jüngeren Kinder um sich. Auf einem Felsvorsprung erwartete sie geduldig die Rückkehr der Jäger.

„Dein Onkel hat seine Zeit nie einteilen können", bemerkte die Frau nach einer Weile zu Ellen Wade, die sich etwas abseits niedergelassen hatte. „Er ist ein schlechter Rechner, Nell, und wird es bis an sein Lebensende bleiben. Da hat er nun seit dem frühen Morgen am Felsen unten herumgelungert, hat Pläne geschmiedet, besagter Ismael Bush,

und seine ältesten mußten ihm dabei helfen – Männer, wie sie kräftiger keine Frau ihrem Manne je geschenkt hat. Was kommt bei all dem Gequassel heraus? Gleich steht die Nacht vor der Tür, und mein Ismael hat sein Tagewerk nicht beendet."

„Klug war es nicht, Tante, gewiß nicht", erwiderte Ellen pflichtbewußt, „er geht seinen Söhnen mit keinem guten Beispiel voran."

„Papperlapapp, Mädchen, wie sprichst du von unserem Ernährer. Ist das dein Respekt vor den Pflegeeltern? Von mir hast du solche losen Worte nicht gelernt. Zeige mir den Mann, der seinen Kindern ein besserer Vater ist als besagter Ismael Bush. Zeig ihn mir, wenn du einen findest. Da wirst du lange suchen können im Grenzland, Fräulein Naseweis. Wer ist mit der Axt geschickter, wer führt seine Leute besser durch den Weizen und hinterläßt ein feineres Stoppelfeld als mein guter Mann? Und zu seinen Kindern ist er großzügig wie ein Grundbesitzer. Seine Söhne brauchen ihm nur zu sagen, wo sie seßhaft werden wollen, schon schenkt er ihnen das Farmland, ohne einen Cent zu verlangen. Nicht einmal Schreibgebühren für eine Urkunde will er haben."

Die Frau des Squatters lachte höhnisch. Ihre Kleinen ahmten ihr gehorsam nach.

„Hallo, alte Esther", antwortete von der Prärie her die wohlbekannte Stimme ihres Mannes, „treibst du wieder deine Possen? Hast du alles hergerichtet? Dann hol dir Wildbret und Rindfleisch ab. Komm runter, altes Mädchen, bring die Kinder mit. Hier werden sämtliche Hände gebraucht. Kommt alle her, eure Kräfte reichen nicht aus, so viel gibt es zu tun."

Ismael hätte seine Lungen nicht überanstrengen müssen. Er hatte kaum den Namen seiner Frau ausgesprochen, als die muntere Gesellschaft schon aufgesprungen war und Hals über Kopf, einander schiebend und stoßend, nicht mehr zu bändigen vor Ungeduld, den steilen Pfad hinabstolperte. Esther folgte in gemäßigterem Schritt. Geruhsam stieg Ellen hinterdrein.

Unten stand der Squatter, einige seiner Söhne umringten ihn. Er schwankte unter der Last eines kapitalen Hirsches. Abiram trat schnell hinzu, die anderen kamen heran, einzeln oder paarweise, und jeder brachte seine Beute mit.

„Von Rothäuten keine Spur", brummte Ismael, als sich die erste laute Freude über die Heimkehr der erfolgreichen Jäger gelegt hatte, „wenigstens heute abend ist alles still. Ich bin verschiedene Meilen gewandert, aber keiner Mokassinfährte begegnet, und auf meine Augen bilde ich mir was ein. Na, Alte, dann brat uns mal ein kräftiges Abendessen, dann legen wir uns aufs Ohr. Das haben wir nötig nach dem anstrengenden Tag."

„Daß keine Indianer in der Nähe sind, würde ich nicht so laut sagen", erklärte Abiram gewichtig. „Ich bin auch nicht gerade ein Anfänger, und ich könnte schwören, verdächtige Spuren bemerkt zu haben. Aber wart, bis Asa kommt. Dem hab ich die Dinger gezeigt. Der Junge versteht ja allerhand vom Fährtenlesen."

„Der Junge ist überhaupt sehr schlau, er versteht zuviel von zu vielen Sachen",

entgegnete Ismael finster. „Er sollte nicht ganz so gescheit tun, das stände ihm besser zu Gesicht. Aber meinetwegen können sämtliche Indianerstämme des Westens in der Nähe sein. Laßt sie nur versuchen, den Felsen zu stürmen, wir werden ihnen die Zähne zeigen."

„Das will ich meinen", bekräftigte der Zankteufel, sein Weib, „schließlich seid ihr neun Männer, Ismael, denn der Motten- und Wanzenjäger zählt wohl nicht. Das einjährige Kalb, das die hinterhältigen Tetons gestohlen haben, war der ärgste Feigling unter dem Vieh, aber der Doktor ist kaum mutiger als das Tier. Ja, Ismael, du bist eben ein schlechter Geschäftsmann, immer der Verlierer, und daß du dich mit diesem Faselkopf eingelassen hast, war dein größter Fehler. Neulich schmerzte mich der Fuß, da verordnete er mir ein Pflaster für den Mund."

„Schade, daß du seinen Rat nicht befolgt hast, Esther", bemerkte ihr Mann trocken. „Ich glaube, es hätte uns allen gutgetan. So, Jungs, jetzt haben wir genug geredet. Es könnte sein, daß Abiram recht behält. Wenn die Indianer kommen, müssen wir geschwind auf den Felsen klettern, dann ist es mit dem Abendessen Essig. Schaffen wir lieber erst mal das Fleisch hoch, über die Späße des Doktors unterhalten wir uns später."

Der Vorschlag fand allgemeine Zustimmung. Schnell wurde die Jagdbeute in Sicherheit gebracht. Oben angelangt, richtete Esther unverzüglich das Mahl her. Dabei schimpfte sie nicht weniger fleißig, als sie die Finger rührte. Bald rief sie die Familie zu Tisch, und jeder nahm seinen gewohnten Platz ein. Köstlich duftete das dampfende Fleisch. Der Squatter griff nach einem saftigen Stück Wild. Es war das Zeichen zum allgemeinen Beginn des Schmauses.

Hell loderten die Flammen des Feuers, um das sich die Gesellschaft gesetzt

hatte. Der Schein erhellte die Gesichter mit ihrem beredten Mienenspiel. Er tastete flackernd über den nackten Felsen, und wenn ein Windstoß in die Glut blies, glitt er hinauf zur Spitze der Feste, wo das Zelt in dem Purpurdunst flüchtig sichtbar wurde. Undurchdringliches Dunkel verhüllte die Prärie und den Bach.

„Ich verstehe nicht, wo Asa bleibt", sagte Esther unzufrieden. „Sonst ist sein Magen zuverlässig wie das beste Uhrwerk von Kentucky. Sind wir fertig, kommt der Junge an, hungrig wie ein Bär, der den Winterschlaf beendet hat. Dann schreit er nach seinem Essen und ist nicht mehr satt zu kriegen; er hat ja einen gesegneten Appetit, wenn er sich ausgearbeitet hat."

Der Squatter sah sich streng im Kreise um, aber seine Söhne schwiegen faul, ihre Gefühle schliefen; niemand empfand Lust, sie zu erwecken oder für den Bruder einzutreten. Ein wenig Fürsprache erhielt der Abwesende lediglich von seinem Onkel. „Hoffentlich ist der Junge den Tetons entkommen", murmelte Abiram, „und nicht den roten Teufeln in die Hände gefallen. Es täte mir leid. Asa ist einer der Stärksten und Besten."

Ismael fuhr seinem Schwager über den Mund. „Hör auf zu unken. Spar dir deine Worte, wenn du nur meine Frau und die Kinder schrecken willst. Ellen ist schon ganz blaß geworden, als sähe sie die Indianer vor sich. Sag mal, Nell, wie war das eigentlich heute morgen? Warum mußte ich erst in die Luft knallen, um mich bemerkbar zu machen? Warst du plötzlich taub geworden?"

Ellen verfärbte sich, sogar ihr Hals wurde rot. Sie senkte den Kopf, gab aber keine Antwort.

Ismael hob träge die Schultern. Er stand auf, streckte sich und verkündete seine Absicht, schlafen gehen zu wollen. Wie ein überfütterter Mastochse schaukelte er davon. Einer nach dem anderen folgten ihm die erwachsenen Söhne. Scheltend schickte Esther die Jüngsten zur Ruhe. Außer dem Posten am Fuße des Felsens wachte schließlich nur noch sie.

Eine tiefe Unruhe hatte sie ergriffen. Sie war eine furchtlose Frau und hätte keinen Augenblick gezögert, in den schwarzen Abgrund hinabzuklettern. Aber daß Asa sie so lange warten ließ, gefiel ihr nicht. Wie, wenn Abiram recht behielt? Wenn ihr Sohn tatsächlich ein Gefangener der Indianer war, wenn ihn vielleicht sogar ein schlimmeres Schicksal ereilt hätte! Die Mutter lauschte in die stockfinstere Nacht. Unheimliche Stille lag über der Prärie.

Endlich, nachdem sie lange vergebens gehofft hatte, drang das Geräusch leichter Schritte an ihr Ohr; sie erkannte die dunkle Gestalt eines Menschen, der sich dem Hügel näherte.

„Na, Asa, diesmal verdienst du wirklich, daß wir dich im Freien kampieren lassen", rief sie grollend. „Leg dich auf den nackten Erdboden, du Herumtreiber. – He, Abner, träumst du, Abner? Daß du dich nicht unterstehst, dem Bengel aufzumachen. Warte, ich komme selber runter, ich will doch mal sehen, wer da zu nachtschlafender Zeit die Ruhe einer ehrenwerten Familie stört."

„Frau", erscholl es ängstlich vom Bachufer herauf, „versuchen Sie nicht, mich mit einem Ihrer Wurfgeschosse zu empfangen. Frau, das verbiete ich Ihnen bei

Strafe des Gesetzes. Ich bin ein freier Staatsbürger und habe zwei Universitäten besucht. Einen Übergriff würde ich unnachsichtig ahnden. Ich bin amicus, ein Freund, Doktor Obed Battius."

„Wer?" fragte Esther so leise, daß es der Arzt kaum verstand. „Nicht Asa, nicht mein Junge?"

„Weder der noch einer seiner Brüder. Habe ich Ihnen nicht gesagt, wer ich bin, Frau, und daß ich in friedlicher Absicht komme?"

Enttäuscht, bestürzt und verwirrt suchte Esther ihr Lager auf, während Abner, ihr Sohn, den sie mit ihrem lauten Organ geweckt hatte, unverzüglich den Arzt einließ.

„Abner, ich fürchte, Sie leiden an Schlafsucht", sagte Batt tadelnd. „Die Symptome sind besorgniserregend. Sie gefährden nicht nur sich selbst, sondern die gesamte Familie Bush."

„Symptome?" Der junge Mann gähnte wie ein müder Löwe. „Das muß ein riesengroßer Irrtum sein, Doktor. Ich fühle mich kerngesund. Mit mir ist es wie mit meinen Geschwistern. Wir haben Pocken und Masern glücklich überstanden."

Mißtrauisch, auf böse Überraschungen vorbereitet, erklomm Obed den Hügel. Er wähnte die Frau des Squatters noch draußen und fürchtete jeden Augenblick, mit einem Wortschwall oder härteren Dingen überschüttet zu werden. Seine Ahnungen erfüllten sich nicht. Leise schlich der Arzt in seine Koje. Behutsam streckte er sich aus. Doch statt die Augen zu schließen, wälzte er sich von einer Seite auf die andere und grübelte, bis er hörte, daß sich auch Esther, seine Nachbarin, sehr geräuschvoll umdrehte. Da beschloß er, ihre Ruhestätte aufzusuchen, ehe die gefürchtete Frau ein Donnerwetter über ihn ergehen ließ.

„Sie scheinen nicht zu schlafen, teuerste Mistreß Bush?" flüsterte er vom Eingang her. „Gibt es etwas, was ich für Sie tun könnte, um Ihre Qualen zu lindern, meine sehr ehrenwerte Frau Wirtin?"

„Was wollen Sie schon tun", brummte Esther gereizt, „mir ein Pflaster verabreichen?"

„Vielleicht eher eine Kompresse? Doch falls Sie Schmerzen leiden, wären Herztropfen das Richtige. In einem Gläschen meines speziellen Kognaks aufgelöst, wirken sie Wunder. Der Trunk wird Sie besänftigen, wenn ich das geringste von der materia medica verstehe."

Er wußte aus Erfahrung, wie sehr die Frau des Squatters dieses Angebot schätzte. Ohne ihre Antwort abzuwarten, richtete er sich auf. Unverzüglich mischte er das Mittel und reichte der Patientin das Gefäß, das zwar ziemlich ungnädig entgegengenommen, aber begierig geleert wurde. Müde murmelte Esther ihren Dank. Kaum eine halbe Stunde später verkündeten regelmäßige und tiefe Atemzüge, daß sie fest schlief. Die Wirkung wäre selbst dem Mediziner verblüffend erschienen, hätte er sich nicht erinnert, wie groß die Dosis Opium war, die er in den Schnaps getan hatte.

Als Obed meinte, daß außer ihm niemand mehr wachte, stand er auf. Verstoh-

len wie ein Dieb verließ er seine enge Hütte. Draußen lauschte er und vergewisserte sich noch einmal, daß auch die Bewohner der übrigen Kabinen in Schlummer lagen. Dann begann der schwierige Aufstieg zum Gipfel. Der Arzt ging mit äußerster Vorsicht zu Werke, er wollte jedes Geräusch vermeiden. Das gelang ihm nicht ganz. Als er den letzten Felsvorsprung erreicht hatte, hielt ihn jemand am Rock fest.

„Liegt ein Patient im Zelt?" flüsterte es hinter ihm. „Möchte Doktor Battius zu so später Stunde noch einen Krankenbesuch machen?"

„Meine liebe Nelly!" japste der Arzt, der bei der Berührung entsetzt zusammengefahren war, und er atmete erleichtert auf, denn er hatte das Mädchen an der Stimme erkannt. „Wie freue ich mich, Sie zu treffen! Still, mein Kind, seien Sie um Himmels willen still. Wenn Ismael wach wird und uns hier findet, wird er uns, ohne zu zögern, von der Höhe in die Tiefe stürzen."

Keuchend unter der Anstrengung, die ihm die zunehmende Steigung bereitete, erklomm er mit ihrer Hilfe den Gipfel des Hügels.

„Doktor Battius", sagte Ellen streng, als sie beide oben angelangt waren, „jetzt möchte ich wissen, weshalb Sie Kopf und Kragen riskieren, um mich zu so ungewohnter Stunde zu besuchen."

„Sie sollen alles erfahren, mein gutes Kind. Wenn nur Ismael nicht wach wird!"

„Seinetwegen machen Sie sich keine Sorgen. Der schläft, bis ihm die Sonne ins Gesicht scheint. Gefährlich werden könnte uns höchstens meine Tante."

„Esther liegt fest in Morpheus' Armen", sagte der Arzt bestimmt. „Ellen, Sie haben heute von der Felsspitze Ausschau gehalten, nicht wahr?"

„Ganz wie mir befohlen wurde."

„Haben Sie Bisons gesehen, Antilopen, Wölfe, Hirsche?"

„Ja, die waren in der Prärie."

„Auch vernunftbegabte Wesen?"

„Doktor, Sie sprechen in Rätseln."

„Mir können Sie es ruhig sagen, Nelly, ich bin Ihr Freund."

„Vespertilio horribilis war nicht dabei."

„Nicht so laut, Mädchen, Sie werden uns noch verraten! Haben Sie Menschen gesehen?"

„Gewiß, meinen Onkel, seine Söhne. Sie jagten."

„Und einen Mann aus Kentucky?"

Ellen spürte, daß sie errötete, und sie zögerte mit der Antwort. Dann sagte sie lebhaft: „Bilder über Bilder, Doktor Battius. Wie soll ich Sie verstehen? Ich bin ein einfaches Mädchen."

„Aber Sie wissen, weshalb ich in die Prärie gekommen bin. Ich suche Säugetiere der obersten Ordnung. Wenn ich den Kentuckymenschen der Einfachheit halber als Paul bezeichne ..."

Ellen unterbrach ihn. „Um Gottes willen, schreien Sie nicht so, Doktor! Sie sind es, der höchst unvorsichtig ist. Mit Ihrem Gerede bringen Sie uns beide ins Grab. Meinen Sie Paul..."

„Paul Hover, jawohl, um volkstümlich zu sein. Habe ich mich jetzt verständlich ausgedrückt?"

„Völlig, völlig", erwiderte sie und atmete schwer. „Was soll er hier? Schickt er sie etwa zu mir? Das ist unmöglich. Ich habe Stillschweigen geschworen, das Gelübde verschließt mir den Mund."

„Ihnen, mein Kind, nicht dem, der mir alles erzählt hat. Ellen, Ihr Onkel, mein Vertragspartner, verletzt gröblich die Gesetze der Moral."

„Sprechen Sie etwa von Ismael Bush?" fragte das Mädchen abweisend. „Das ist der Mann, der die Witwe meines Onkels heiratete. Ich betrachte ihn nicht als meinen Verwandten."

Sie sank auf dem Felsen nieder und begann zu schluchzen. Der Arzt, erschrokken und völlig verwirrt, stammelte Entschuldigungen, doch bevor er am Ende war, stand Ellen auf.

„Ich will nicht weinen", versprach sie. „Wem nutzen meine Tränen? Sagen Sie endlich, was Sie von mir wollen!"

„Ich muß sehen, wer in diesem Zelt versteckt wird."

„Dann wissen Sie also Bescheid?"

„Ich habe einiges gehört und bringe hier einen Brief, den ich eigenhändig übergeben soll. Falls Ismael einen Menschen eingesperrt hat, ist er ein Betrüger, dann ist der Vertrag null und nichtig."

Ellen bedeutete dem Arzt, sich zu setzen. Sie schlüpfte in das Zelt. Als sie nach einigen Minuten zurückkam, nahm sie Obed beim Arm und führte ihn zum Eingang.

ZWÖLFTES KAPITEL

Am Morgen verzehrten die Grenzer still und lustlos ihr Frühstück. Sogar Esther war einsilbig, der Schlaftrunk wirkte nach. Die Söhne grübelten düster vor sich hin. Was mochte ihren Bruder gehindert haben, in der Nacht zurückzukehren? Selbst Ismael runzelte die Stirn, während er finster von einem zum andern schaute, als erwartete er, in den Gesichtern Zeichen der Aufsässigkeit zu entdecken. Batt schielte des öfteren zu Ellen Wade hinüber. Die Männer mißdeuteten seine Blicke. Sie dachten, er betrachte forschend den Himmel, weil er nach dem Wetter sehen wollte.

Schließlich war es der Squatter, der das beklemmende Schweigen brach. Ismael reckte sich und sagte: „Er ist sehr pflichtvergessen, der Asa. Das soll er mir büßen. Statt nach Hause zu kommen, treibt er sich die ganze Nacht sonstwo herum. Wenn uns die Sioux auf den Hals gerückt wären, hätten wir ihn gebraucht. Aber das kümmert ihn nicht, er läßt uns schwitzen und schert sich nicht her."

Frau Esther winkte ab. „Spar dir die Worte, Mann. Du wirst deine Lungenkraft noch brauchen, um nach dem Jungen zu rufen. Vielleicht wirst du dich heiser schrein, ehe er antwortet."

„Manche alten Männer sind so weibisch, daß sie sich von ihren Kindern drangsalieren lassen. Stimmt, Esther, das gibt es, aber ich gehöre nicht zu dieser Sorte. Soweit solltest du mich kennen, Frau."

„Bei uns müssen alle nach deiner Pfeife tanzen, Ismael, das weiß ich wohl. Bei einem hast du's ja nun glücklich geschafft, den hast du mit deinem Dickkopf fortgetrieben, gerade jetzt, wo wir ihn besonders dringend brauchen."

Die Worte flößten Abner Mut ein. Er warf sich in die Brust und sagte: „Vater, wir sind uns ziemlich einig, daß wir Asa suchen müssen. Wir sind dagegen, daß er in der Prärie schläft. Er soll in seinem Bett schlafen wie alle anderen."

„Quatsch!" murmelte Abiram. „Der Junge hat 'n Bock geschossen, vielleicht sogar 'n Buffalo. Klar, daß er bei der Beute bleibt. Wer hätte bis zum Morgengrauen die Wölfe verscheucht? Wartet nur, bald werden wir ihn sehen oder wenigstens hören. Er wird rufen, daß wir ihm tragen helfen."

„Meine Söhne brauchen keine Hilfe", versetzte Mutter Bush. „Einen Hirschbock oder einen von euren Wildochsen nimmt jeder auf die Schulter. Und dann muß ich mich wundern, Abiram, daß ausgerechnet du derartiges behauptest, wo du uns gestern vor den Indianern gewarnt hast."

„Wieso ich?" fragte ihr Bruder nervös. „Ach, richtig, so was hab ich wohl gesagt, und es stimmt auch. Die Tetons sind ganz in der Nähe. Ihr könnt euch ja überzeugen, wenn ihr's nicht glaubt. Hoffentlich haben sie dem Jungen nichts getan."

Dr. Battius, der bisher nachdenkliche Zurückhaltung geübt hatte, brachte seine Ansicht vor: „Für mich ist die Kriegführung der Indianer zwar Neuland, aber ich habe – das darf ich ohne Übertreibung behaupten – einen gewissen Einblick in das Wesen der Natur. Wenn Sie meine unmaßgebliche Meinung hören wollen, ich finde, Zweifel sind dazu da, daß sie zerstreut werden."

Esther ereiferte sich. „Sie halten mal schön den Mund. Kommen Sie mir nicht mit Ihren Ratschlägen, davon hab ich mehr als genug. Mir brummt der Schädel, und meine Zunge bewegt sich wie ein Kolibri, dem jemand Gewichte an die Flügel gehängt hat. Ich hätte auch gestern nicht auf Sie gehört, aber ich war ein bißchen überarbeitet, was bei so vielen Gören kein Wunder ist."

„Hm", machte Ismael. „Das muß ja eine Wundermedizin gewesen sein, wenn sie Esther heute noch die Zunge lähmt."

Die Frau des Squatters öffnete den Mund zu einer scharfen Entgegnung, aber der Doktor bat sie mit einer Handbewegung zu schweigen. „Freund Bush, der Erkenntnis sind Grenzen gesetzt, davon zeugt die Klage der Mistreß Bush. Um jedoch auf den abwesenden Asa zu sprechen zu kommen, sein Schicksal unterliegt gewissen Zweifeln. Es ist ein Problem, das unbedingt gelöst sein will. In der Naturwissenschaft ist die Entdeckung der Wahrheit stets das ersehnte Ziel. So sollte es auch in der häuslichen Sphäre sein. Gehen wir den Dingen also auf den Grund, da nun einmal Meinung gegen Meinung steht. Alle Symptome deuten darauf hin ..."

„Symptome!" Esther unterbrach ihn, als sie sah, daß aller Blicke gebannt an seinen Lippen hingen. „Hört nicht auf ihn. Er ist ein Schwätzer. Jedes Wort, das er in den Mund nimmt, schmeckt nach Rauschgift."

Ellen Wade blickte auf. „Ich habe Doktor Battius so verstanden", sagte sie bescheiden, „daß wir alle Asa suchen sollen, weil seinetwegen einige in Sorge sind."

„Wirklich?" brummte Esther. „Dann hat Doktor Battius mehr Grips im Kopf,

als ich dachte. Tun wir, was das Mädchen vorschlägt, Ismael. Auch ich werde mir ein Gewehr auf die Schulter laden. Wehe dem Teton, der meinen Weg kreuzt! Es wäre nicht das erstemal, daß sich mein Finger am Abzug krümmt, und Indianergeheul hat mir schon manchmal in den Ohren geklungen."

Die Drohung der Frau kam einer Kriegserklärung gleich, ihr Geist teilte sich ihren Söhnen mit. Sie erhoben sich wie ein Mann und bekundeten ihre Entschlossenheit, dem Wunsche der Mutter zu folgen. Ismael, der begriff, daß er sich nicht widersetzen konnte, gab klugerweise nach. Wenige Minuten später stand Esther abmarschbereit vor ihren Söhnen.

„Die Hasenfüße dürfen bei den Kindern bleiben", sagte sie, „alle anderen mögen mir folgen."

Der Squatter blickte den Felsen hinauf und raunte seinem Schwager zu: „Ist es nicht leichtsinnig, die Hütten ohne Schutz zu lassen?"

Abiram erbot sich, für die Verteidigung der Feste zu sorgen. „Gut, gut", erklärte er bereitwillig, „ich bleibe."

Seine Neffen protestierten. Er hatte die verdächtigen Spuren entdeckt. Er sollte sie an die Stelle führen, wo sie Asa finden konnten. Auch Esther wies den Bruder zurecht. Sie warf ihm sogar vor, die Familie jetzt im Stich lassen zu wollen, sei eines tapferen Mannes unwürdig.

Widerstrebend gab Abiram nach. Ismael sah sich gezwungen, seinen Einfluß als Familienoberhaupt geltend zu machen. Er erklärte laut, daß es verantwortungslos wäre, niemanden zurückzulassen, die Unterkünfte müßten nötigenfalls verteidigt werden. Hierin gaben ihm alle recht, und der Squatter schlug vor, man solle Dr. Battius zum Festungskommandanten ernennen. Der Arzt erwiderte hochmütig, aber sehr bestimmt, er werde die ehrenvolle Aufgabe unter keinen Umständen übernehmen, worauf Ismael in seiner Not die Absicht äußerte, Nelly als Kastellan einzusetzen. Dr. Battius tauschte mit dem Mädchen einen ausdrucksvollen Blick. Ellen Wade erklärte sich einverstanden, und der Squatter erteilte ihr viele gute Ratschläge, während seine Söhne mehrere Felsbrocken auf die obere Plattform schleppten, an eine Stelle, von der sie mühelos über den Rand gewälzt werden konnten, so daß sie ganz sicher den schmalen Zugang treffen mußten. Kleinere Steine, die selbst für schwache Kinderhände nicht zu schwer wogen und als Wurfgeschosse vorzügliche Dienste leisten würden, waren in großer Menge vorhanden. Vor dem Zelt schichteten die Männer trockenes Reisig und Laub auf. Sie errichteten einen Haufen, aus dem, wenn er in Brand gesetzt wurde, eine weithin sichtbare Rauchsäule aufstieg. Nachdem der Squatter mit den Kindern und ihrer Befehlshaberin das Alarmzeichen vereinbart hatte, glaubte er die Besatzung der Feste hinreichend geschützt. Sie war auch auf eine längere Belagerung vorbereitet. In dem Bewußtsein, für die Sicherheit der Verteidigung alles Menschenmögliche getan zu haben, stießen die Scheidenden in die Prärie vor.

Esther, in Männerkleidung, das Gewehr geschultert, schritt voraus, ein würdiges Mitglied des wilden Trupps, den sie anführte.

„Abiram", krächzte sie – vom vielen Schelten war ihre Stimme klanglos und rauh geworden –, „jetzt zeig uns, daß du ein guter Spürhund bist. Komm her an meine Seite, Mann, damit ich nicht in die Irre laufe."

Ihr Bruder gehorchte dem Befehl widerstrebend, was seine Neffen zu schadenfrohem Grinsen veranlaßte.

Ismael ging lustlos inmitten seiner hochgewachsenen Söhne. Ihm war es einerlei, ob das Unternehmen erfolgreich verlief oder mit einem Fehlschlag endete.

Schweigend bewegten sich die Grenzer durch die wellige Prärie, auf und ab, auf und ab, bis der Festungshügel am Horizont nur noch als verschwommener Fleck zu sehen war. Dann blieb Ismael stehen. Er setzte das Gewehr ab.

„Jetzt reicht's", sagte er, „Büffel- und Hirschspuren gibt es genug. Abiram, wo sind deine Indianer gewesen?"

Abiram deutete nach Westen. „Weiter in dieser Richtung. Hier hab ich den Bock gesichtet. Auf die Fährte der Tetons stieß ich erst, als ich ihn erledigt hatte."

„Tüchtig besudelt hast du dich." Der Squatter zeigte auf die blutbefleckten Kleider des Schwagers. „Nimm dir ein Beispiel an mir. In meinen Sachen findest du keinen Spritzer. Zwei munteren Rehen und einem flinken Kitz hab ich die Kehle durchgeschnitten. Du ungeschickter Hund mußt Esther und den Mädchen unnötige Arbeit bereiten. Kommt, Leute, wir kehren um. Ich bin ein alter Hase, ich kenne das Grenzland genau. Seit dem letzten Regenguß war kein Indianer hier. Los, wir schlagen einen Bogen und versuchen einen Hirsch aufzuspüren, damit unsere Mühe nicht ganz umsonst war."

„Mir wird gefolgt!" befahl Esther. „Heute gebe ich den Ton an, wie's auch richtig ist. Niemand findet ein verirrtes Füllen so leicht wie die Stute."

Ismael warf seinem Weib einen mitleidigen Blick zu. Er lächelte nachsichtig. Da sie weitergegangen war und er nicht starrköpfig sein wollte, fügte er sich schließlich.

Esther verzichtete jetzt auch auf den Rat ihres Bruders. Sie schlug eine andere Richtung ein. Dr. Battius, der bisher still seinen Gedanken nachgehangen hatte, wagte einzuwenden: „Ich teile die Ansicht Ihres Lebensgefährten, hochverehrte Mistreß Bush. Abiram ließ sich bei der Deutung der Symptome von seiner Phantasie täuschen."

„Verschonen Sie mich mit Ihren Fremdwörtern", erwiderte die Amazone ungnädig. „Für schlaue Reden ist das weder die Zeit noch der Ort. Wenn Sie müde sind, sagen Sie es. Dann setzen Sie sich in die Prärie und ruhen Sie sich aus wie ein lahmer Köter."

„Da bin ich ganz Ihrer Meinung", entgegnete der Arzt trocken, als hätte er aus der Bemerkung nicht die Ironie herausgehört. Neben einem Strauch sank er gelassen nieder. „Ich akzeptiere Ihren Vorschlag, gute Frau Esther. Suchen Sie Ihren Sohn. Ich werde einstweilen bemüht sein, der Natur ein weiteres Geheimnis zu entreißen."

Das Weib antwortete mit einem kollernden, höhnischen Lachen, und die Brüder grinsten verächtlich, als sie an dem Rastplatz vorbeikamen. Der Trupp wanderte den nächsten Hang hinauf. Er überschritt den Höhenzug und verschwand auf der anderen Seite aus dem Blickfeld des einsamen Mannes.

Wieder verging eine halbe Stunde, noch hatte die Suche nicht zum Ziel geführt. Immer häufiger mußten die Wanderer eine Pause einlegen. Unsicher schauten sie in die Ferne, als sie das eilige Trappeln eines flüchtigen Tieres hörten. Es war ein Hirsch. Er kam den Hang herauf und jagte in weiten Sprüngen davon. So überraschend war er aufgetaucht, so vorteilhaft deckten ihn die Senken und Erhebungen des Bodens, daß er sich in Sicherheit befand, ehe ihn jemand aufs Korn genommen hatte.

„Ich glaube, ein Wolf war hinter ihm her." Abner schüttelte verdrossen den Kopf, weil er eine Sekunde zu lange gezögert hatte. „Ein Wolfspelz ist in den Winternächten nicht zu verachten. Da ist der hungrige Teufel schon."

„Halt!" befahl Ismael und schlug gegen das Gewehr, das sein Sohn angelegt hatte. „Es ist kein Wolf, es ist ein Hund. Dort kommt ein zweiter. Ha, da müssen Jäger in der Nähe sein."

Die Hunde verfolgten die Hirschfährte, sie suchten sich in ihrem Eifer gegenseitig zu übertreffen. Der eine war alt, nur das Feuer des edlen Wettstreits trieb ihn vorwärts. Der andere steckte voll jugendlicher Spielsucht. Selbst bei der Jagd tollte er mit übermütigen Sprüngen durchs Gras. Beide trugen die Nase hoch, ein Zeichen ihrer feinen Witterung. Sie eilten vorbei. Bald hätten sie den Hirsch gesichtet, wäre das junge Tier nicht, hart und überrascht kläffend, seitlich abgebogen. Auch sein alter Gefährte blieb stehen und lief keuchend, erschöpft zurück zu der Stelle, wo der andere, immer wieder kurz und scharf aufbellend, wie besessen herumraste, bis der Alte umgekehrt war. Dann setzte er sich hin, hob die Schnauze und stieß ein lautes Klagegeheul aus.

„Das muß eine starke Witterung sein", sagte Abner, der interessiert zugeschaut hatte. „Ohne weiteres lassen sich zwei Hunde nicht von der Fährte locken."

„Wir sollten sie abschießen", rief sein Onkel. „Ich könnte schwören, der alte Köter gehört dem Trapper, diesem Erzstrolch."

Alle beobachteten gebannt das seltsame Gebaren der Tiere, und auch Abiram rührte keinen Finger.

Endlich besann sich der Squatter auf seine Pflichten, er war das Familienoberhaupt. „Kommt weiter", sagte er gelangweilt, „gönnt den Hunden ihren Gesang. Ich knalle so ein Tier nicht ab, bloß weil sein Herr in mein Gehege eingedrungen ist. Los, Jungs, wir haben zuviel eigene Sorgen, als daß wir uns auch noch um die Nachbarschaft kümmern könnten."

„Nein, wir bleiben", entschied Esther. „Ohne Grund singen die Köter nicht. Ihr Benehmen hat was zu bedeuten. Ich lauf rüber, nachsehn, was da los ist."

Sie schwang die Waffe und ging entschlossen auf die Tiere zu, die herzerweichend heulten. Ihre Söhne folgten ihr gehorsam, neugierig, aber träge.

„Jetzt sagt mir eins", krächzte die Frau, „Abner, Abiram, Ismael, was für eine

Kreatur ist hier verendet?" Sie stand vor einem blutgetränkten Fleck, der zerwühlt war. „Sagt es mir, ihr seid Jäger, und ihr müßt es wissen. Ist das Wolfsblut oder Pantherblut? Sprecht doch, Männer, ihr kennt die Zeichen der Prärie."

„Sie werden einen Büffel geschossen haben", antwortete der Squatter sorglos. „Ein edler, kräftiger Bursche ist das gewesen. Seht mal, wie er im Todeskampf die Füße in den Boden gestemmt hat. Dort hat er die Erde mit den Hörnern aufgewühlt. Es muß ein starker Bulle gewesen sein."

„Und wer hat ihn getötet?" fragte Esther tonlos. „Wo sind die Eingeweide, die Knochen, Mann? Wölfe? Die fressen nicht das Fell. Erklärt mir, ihr Männer und Jäger, ist das wirklich Tierblut?"

„Der Büffel ist den kleinen Hügel hier runtergerutscht", rief Abner, der schon vorausgegangen war. „Kommt her, der Kadaver wird in dem Erlengebüsch liegen. Seht mal die vielen Aasvögel, wie sie kreisen!"

„Die Kreatur hat noch Leben in sich", vermutete der Squatter, „sonst hätten sich die Bussarde auf der Beute niedergelassen. Ich nehme an, es ist ein Eisbär von den oberen Wasserfällen. Diese Bestien sollen unglaublich zäh sein."

Abiram hob beschwörend eine Hand. „Gehen wir fort! Ismael, es ist nicht ratsam, einem verwundeten Raubtier nahe zu kommen. Mit den Biestern ist nicht zu spaßen. Die sind gefährlich. Und wenn wir erfahren, was es ist, was haben wir davon?"

Die jungen Männer lächelten wieder über ihren zaghaften Onkel. Abner drückte seine Verachtung in Worten aus: „Wir sperren es in den Käfig. Dann gehen wir zurück in die Siedlungen und machen eine Schaubude auf, vielleicht neben dem Gericht oder dem Gefängnis von Kentucky."

Stirnrunzelnd wies Vater Bush den jungen Mann zurecht. Abner tauschte einige herausfordernde Blicke mit seinen Brüdern, zog es jedoch vor, zu schweigen. Sie näherten sich dem Dickicht bis auf wenige Yards.

Alles in der Natur wirkte düster, fast unheimlich. Schwere Wolken wälzten sich überstürzend am Himmel dahin. Riesige Vogelschwärme zogen nach den Gewässern des Südens. Der Wind hatte wieder zugenommen und fegte in kurzen Stößen über die Prärie. Und über dem Gestrüpp kreisten die Bussarde, kämpften mit schweren Flügelschlägen gegen den Sturm, tauchten, wenn sie sich hoch emporgeschraubt hatten, in kühnen Flügen fast bis auf die Büsche herab, doch dann bremsten sie den Sturz und flatterten schreiend auf.

Lange standen die Auswanderer in den grusligen Anblick vertieft, bis Esther schließlich den Bann brach und die Männer zum Weitergehen ermahnte.

„Ruft die Hunde!" befahl sie. „Schickt sie ins Dickicht. Ihr seid Manns genug, ihr nehmt es mit jedem Bären auf. Ruft die Hunde, sag ich. He, Enoch, Abner, Gabriel! Seid ihr vor Staunen taub geworden?"

Die Söhne gingen zu den Hunden; es gelang ihnen, sie mit sich fortzuziehen. Sie führten die Tiere an den Rand des Gestrüpps.„Schickt sie rein, Jungs!" rief die Frau. „Jagt sie weiter. Ihr, Ismael, Abiram, nehmt euer Gewehr, zeigt, daß

ihr Männer der Grenze seid. Wenn es euch an Mut fehlt, will ich euch vor den Augen meiner Kinder lächerlich machen."

Die Jungen ließen die Leinen los, sie hetzten die Hunde mit lautem Geschrei in die Büsche. Das alte Tier lief bis zum Rande des Gestrüpps. Dort blieb es stehen, bebte am ganzen Körper und war nicht zu bewegen, noch einen Schritt zu tun. Die ermunternden Zurufe des Mannes beantwortete es durch leises, klagendes Winseln. Auch der junge Hund hielt an und rührte sich zunächst nicht vom Fleck. Nach einer Minute half jedoch das Zureden. Er machte einen Satz und verschwand im Gestrüpp. Gleich darauf hörten sie ihn markerschütternd heulen. Hastig brach er hervor und umkreiste die Erlen.

„Findet sich nicht wenigstens ein Mann unter meinen Söhnen?" rief Esther enttäuscht. „Gebt mir ein anständiges Gewehr, damit ich euch zeige, was eine Grenzbewohnerin ist!"

„Halt, Mutter!" erwiderten Abner und Enoch wie aus einem Munde. „Wenn du das Vieh sehen willst, treiben wir es ins Freie."

Sie überprüften ihre Waffen, dann schritten sie entschlossen auf die Büsche zu. Laut jaulten die Hunde. Die Geier und Bussarde stießen noch tiefer herab, mit den Flügeln streiften sie fast die Blätter. Wütend heulte der Sturm im Gras. Esther erbleichte, als ihre Söhne die Zweige auseinanderbogen. Atemlos sahen alle zu, wie die beiden Männer vorwärtsdrängten, und sie fuhren zusammen, als zwei durchdringende Schreie die Luft zerrissen.

„Kommt zurück, Kinder", befahl die Frau, deren mütterliche Gefühle plötzlich stärker waren als alle anderen Regungen, „kommt zurück!"

Stumm vor Entsetzen blickte sie ihren Söhnen entgegen, die selber leichenblaß, den toten Asa aus dem Gestrüpp trugen und vor ihr niederlegten.

Noch einmal jaulten die Hunde, dann stürmten sie davon und folgten der Wildspur. Mit enttäuschtem Kreischen stiegen die Vögel hoch empor.

DREIZEHNTES KAPITEL

Die Brüder drängten sich eng um den Toten, der, wie seine Wunden verrieten, einem hinterhältigen Anschlag zum Opfer gefallen war.

„Macht Platz", befahl Esther heiser, „weg da, Jungs. Ich bin die Mutter. Mir gebührt der Platz an seiner Seite. Wer hat ihn ermordet? Sagt es mir, Ismael, Abiram, Abner! Sprecht die Wahrheit und nichts als die heilige Wahrheit. Wer hat diese gemeine Bluttat begangen?"

Ihr Mann antwortete nicht. Er stützte sich auf das Gewehr und starrte die blutige Leiche an. Die Frau kniete nieder. Sie barg den kalten Kopf in ihrem Schoß und betrachtete das entstellte Gesicht, auf dem der Todeskampf seine schrecklichen Spuren hinterlassen hatte. Sie schwieg, aber ihre stille Trauer war beredter als eine laute Klage.

Vergebens sprach ihr Ismael Trost zu. Sie beachtete seine rauhen Worte nicht, vielleicht hörte sie sie nicht einmal. Auch die Söhne drückten ihr Beileid aus. Die Mutter gebot ihnen mit einer ungeduldigen Handbewegung, sich zu entfernen. Sie glättete dem Toten die Haare und fuhr ihm liebkosend über das verzerrte Gesicht wie einem schlafenden Kind. Dann hob sie in stummer Verzweiflung die Arme und schien nachträglich den Schlag abwehren zu wollen, der sie unerwartet getroffen hatte. Asa war ihr Lieblingssohn gewesen, ihr besonderer Stolz, in ihn hatte sie ihre größten Hoffnungen gesetzt.

Sogar der apathische Abner wandte sich ab und schluckte und rang mit den ungewohnten Gefühlen, die ihn bewegten. „Mutter meint, wir sollen uns umsehn", sagte er erstickt, „damit wir wissen, wie Asa gestorben ist."

„Das haben wir den verdammten Sioux zu verdanken", brummte Ismael. „Es war ihr zweiter Besuch, ich stehe tief in ihrer Schuld. Beim drittenmal will ich die Rechnung begleichen. Klar, daß es die Sioux gewesen sind."

Diese Erklärung, so einleuchtend sie sein mochte, befriedigte die Söhne nicht. Sie erfüllten den Wunsch der Mutter, froh, den erschütternden Anblick nicht länger ertragen zu müssen.

Abner und Enoch erzählten den Brüdern, wie sie den Toten gefunden hatten. Er hatte auf dem Erdboden gesessen, den Rücken gegen das Gebüsch gelehnt, einen abgerissenen Erlenzweig in der Hand, was nach ihrer Überzeugung ein Beweis dafür war, daß Asa die Todeswunde in der freien Prärie empfangen und sich danach, schon stark geschwächt, in das Dickicht geschleppt hatte. Eine Gasse, die durch die Sträucher führte, bestätigte diese Meinung. Unmittelbar vor dem Gestrüpp mußte er sich verzweifelt gewehrt haben. An einer Stelle war das Buschwerk niedergetreten, die Füße hatten tiefe Spuren in die feuchte, blutgetränkte Erde gegraben.

„Die Kugel hat er draußen abgekriegt", sagte Abiram, „später hat er Deckung gesucht und ist unter die Erlen gekrochen. Wahrscheinlich ist der ganze Stamm über ihn hergefallen. Der Junge hat sich heldenhaft geschlagen, bis er schwach wurde. Erst als ihn seine Kräfte verließen, hat er sich versteckt."

Jetzt bestand Ismael darauf, daß die Leiche näher untersucht wurde. Wie sich zeigte, war die Kugel unterhalb der sehnigen Schulter in den Rücken gedrungen und hatte den Körper auf der anderen Seite verlassen.

„Ja", sagte der Squatter, als Abner behauptete, daß die Mörder Asa von hinten niedergeschossen hatten, „ja, so muß es gewesen sein. Merkt euch eins Kinder, solange ihr euren Feinden das Gesicht zukehrt, seid ihr vor bösen Überraschungen sicher. Und du, Esther, du bist ja ganz außer dir. Hör doch endlich auf, dem Jungen die Haare zu streicheln und an seinen Sachen zu zupfen. Davon hat er jetzt nichts mehr, altes Mädchen."

Enoch vernahm die Mahnung nur mit halbem Ohr. Er bückte sich, hob etwas auf und betrachtete es genau. „Schaut her, was ich gefunden habe!" rief er überrascht.

Es war die Kugel. Ismael ergriff sie. „Es gibt keinen Zweifel", murmelte er zwischen den Zähnen, nachdem er das Stück Blei von allen Seiten besehen hatte, „die stammt aus der Tasche des verfluchten Trappers. Kleine Löcher, kreuzweise angeordnet, das ist sein Zeichen."

„Ich kann's beschwören", sagte Abiram triumphierend. „Er hat mir selber so ein Ding gezeigt und geprahlt, wie viele Hirsche er damit erledigt hat. Na, Ismael, glaubst du mir jetzt, daß der alte Hund für die Rothäute spioniert?"

Die Kugel wanderte von Hand zu Hand; auch die Söhne des Squatters erinnerten sich fast ausnahmslos, das Zeichen auf der Munition des Trappers gesehen zu haben. Zudem war der Körper des Toten mit zahlreichen anderen Wunden bedeckt, die zu bestätigen schienen, daß der Greis die Tat begangen hatte.

Nun setzten die Männer die Nachforschungen fort. Zwischen der Stelle, wo Asa seinem Mörder begegnet war, und dem Ort, der – wie jetzt allgemein angenommen wurde – dem Verwundeten als letzte Zufluchtsstätte gedient hatte, gab es Spuren eines erbitterten Kampfes. Sie alle sprachen gegen den Trapper, zumindest bewiesen sie, daß der Täter ein verhältnismäßig schwacher Mensch gewesen war, denn der Sterbende hatte ihm noch heftigen Widerstand geleistet. Die Waffe des Toten blieb unauffindbar. Zweifellos hatte sie der Verbrecher mitgenommen, ebenso einige kleinere Gegenstände, die fehlten.

Ismael verspürte Trauer, zugleich aber auch Stolz. „Er ist gestorben, wie ich's von meinem Sohn erwartet hätte", sagte er fast getröstet, „bis zum letzten Atemzug seinen Feinden ein Schrecken. Kommt, Kinder, wir müssen ihn begraben. Haben wir ihn in die Erde gelegt, gilt es, seine Mörder zu jagen."

Schweigend und traurig gingen die Brüder ans Werk. Sie hoben eine Grube aus, was bei dem harten Boden sehr lange dauerte und über die Kräfte ging. Als das Loch endlich groß genug war, opferte jeder ein Kleidungsstück. Darin wurde der Leichnam notdürftig eingehüllt.

Schwer trennte sich Esther von dem Toten. Sie geleitete ihn stumm an seine letzte Ruhestätte. Dort kauerte sie nieder, um Zeuge zu sein, wie sie ihren Asa hineinsenkten und die Gruft mit Erde füllten, die sie festtraten. Ismael stand mit verschränkten Armen dabei. Auch über seine Lippen kam kein Laut, bis er meinte, die Gebeine seines Erstgeborenen seien vor den wilden Tieren genügend geschützt. Dann zog er die Mütze, dankte seinen Söhnen für die Mühe und für die letzte Ehre, die sie ihrem Bruder erwiesen hatten. Während der Bestattung war er sehr ernst gewesen, seine Miene war von Trauer und Leid gezeichnet gewesen, aber sie war starr geblieben. Jetzt, als er dem Grab den Rücken wandte – für immer, wie er glaubte –, begann es in seinem Gesicht zu zucken. Verzweifelt kämpfte er gegen den Schmerz, der seinen mächtigen Körper schüttelte. Er sah die Augen der Kinder, die ihn ratlos anblickten, und er wurde seiner Bewegung Herr. Entschlossen ergriff er die Frau am Arm, er zog sie zu sich empor und sagte fest, ein wenig freundlicher als sonst: „Esther, wir haben für den Jungen getan, was in unseren Kräften stand. Wir haben ihn genährt, ihn zu einem Menschen gemacht, auf den das Grenzland stolz sein konnte. Nun haben wir ihn zu Grabe getragen. Laß uns gehen."

Langsam drehte sie sich zu ihrem Gatten um. Sie legte ihm beide Hände auf die Schultern und schaute ihn bang an. „Ismael, Ismael, in deinem Zorn bist du von ihm geschieden."

„Möge der Herr ihm seine Sünden so bereitwillig vergeben, wie ich ihm seine Schandtaten verzeihe", erwiderte der Squatter hart. „Geh zum Felsen zurück, lies deine Bibel. Ein Kapitel aus dem Buch hat dir stets wohl getan. Du kannst lesen, das ist für dich ein Glück. Ich wollte, ich könnte es auch."

„Ja, ja." Sie seufzte und vertraute sich seinem starken Arm an. Kaum noch widerstrebend gestattete sie ihm, daß er sie von der frisch aufgeworfenen Erde fortführte. „Ich kann lesen, Ismael. Aber wie habe ich meine Bildung genutzt?

Hab ich mich nicht verplempert? Diese Sünde wenigstens hat er nicht auf sich geladen. Das haben wir ihm erspart, ob zu Recht oder Unrecht, ich weiß es nicht."

Der Squatter erwiderte nichts. Schweigend erstiegen sie die nächste Anhöhe. Oben blieben sie stehen und schauten zurück. Es war die letzte Stelle, von der aus sie die Vögel sehen konnten, die unruhig über dem niedrigen Hügel kreisten. Er war viel kleiner als der blaue Felsen, der sich in der entgegengesetzten Richtung am Horizont abzeichnete. Dort warteten die kleineren Kinder auf die Rückkehr der Eltern. Der Anblick der Feste gemahnte die Mutter an ihre Pflichten gegenüber den Lebenden.

Längst hatte die Sonne ihren höchsten Stand erreicht; die Schar, die ausgezogen war, den Sohn heimzuholen, und ihn statt dessen begraben hatte, setzte den Weg fort. Ismael dachte daran, daß Asa trotz seiner guten Eigenschaften ein aufsässiger Mensch gewesen war. Er hatte gefürchtet, der Eigensinn des einen könnte auf die anderen übergreifen und sie verleiten, sich gleichfalls aufzulehnen. Jetzt war Asa tot. Die väterliche Autorität, die er zu untergraben gedroht, war wiederhergestellt. Asas Ende hatte die Familienbande – fürs erste zumindest – gefestigt.

Immer größer wurde der Hügel. Von Zeit zu Zeit richtete der Squatter ein Trostwort an seine Frau. Als er auf dem Felsen schon die Hütten erkannte, sagte er: „Für die Mädchen wird es sehr schwer sein. Asa war der Liebling der Kleinen. Von der Jagd brachte er ihnen jedesmal eine nette Überraschung mit."

„Das stimmt", murmelte die Frau, „ja, das stimmt. Er war die Zierde der Familie. Meine anderen Kinder konnten ihm nicht das Wasser reichen."

„Sag das nicht, gute Alte." Der Squatter drehte sich zu seinen Söhnen um und ließ den Blick wohlgefällig über den Zug von Athleten schweifen, der in geringem Abstand folgte. „'s gibt wenige Eltern, die so eingebildet sein dürfen wie wir."

„Dankbar", verbesserte Esther bescheiden, „du meinst dankbar, Ismael."

„Meinetwegen dankbar. Wie du willst, mein liebes Mädchen. Aber was ist mit Ellen? Die scheint wieder pflichtvergessen zu sein. Sie kümmert sich nicht um die Kinder. Es sollte mich nicht wundern, wenn sie selber schläft. Paß auf, sie träumt mal wieder von Tennessee. Deine Nichte denkt mir zuviel an die Siedlungen."

„Ja, sie ist aus anderm Holz geschnitzt. Das hab ich gleich gesagt, als ich sie aufnahm. Warum mußte sie auch ihre Angehörigen verlieren. In manchen Familien ist der Sensenmann ein fleißiger Schnitter, Ismael. Asa war immer freundlich zu dem Mädchen. Die beiden hätten eines Tages an unsere Stelle treten können, wäre es so bestimmt gewesen."

„Nein, sie taugt nicht für die Grenze. Wer das Haus so führt, wenn der Mann jagt, ist für unser Leben nicht geschaffen. – Abner, schieß doch mal in die Luft, damit sie wissen, daß wir kommen. Ich fürchte, Nelly und die Kinder sind eingeschlafen."

Der junge Mann hob eilfertig das Gewehr. Auch er hätte das Mädchen gern auf dem Felsen gesehen. Das Echo des Schusses rollte über die Prärie, ohne daß

sich drüben etwas rührte. Eine Weile standen die Wanderer still und warteten. Da sich dann immer noch nichts regte, schossen alle zugleich. Das Krachen der Salve hätte einen Schwerhörigen aus dem Schlaf fahren lassen.

„Ah, da ist sie ja endlich", rief Abiram.

„Das ist nur ein Unterrock", erklärte Esther. „Er baumelt an der Leine, wo ich ihn aufgehängt habe."

Ihr Bruder nickte. „Du hast recht, aber jetzt kommt sie wirklich. Wir scheinen das Weibsbild tatsächlich geweckt zu haben.

„Nein", sagte Ismael unruhig. „Es ist das Zelt. Die dummen Kinder haben den Boden losgemacht."

Ein Windstoß fegte über die Prärie, stieß gegen den Felsen und schraubte sich in die Höhe. Das Leinen flatterte wie eine Fahne, dann wurde es wieder schlaff. Eine Wolke trockener Blätter wirbelte auf, drehte sich im Kreis und kam mit wildem Schwung herab; sie schwebte, ohne die Erde erreicht zu haben, in mäßigem Gleitflug weiter, während sich das Zelt nochmals hob und kreiselnd hinter dem Hügel verschwand.

Esther stöhnte. „Die Mörder sind dagewesen! Meine Kinder, meine Kinder!"

Sogar Ismael taumelte unter der Wucht des Schlages. Er schüttelte sich. Wie ein erwachender Löwe sprang er los, stieß alle Hindernisse beiseite und jagte in gewaltigen Sätzen den schmalen Pfad hinauf, gefolgt von seiner Frau.

VIERZEHNTES KAPITEL

In den ersten Stunden hatte Ellen Wade nichts anderes getan, als sich um die Kinder gesorgt, und das war sehr viel gewesen, denn die Wünsche der Kleinen wuchsen in dem Maße, wie das Mädchen sie zu erfüllen suchte. Bald hatte eines Durst verspürt, bald ein zweites etwas essen wollen, und so war das lange fortgegangen. Als es endlich ruhiger wurde, zog sich Ellen aufatmend in das Zelt zurück. Lautes Geschrei rief sie gleich wieder hinaus.

„Sieh mal, Nelly, dort sind Männer! Phöbe meint, es sind Sioux-Indianer."

Ellen blickte in die Richtung der vielen ausgestreckten Zeigefinger und bemerkte zu ihrem Entsetzen vier Menschen, die rasch auf den Felsen zukamen. Nähere Einzelheiten waren noch nicht zu erkennen. Nur soviel wußte sie sofort, daß sie keine Angehörigen der Familie Bush vor sich hatte. Bange Minuten folgten. Während sich die erschreckten Kinder angstvoll an sie klammerten, gingen ihr bange Fragen durch den Sinn. Im Westen kannte man zahlreiche Geschichten vom Heldentum der Grenzerfrauen, und ihr war, als ähnelten die Umstände lebhaft ihrer eigenen Lage. Hier hatten ein Mann und vier Frauen tagelang eine Palisade gegen Hunderte von Feinden verteidigt. Dort hatten die

Frauen allein das Eigentum ihrer abwesenden Männer geschützt. Und schließlich erzählten die Leute von einer Mutter, die ohne jede Hilfe ihre schlafenden Bezwinger überwältigt und nicht nur sich, sondern auch ihre gefangenen Kinder befreit hatte.

Ellen sagte sich, daß es an ihr lag, ob die Feste gehalten wurde. Sie überlegte, wie und wo sie die schwachen Verteidiger am wirksamsten einsetzen könne. Die älteren Mädchen schickte sie zu den Felsbrocken, die am Rande der Plattform aufgeschichtet waren und mit geringen Kräften über den Rand zu wälzen waren. Die kleinen Kinder mochten als Statisten dienen. Sie sollten den Gegner schrekken und eine starke Besatzung vortäuschen.

Die Fremden kamen bis auf knapp tausend Yard heran. Dann machten sie halt, vielleicht, um über die Taktik des Angriffs zu beraten, vielleicht auch einfach aus Unbehagen vor den beiden alten Musketenläufen, die sich auf sie gerichtet hatten. Aus einer Grube, hinter hohem Gras verborgen, betrachteten die vier Männer lange den Felsen. Als sie ihre Erkundung beendet hatten – nach Minuten, die Ellen wie eine Ewigkeit erschienen –, stand einer von ihnen auf und trat allein näher, offenbar in der Absicht, zu verhandeln.

„Phöbe, schieß du!" rief die eine Tochter des Squatters.

„Nein, Hetty, du!" antwortete die andere.

Während die Kinder noch stritten, wer den ersten Schuß tun sollte, bewahrte Ellen den Mann vor einem großen Schreck, wenn nicht vor schlimmerem Mißgeschick.

„Legt die Musketen nieder", befahl sie, „es ist Doktor Battius."

Der Arzt sah die drohenden Mündungen. Er zog ein weißes Taschentuch, das er hoch hielt. Dann ging er weiter. Als er meinte, mühelos verstanden zu werden, blieb er abermals stehen und warf sich in die Brust.

„He, ihr da, im Namen der Vereinigten Staaten von Nordamerika fordere ich euch auf, die Waffen zu strecken. Beugt euch dem Gesetz!"

„Hör doch, Nelly", rief Phöbe, „er ist unser Feind. Er spricht vom Gesetz."

„Wartet!" Ellen schob die Musketen fort. „Erst muß ich wissen, was er will."

„Ich warne euch!" drohte der Doktor. „Ich bin ein friedliebender Bürger der Vereinigten Staaten, aber ich lasse nicht mit mir spaßen. Ich bin ein Freund der Ordnung. Ergebt euch!"

„Ich dachte, Sie wären ein guter Bekannter meines Onkels", erwiderte Ellen. „Haben Sie nicht einen Vertrag?"

„Der ist ungültig. Man hat mich betrogen. Die Abmachungen, die zwischen einem gewissen Ismael Bush und Obed Battius, Doktor der Medizin, getroffen wurden, sind null und nichtig. Zum letztenmal, im Namen der Gerechtigkeit fordere ich euch auf, die Festung unverzüglich und ohne jeden Widerstand zu übergeben."

Ellen lachte. „Mir ist zwar nicht klar, was das alles bedeuten soll, Doktor Battius, aber das eine lassen Sie sich gesagt sein, zum Verrat können Sie mich nicht anstiften. Sollten Sie vorhaben, Gewalt anzuwenden, muß ich Sie nachdrücklich

warnen. Eine große Streitmacht steht mir zur Verfügung, und ich glaube, ich brauche Ihnen nicht zu erklären, wie heißblütig die Bushs sind. Treiben Sie den Spaß also nicht auf die Spitze."

Der Arzt wich einige Schritte zurück. „Ich bin kein schlechter Menschenkenner, wie ich mir schmeichle. Da kommt jedoch einer, der noch besser verhandeln kann."

Paul Hover hatte das Loch verlassen und war an die Seite des Doktors getreten. „Ellen", rief er, „Ellen Wade, ich hätte nicht gedacht, daß du mir jemals drohen würdest."

„Das tue ich auch nicht, solange du mich nicht zur Verräterin machen willst. Mein Onkel hat mir seine Kinder anvertraut, ich werde nicht untätig zusehen, wie man sie abschlachtet."

„Abschlachtet, Ellen? Wer sollte so etwas tun? Ich etwa? Oder die?" Paul deutete auf den Trapper und Middleton, die gleichfalls herankamen. „Hältst du uns für Mörder?"

„Was wollt ihr?" fragte Ellen und rang heimlich die Hände.

„Das Tier", sagte der Bienenjäger ruhig, „nicht mehr und nicht weniger als die gefährliche Bestie, die der Squatter verborgen hält."

Middleton schaltete sich ein. „Hochverehrte junge Dame ..."

Der Trapper unterbrach ihn und flüsterte ihm zu: „Lassen Sie den reden, der versteht's besser. Er hat die Natur auf seiner Seite. Wenn wir die Sache ihm überlassen, kommen wir schneller ans Ziel."

„Ellen", sagte Paul, „der Squatter ist ein Verbrecher, wir kennen seine Schliche. Wir wollen den Geschädigten zu ihrem Recht verhelfen und die Gefangene befreien. Du wirst uns daran nicht hindern, denn du gehörst selber zu den Leidtragenden. Jetzt wirst du den alten Ismael und seine Sippschaft verlassen."

„Ich habe einen feierlichen Eid geschworen."

„Ach was!" rief der Doktor. „Ein Vertrag, aus Unwissenheit geboren und unter Zwang geschlossen, verstößt gegen die Moral, er ist ungültig."

„Still", flüsterte der Trapper. „Was mischen Sie sich wieder ein."

„Ich habe bei Gott geschworen", betonte Ellen, „weder das Geheimnis des Zeltes zu offenbaren noch der Gefangenen zur Flucht zu verhelfen. Wir haben solche furchtbaren Gelübde abgelegt, weil man uns zum Preis das Leben schenkte. Und wenn ihr die Wahrheit erfahren habt, dann nicht durch unsere Schuld. Ich weiß nicht einmal, ob ich neutral bleiben darf, solltet ihr euch gewaltsam Zutritt zur Wohnung meines Onkels verschaffen wollen."

Wieder ergriff Obed das Wort. „Ich werde den unwiderlegbaren Beweis erbringen, daß ein Kontrakt rechtsungültig ist, sobald sich eine der paktierenden Parteien zum Zeitpunkt des Vertragsschlusses in Unfreiheit befand. Berufen möchte ich mich auf Paley, Berkeley, den unsterblichen Binkerschoek ..."

Der Trapper tadelte ihn. „Hören Sie doch mit Ihrem Gewäsch auf. Sie ärgern das Mädchen nur, während der Junge hier das Zeug hat, sie in ein sanftes Reh zu verwandeln."

Paul, der erproben wollte, ob er diese Gabe tatsächlich besaß, sagte traurig und vorwurfsvoll: „Hast du sonst nichts geschworen, Ellen? Bedeuten dir alle übrigen Versprechen so wenig, daß du sie vergessen hast, weil du dich nur durch einen Eid gebunden fühlst?"

Diesmal schwieg Ellen eine Weile, dann antwortete sie beleidigt: „Ich weiß nicht, wo ein Mensch das Recht hernimmt, mich schamlos auszufragen. Falls solche Versprechen je gegeben wurden – was ich bezweifle –, ist das einzig und allein meine Angelegenheit. Außerdem unterhalte ich mich nicht mit einem Mann, der nur seine eigenen Gefühle kennt."

„Hören Sie sich das an!" Der Bienenjäger fuhr schroff zu seinem greisen Freund herum. „Was nun, alter Trapper? Ein einfaches Insekt fliegt auf kürzestem Weg ins Nest zurück, wenn es lange genug gesummt hat. Doch ein Weib windet sich wie der Mississippi, ihre Seele ist knorrig wie das Geäst einer Eiche."

Bestürzt hörte der Trapper den jungen Mann so reden. Aber noch suchte er zu vermitteln. „Na, na, Kind, halten Sie ihm seine Jugend zugute. In seinen Jahren überlegt man nicht jedes Wort. Trotzdem hat er nicht ganz unrecht. Ein Versprechen ist ein Versprechen und kein Büffelhorn, das man nach Belieben wegwerfen kann."

„Schönen Dank für den Hinweis." Das Mädchen nagte gereizt an der Unterlippe. „Darauf wäre ich allein nicht gekommen."

Der Alte schüttelte enttäuscht den Kopf. „Jetzt regt sich die Frau in ihr, sie streitet wider besseres Wissen und Gewissen."

Da glaubte Middleton, der sich bisher zurückgehalten hatte, einige Worte an das Mädchen richten zu müssen. „Ellen, wenn ich Sie so nennen darf – unter diesem Namen sind Sie mir bekannt geworden..."

„Gelegentlich setzt man einen zweiten hinzu", sagte sie. „Ob Sie es glauben oder nicht – manchmal werd ich mit dem Familiennamen angeredet."

„Ellen Wade heißt sie", murmelte Paul, „meinethalben bis an ihr Lebensende."

„Fräulein Wade", sagte Middleton höflich, „so hätte ich Sie gleich nennen sollen. Immerhin werden Sie zugeben, daß ich Ihre Schwüre respektiere. Obwohl ich selber durch keinen Eid gebunden bin, habe ich mich zurückgehalten. Aber dort oben gibt es ein Menschenkind, das sehr froh gewesen wäre, meine Stimme zu hören. Gestatten Sie mir, allein hinaufzukommen. Ich verspreche Ihnen absolute Straffreiheit für Ihren Verwandten und vollen Schadenersatz, sollten ihm irgendwelche Verluste entstehen."

Einen Augenblick schien Ellen zu schwanken. Doch als sie Paul sah, der unnahbar, lässig auf sein Gewehr gestützt, mit äußerstem Gleichmut ein Schifferlied vor sich hin pfiff, sagte sie abweisend: „Mein Onkel hat mir den Befehl über die Festung übertragen. Ich bleibe auf meinem Posten."

„Wir verschwenden wertvolle Minuten", erwiderte der junge Soldat eindringlich. „Wir verpassen eine Gelegenheit, die sich vielleicht nie wieder bietet. Die Sonne beginnt schon zu sinken. Bald werden der Squatter und seine Sippschaft ihre Hütten aufsuchen."

Dr. Battius warf einen Blick hinter sich. „Vorsicht ist die Mutter der Weisheit, und Weisheit ist die Mutter des Erfolgs. Ich schlage vor, daß wir uns zu einer Beratung zurückziehen. Wir müssen die Lage erörtern. Da die Feste uneinnehmbar ist, gilt es, eine Entscheidung zu treffen. Entweder beißen wir uns fest, oder wir verschieben die Belagerung auf einen späteren Zeitpunkt. Irgendwann werden wir ja Verstärkung erhalten. In beiden Fällen stehen wir fest auf dem Boden des Rechts. Wir werden diese skandalöse Gesetzesverletzung nicht dulden."

„Ein Sturmangriff käme meinem Geschmack näher", erwiderte der Soldat lächelnd. Mit einem forschenden Blick maß er die Höhe des Felsens. Sachkundig erwog er alle Schwierigkeiten, die sie zu überwinden hätten. „Eine Beule am Kopf, schlimmstenfalls einen Armbruch müßten wir in Kauf nehmen."

„Dann los!" schrie der Bienenjäger und lief dreist vorwärts. Im nächsten Augenblick stand er unter einem schützenden Vorsprung. „Jetzt zeigt, was ihr könnt, ihr großmäulige Satansbrut. Viel Zeit bleibt euch nicht. Gleich komme ich hoch, euch zu versohlen."

Ellen kreischte auf. „Paul, überleg dir, was du tust, Paul! Noch einen Schritt, und du liegst unter den Steinen begraben. Die Verteidiger sind entschlossen, dich zu zerschmettern."

„Dann jag das verdammte Geschmeiß zum Teufel", erwiderte er bitter, „je eher, desto besser. Ich werde diesen Felsen erstürmen, und wenn er mit Hornissen besetzt wäre."

„Soll sie nur versuchen, uns anzufassen!" Das älteste Mädchen schüttelte drohend eine Muskete und bedachte Ellen mit einem Blick, aus dem der kriegerische Geist der Mutter sprach. „Nelly Wade, ich kenne dich. Im Grunde stehst du auf der Seite der Anwälte. Ich sage dir, komm mir nicht zu nahe. Noch einen Schritt, und du wirst es bereuen. Seid wachsam, Kinder, macht die Augen auf! Ich möchte den sehen, der das Lager betritt, ohne die Töchter Ismael Bushs um Erlaubnis gebeten zu haben."

„Rühr dich nicht, Paul, bleib unter dem Felsen, wenn dir dein Leben lieb ist", rief Ellen flehentlich.

„In Gottes Namen!" erklang es vom Gipfel des Hügels. In schwindelnder Höhe stand die Bewohnerin des Zeltes. „Ich flehe euch an", sagte sie mit einer Stimme, die einen fremden Akzent hatte. „Haltet ein, Sie, der so wahnsinnig sein will, sein Leben zu riskieren, und ihr, die ihr vermessen genug seid, zu nehmen, was ihr nie ersetzen könnt."

Alle sahen empor zu dem Mädchen, das beschwörend die Hände hob.

„Ines!" jubelte der Offizier, „seh ich dich wieder! Nun sollst du mein sein, und wenn tausend Teufel den Felsen besetzt hielten. Vorwärts, tapfere Jäger, geben Sie Raum für den nächsten."

Als das Mädchen aufgetaucht war, hatten die Töchter Ismael Bushs wie gelähmt dagestanden, die Männer hätten ihre Verwirrung ausnutzen können. Middleton aber erschreckte sie mit seinem Geschrei. In abergläubischer Furcht

hob Phöbe die Muskete. Weithin hallte der Schuß. Ines fuhr zurück, und Ellen, die nicht wußte, ob die Freundin getroffen war, sprang entsetzt auf, um ihr in das Zelt zu folgen.

Am Fuße des Felsens rückte Paul weiter vor. Blitzschnell, unbemerkt in der allgemeinen Aufregung, eilte Middleton an seine Seite, und auch Dr. Battius fand, instinktiv Deckung suchend, einen freien Fleck unter dem Vorsprung. Nur der Trapper blieb ruhig stehen, ein kaltblütiger Beobachter und besonnener Ratgeber der angreifenden Männer. Begünstigt durch seine Stellung, diktierte er ihnen die Richtung, die sie einhalten sollten.

Inzwischen hatten Esthers Kinder den von der Mutter ererbten und nur für kurze Zeit verlorenen Kampfgeist wiedergewonnen. Ihre ganze Aufmerksamkeit galt jetzt den Fremden, die zwischen den Felsblöcken Schutz gefunden hatten. Die drohend gebrüllte Aufforderung Hovers, sich zu ergeben, wurde genauso-wenig beachtet wie die Mahnungen des Trappers, den sinnlosen Widerstand einzustellen. Die Mädchen machten sich gegenseitig Mut. Sie hoben die schweren Brocken an, legten kleinere Steine griffbereit neben sich und richteten die Musketen mit einer Ruhe, die erfahrenen Soldaten Ehre gemacht hätte.

„Bleiben Sie unter dem Vorsprung", rief der Trapper Paul Hover zu. Er zeigte ihm, wie er die Füße setzen sollte. „Nehmen Sie die Beine dichter heran. Sehen Sie, ich habe Sie nicht grundlos gewarnt. Hätte der Batzen Sie getroffen, könnten die Bienen fortan ungestört durch die Prärie summen. Und Sie, Namensvetter meines Freundes Uncas, zeigen Sie, was in Ihnen steckt. Wenn Sie so gewandt sind wie Le Cerf Agile, dann nutzen Sie den Spalt zu Ihrer Rechten. In der Rinne kommen Sie zwanzig Fuß voran, ohne daß Ihnen etwas geschehen kann. Aber Vorsicht vor dem Busch! Versuchen Sie nicht, sich daran festzuhalten. Es ist eine trügerische Stütze. Die Wurzeln sitzen lose im Boden, sie würden nachgeben. Ja, so ist's recht. Gut gemacht, das war tapfer! – Jetzt sind Sie an der Reihe, Freund der Natur. Bleiben Sie auf der linken Seite, Sie müssen die Mädchen ablenken. Jawohl, Kinder, schießt nur, meine alten Ohren sind das Pfeifkonzert gewöhnt; mit acht Jahrzehnten auf dem Rücken müßte man sich schämen, ein Hasenfuß zu sein."

Traurig lächelnd schüttelte der Trapper den Kopf. Kein Muskel zuckte in seinem Gesicht, als Hetty höchst erbittert auf ihn feuerte. Haarscharf verfehlte die Kugel ihr Ziel. „Wenn ein schwacher Finger den Abzug zieht, rührt man sich am besten nicht vom Fleck. Sonst wird man nur getroffen. Wie bösartig diese Kinder sein können! – Bravo, Sie Freund der Tiere und der Blumen! Ein zweiter Sprung, und Sie haben es geschafft. Ja, unser Doktor taut allmählich auf. Er zeigt, was er kann. Aus dem wird noch was. Gehen Sie mit dem Kopf runter, Mann, bleiben Sie in Deckung!"

Unaufhaltsam strebte Dr. Battius vorwärts. Er achtete der Brocken nicht, die einem Steinschlag gleich um ihn her niederprasselten. Er hatte eine unbekannte Pflanze entdeckt. Über ihm, nicht allzuweit entfernt, wuchs sie auf dem kargen Boden. Dieses Kleinod zu besitzen, um es der Wissenschaft zugänglich zu

machen, bedeutete ihm in diesem Augenblick das höchste Glück. An etwas anderes dachte er nicht, als er wie ein hungriger Sperling, der einen Schmetterling verfolgt, hastig zupackte. Tosend polterten ihm mehrere Felsbrocken entgegen. Er verschwand in einer Wolke von Staub und Geröll. Der Trapper, der alles gesehen hatte, gab ihn verloren. Doch sobald sich die Luft klärte, erblickte er ihn in einer Delle hockend, andächtig über das Gewächs gebeugt, das er krampfhaft festhielt.

Geistesgegenwärtig sprang Paul hinzu. Er stieg dem Mediziner auf die Schulter und schwang sich durch die Lücke, die in dem Steinwall entstanden war, zur Plattform empor.

Behende jagte Middleton hinterher. Zu zweit entwaffneten sie die Mädchen. So endete die unblutige Schlacht mit einem vollen Sieg für die Angreifer. Die Zitadelle, die Ismael prahlerisch als uneinnehmbar bezeichnet hatte, war gefallen.

FÜNFZEHNTES KAPITEL

Unter den Soldaten, die von der Regierung der Vereinigten Staaten in die jüngst erworbenen Gebiete des Westens entsandt wurden, befand sich auch Middleton. An der Spitze seiner Abteilung rückte er in Louisiana ein. Die sanftmütigen, fast trägen Nachkommen der spanischen Siedler empfingen ihre neuen Landsleute voller Vertrauen, wußten sie doch, daß der Herrschaftswechsel sie aus einem Zustand schlimmster Untätigkeit auf die Stufe relativ freier Staatsbürger erheben werde. Die Amerikaner gingen sehr vorsichtig zu Werk und übten ihre Macht mit kluger Zurückhaltung aus. Dennoch gab sich niemand übertriebenen Hoffnungen hin. Selbstverständlich bedurfte es einer gewissen Zeit, ehe die Söhne der Demokratie und der absoluten Monarchie, ehe Katholiken und Protestanten, rührige Tatmenschen und eingefleischte Faulenzer zu einer Gesellschaft verschmolzen, in der die Gewohnheiten des einen neben den Gepflogenheiten des anderen auskömmlich fortlebten oder ineinander aufgingen. An dieser Fusion hatten die Frauen hervorragenden Anteil. Im Feuer der Liebe verbrannten die Vorurteile. Gefühle rissen die religiösen Schranken nieder. Die Gemeinschaft der Familie zementierte die Einheit des Staatsganzen.

Als einer der ersten beugte sich Middleton der Schönheit einer louisianischen Dame. Unweit des Stützpunktes, den er befehligte, lebte Don Augustin de Certavallos, das Haupt einer alteingesessenen Adelsfamilie, die Generationen hindurch zufrieden und untätig inmitten des Reichtums der spanischen Provinzen dahingedöst hatte. Dieser Herr war jenseits der Grenzen seines Heimatortes

kaum bekannt. Desungeachtet bereitete es ihm ungemeines Vergnügen, der einzigen Tochter seinen Namen auf alten Papierrollen und fleckigen Urkunden zu zeigen. Seine Vorfahren, wollte er ihr sagen, hatten zu den Helden und Granden von Alt- und Neuspanien gehört. Dieser Familienstolz war der Hauptgrund, weshalb er im Gegensatz zu seinen lebhaften und gastfreundlichen französischen Nachbarn bei der Begegnung mit Fremden stets vornehme Zurückhaltung wahrte. Offenbar genügte ihm die Gesellschaft seines Kindes, eines neugierigen, ein wenig aus der Art geschlagenen Backfischs.

Wenn die Abendluft den Klang der Militärmusik von der Garnison herübertrug und das Mädchen auf den nahen Hügeln das fremde Banner flattern sah, verspürte es ein warmes, wohlig-wehes Rühren in der Brust. Nur ihre angeborene Schüchternheit, vielleicht auch ihre ausgeprägte weibliche Zurückhaltung hinderten sie, sich der Stätte, die eine so anziehende Wirkung auf sie ausübte, weiter als gebührlich zu nähern. Middleton lernte sie durch einen Zufall kennen. Eines Tages machte er, der junge Offizier, ihrem Vater seine Aufwartung.

Der hochnäsige, unleutselige Don Augustin war mit der Etikette seines Standes zu wohlvertraut, als daß er dem Gast unhöflich entgegengetreten wäre. In formvollendeter Höflichkeit, von Kopf bis Fuß ganz spanischer Edelmann, öffnete er ihm die Tür und verwickelte ihn – als Gegenleistung für seinen Besuch – in ein nichtssagendes Gespräch. Die Offenherzigkeit des Captains, sein feinfühliges Wesen nahmen ihn gefangen. Allmählich kapitulierte die vornehme Zurückhaltung vor der geistsprühenden Natürlichkeit des jungen Offiziers.

Es kam die Zeit, da er von dem wohlhabenden Pflanzer nicht weniger sehnsüchtig erwartet wurde als von dessen hübscher Tochter. Aus dem gern gesehenen Gast wurde ein mögliches Mitglied der Familie.

Im Sturm zerstreute Middleton die Bedenken der Sechzehnjährigen. Etwas schwieriger war es, die Einwände des Vaters zu entkräften, aber auch das gelang. Louisiana gehörte kein halbes Jahr zu den Vereinigten Staaten, da war er der Verlobte der reichsten Erbin vom Mississippi.

Zu früher Stunde des Hochzeitstages strahlte die Sonne an einem wolkenlosen Himmel. Ines begrüßte sie als eine Botin zukünftigen Glücks. In einer kleinen Kapelle, auf dem Grund und Boden, der Don Augustin gehörte, vollzog Pater Ignatius die Trauung. Noch vor der Mittagszeit hielt Middleton die schüchterne Kreolin in seinem Arm. Das Fest wurde in aller Stille gefeiert, wie es dem jungen Paar gefiel, fern von den leeren Freuden einer lärmenden, herzlosen Gesellschaft.

In der Abenddämmerung kehrte Middleton von einem Kontrollgang durch das Lager zurück. Als er über das Land seines Schwiegervaters schritt, sah er das Brautkleid der Gattin durch eine alte Laube schimmern. Er fand Ines in ein Gebet vertieft und wartete, bis sie sich erhob.

„Es wird dunkel", sagte er dumpf. „Don Augustin würde dir Vorwürfe machen, wüßte er, daß du draußen bist. Bestimmt kann ich dir helfen. Was soll ich tun?"

„Sei wie er, in allem wie er. Um mehr bitte ich dich nicht."

„Das ist zuviel, Ines, einige Zugeständnisse mußt du mir schon machen", scherzte er. „Vergiß nicht, ich bin Soldat. Aber jetzt laß uns zu ihm gehen, ehe du dich erkältest."

„Warte, Soldat, bevor ich deinen Befehlen folge, muß ich einer anderen Pflicht gehorchen. Inesella, meine treue Amme, du weißt, sie war wie eine Mutter, hat mir das Versprechen abverlangt, daß ich sie zu dieser Stunde besuche. Es ist der letzte Dienst, den ich ihr erweisen kann, ich möchte sie nicht enttäuschen. Geh zu meinem Vater. In einem Stündchen komm ich nach."

„Du bleibst nur eine Stunde?"

„Keine Minute länger."

Sie warf ihm einen Handkuß zu, und er lenkte seine Schritte langsam dem Hause zu. Don Augustin empfing ihn überaus herzlich. Sie schmiedeten Zukunftspläne. Der alte Spanier hörte verwundert, mit wohlwollendem Behagen, im Grunde aber doch ungläubig staunend – mein lieber Schwiegersohn, dieser Schwärmer, läßt sich von seiner Phantasie hinreißen! –, daß unter den neuen Verhältnissen ein Leben in Wohlstand und Glück beginnen solle.

Bei so angeregter Unterhaltung verging die Zeit wie im Fluge. Als Ines nach einer Stunde nicht gekommen war, schaute ihr Gatte zur Uhr. Dann zählte er die Minuten. Langsam kroch der Zeiger weiter. Noch einmal legte er die Hälfte seines Weges über das Zifferblatt zurück, ohne daß Ines eintrat. Da stand Middleton auf und verließ das Haus, um, wie er erklärte, seine Gattin zu holen.

Die Nacht war finster, der Himmel mit dichten Wolken verhangen. Ein Unwetter kündigte sich an. Middleton schritt rasch aus. Oft blieb er stehen, weil er meinte, seine Frau gesehen zu haben, aber jedesmal war es ein Irrtum, und er lief enttäuscht weiter. Bald erreichte er die Hütte, in der Inesella lebte. Er klopfte an die Pforte, öffnete und trat ein. Die Amme saß allein im Zimmer. Ines sei schon fortgegangen, sagte sie. Er dachte, daß er sie in der Dunkelheit verfehlt habe, und ging zu Don Augustin zurück. Ines war nicht da. Er hoffte, sie in der Laube anzutreffen, und rannte hin. Aber auch dort war sie nicht. Wo sollte er sie noch suchen? Die Ungewißheit begann ihn zu schmerzen. Er stellte die unsinnigsten Vermutungen an. Quälende Zweifel befielen ihn.

Stundenlang irrte er umher. Als der Morgen graute, begriff er, daß er ohne Hilfe nicht weiterkam. Ausgedehnte Nachforschungen wurden eingeleitet. Sie verliefen ergebnislos. Niemand hatte Ines gesehen, niemand etwas von ihr gehört. Es war, als wäre sie, seitdem sie die Hütte der Amme verlassen hatte, vom Erdboden verschwunden.

Ein Tag nach dem anderen verstrich, ohne daß sich eine Spur fand. Da auch nach einer Woche jeder Anhaltspunkt fehlte, wo Ines geblieben sein könnte, gaben sie die meisten ihrer Verwandten und Bekannten endgültig verloren.

Natürlich wurde viel gemunkelt, zahlreiche Gerüchte machten die Runde. Unter den Zuwanderern, die das Land überschwemmten, herrschte – soweit die Leute vor lauter Arbeit dazu kamen, sich um die Sorgen ihrer Mitmenschen zu kümmern – eine Meinung vor: Die junge Frau habe Selbstmord begangen. Pater

Ignatius hegte hieran manchen Zweifel, litt jedoch gleichzeitig unter Gewissensbissen, die er zu vertreiben suchte, indem er von einem modernen Wunder redete. Er kehrte den Speer um und verwendete das traurige Ereignis, an dem er sich mitschuldig fühlte, im Glaubenskrieg als Waffe gegen die Protestanten. Middleton habe ihn gründlich enttäuscht, raunte er den ältesten Gemeindemitgliedern zu, der Offizier sei ein unverbesserlicher Ketzer. Diese Worte gestatteten nur eine Auslegung. Ines war gen Himmel gefahren, um der schändlichen Verbindung zu entgehen, darin eben sah Ignatius das moderne Wunder.

Auch Don Augustin teilte die Ansicht seines geistlichen Vaters. Er warf sich vor, schlecht beraten gewesen zu sein, als er seine junge, reine, hübsche und über alle Maßen fromme Tochter einem Ketzer zur Frau gegeben hatte. Immerhin war er aufsässig genug, die himmlische Vergeltungsmaßnahme für reichlich verfrüht zu halten.

Am heftigsten litt Middleton. Er verging fast vor Schmerz, und doch war er der letzte, der die Hoffnung aufgab. Nach Wochen noch meinte er, Ines halte sich irgendwo verborgen, nur Frömmigkeit und abergläubische Furcht vor der fremden Konfession hätten sie bewogen, ihn zu verlassen; jedoch sei die Trennung vorübergehend, irgendwann werde seine Frau zu ihm zurückfinden. Lange wurde er nicht müde, Ermittlungen anzustellen, bis auch seine Hoffnung schließlich der weitaus schmerzlicheren Überzeugung wich, daß sie tot sei.

Eines Tages aber geschah etwas völlig Unerwartetes.

Er war bei der Truppe auf dem Exerzierplatz gewesen. Spätnachmittags wollte er sein Häuschen aufsuchen, das außerhalb des Lagers stand, als ein Mann seine Aufmerksamkeit erregte, der kein Recht hatte, zu dieser Stunde das Armeegelände zu betreten. Der Fremde, der so kaltblütig die Vorschrift verletzte, war überaus ärmlich gekleidet. Er machte den Eindruck eines verwahrlosten Menschen.

Der Gram hatte Middleton nicht nur gebeugt, er hatte ihn zugleich milde gestimmt. „Freund", sagte er gutmütig, „wenn eine Patrouille Sie hier findet, verbringen Sie die Nacht auf der Wache. Da, nehmen Sie den Dollar, suchen Sie sich ein gemütlicheres Quartier und ein Abendessen dazu."

„Ich nehme meine Nahrung in flüssiger Form zu mir", erwiderte der Landstreicher, er griff begierig nach der Münze. „Es erspart mir das Kauen. Machen Sie aus dem einen Silberding zwanzig, und ich will Ihnen ein Geheimnis verraten."

„Gehen Sie, gehen Sie", grollte der Offizier und fügte befehlend hinzu: „Sehen Sie zu, daß Sie weiterkommen, ehe ich Sie in Gewahrsam nehmen lasse."

„Ganz wie Sie meinen, Captain, aber wenn ich gehe, nehme ich mein Geheimnis mit, dann werden Sie bis zum Zapfenstreich Ihres Lebens ein Witwer bleiben."

„Wie soll ich das verstehen?" rief Middleton scharf. Er lief dem Vagabunden nach, der sich auf schwachen Füßen weiterschleppte.

„Ja, Captain, das ist sehr einfach. Jetzt werd ich diesen Dollar in spanischen Schnaps umsetzen. Dann komme ich wieder und verkaufe Ihnen mein Geheimnis gegen eine Summe, für die ich ein ganzes Faß kriege."

„Wenn Sie mir etwas zu sagen haben, dann heraus mit der Sprache", stotterte Middleton, der mühsam seine Erregung verbarg.

„Ich habe Durst, mit trockener Kehle kann ich nie elegant reden, Captain. Wieviel bieten Sie mir, wenn ich Ihnen verrate, was ich weiß? Ein hübsches Sümmchen müßt's schon sein, wie es unter feinen Leuten üblich ist."

„Ich glaube, es wäre richtig, Ihnen die Wache auf den Hals zu schicken, Mann. Worum geht es bei Ihrem großspurigen Gefasel?"

„Um Eheprobleme, darum, ob einer mit seiner Gattin leben kann oder nicht. Ein hübsches Gesicht ist auch im Spiel, eine reiche Braut. War das deutlich genug, Captain?"

„Wenn Sie etwas von meiner Frau wissen, reden Sie endlich! Mit der Belohnung bin ich nicht kleinlich."

„Das sagen Sie jetzt, Captain, sagen Sie jetzt. Auf gut Glauben ist das solche Sache, weiß ich aus Erfahrung. Manchmal hat mir einer sein Versprechen in Geld eingelöst. Meistens hat mich ein Schurke übers Ohr gehauen. Dieses Risiko kann ich mir im Augenblick nicht leisten."

„Nennen Sie Ihren Preis."

„Zwanzig – nein, verdammt, dreißig Dollar. Das ist die Sache wert."

„Hier ist das Geld. Aber glauben Sie nicht, daß Sie mich hinters Licht führen können. Sollten Sie versuchen, mich zu betrügen, stehen mir genügend Mittel zur Verfügung, um mir mein Recht zu verschaffen und Sie für Ihre Frechheit zu bestrafen."

Der Mann überprüfte die Geldscheine; da er sich überzeugt hatte, daß sie echt waren, steckte er sie mit zufriedener Miene in die Tasche.

„Ich habe Banknoten gern", sagte er träge. „Sie sind was Reelles. Aber daß Sie mir solche Schlechtigkeiten zutraun, Captain, das kränkt mich sehr. Ich bin ein Ehrenmann und werde Ihnen kein Wort mehr oder weniger sagen als das, wofür ich geradestehen kann."

„Kommen Sie endlich zur Sache!" drängte Middleton, der seine Ungeduld nicht länger zügeln konnte. „Sonst überleg ich mir's und nehme Ihnen die Scheine wieder ab, die Münze auch."

„Über meine Leiche!" Der Vagabund hob abwehrend eine Hand und tat, als wäre er erschrocken. „Nun, Captain, Sie werden wissen, daß ein Gentleman nicht gleich dem andern ist. Der eine hält zusammen, was er hat, der zweite rafft, soviel er kann."

„Sie sind ein Dieb."

„Ein häßliches Wort. Ich war ein Menschenjäger. Wissen Sie, was das heißt? Ja, darüber gehen die Ansichten auseinander. Manche Leute glauben, die Wollköpfe führen ein Hundeleben, weil sie sich bei sengender Sommerhitze auf den Plantagen schinden und ähnliche Härten ertragen müssen. Ich für mein Teil habe diesen Standpunkt nie recht verstehen können. Ich habe es gut mit den Schwarzen gemeint, wollte ihnen zu einer kleinen Reise verhelfen, ihnen ein bißchen Luftveränderung verschaffen. Drücke ich mich verständlich aus?"

„Ich denke doch. Sie sind ein Sklavenjäger."

„Gewesen, Captain, bin ich gewesen. Wissen Sie, was man in dieser Branche braucht?"

„Keine Ahnung", erwiderte Middleton lustlos. „Wahrscheinlich Mut."

„Nein, Beine. Nicht Mut, das ist ein Irrtum, sondern Beine – um zu treten, um wegzulaufen, wie's die Situation erfordert. Neuerdings bin ich ein bißchen schwach auf den Füßen, unter diesen Umständen wär der Handel ein Verlustgeschäft. Darum überlasse ich das Feld anderen Leuten, die besser bei Kräften sind."

„Man hat sie entführt?" Middleton stöhnte schmerzhaft auf.

„Sie ist auf Reisen, dessen können Sie sicher sein."

„Schuft, woher wollen Sie das wissen?"

„Immer mit der Ruhe – nehmen Sie die Hand weg! Oder meinen Sie, ich könnte besser reden, wenn Sie mir die Luft abschnüren? Seien Sie bloß nicht so ungeduldig. Sie werden alles erfahren, immer hübsch der Reihe nach. Aber wenn Sie noch einmal vergessen, daß Sie einen Gentleman vor sich haben, sehe ich mich gezwungen, einen Anwalt zu Rate zu ziehen."

„Fahren Sie schon fort, und versuchen Sie nicht, mich anzulügen, Sie würden es bereuen."

„Halten Sie mich für ein Rindvieh? Sie sind doch kein Schafskopf, Captain. Also werden Sie wissen, daß alles, was ich Ihnen erzähle, den Tatsachen entspricht. Und jetzt will ich Ihnen etwas auftischen, woran Sie zu knabbern haben, während ich mich besaufe, weil Sie so spendabel sind. Also, da gibt es einen gewissen Abiram White. Wahrscheinlich trägt er den Namen, um seine unfreundlichen Gefühle für die Schwarzen auszudrücken. Aber dieser Gentleman verschiebt jetzt, und das schon seit Jahren, wie ich mit Sicherheit sagen kann, seine menschliche Ware innerhalb der Staaten. Früher hab ich Geschäftsverbindungen zu ihm unterhalten. Daher weiß ich, daß er ein falscher Hund ist. Er hat nicht mehr Ehre im Leibe als ich Fleisch im Magen. Den eigenen Schwager hat er sich zum Kompagnon auserkoren. Ein sauberes Gespann ist das, und sieben Söhne helfen im Geschäft, jeder ein Riese wie Ihr Sergeant mit Mütze. Captain, an Ihrem Hochzeitstage lernte ich die ganze Gesellschaft kennen. Als ich hörte, daß Sie Ihr Weib vermißten, wußte ich gleich, woher der Wind wehte."

„Kann das wirklich wahr sein? Vielleicht irren Sie sich? Aber wenn Sie sagen, daß dieser White solcher Schandtat fähig ist, haben Sie für Ihre Annahme sicher Gründe?"

„Mehr als genug. Ich kenne ihn genau. Möchten Sie nicht eine Kleinigkeit zulegen, um meine Kehle vor dem Austrocknen zu bewahren?"

„Verschonen Sie mich. Sie sind ohnehin betrunken und wissen nicht, was Sie reden. Hüten Sie sich vor der Wache!"

Middleton stapfte davon. Der andere kicherte zufrieden. „Erfahrung ist ein guter Führer durchs Leben." Er drehte sich um und schritt torkelnd auf den Marketenderladen zu.

Der Captain verbrachte eine nahezu schlaflose Nacht. Angestrengt grübelte er über die Worte des Trinkers nach. Hundertmal sagte er sich, daß der Mann glaubwürdig war, hundertmal verwarf er diese Möglichkeit wieder. Gegen Morgen fielen ihm die Augen zu.

Geweckt wurde er von seiner Ordonnanz, die kam, um ihm eine Meldung zu erstatten. Auf dem Exerzierplatz, unweit der Unterkünfte, hatte man einen Toten gefunden.

Middleton zog sich hastig an und eilte hinaus. Die Leiche lag noch an der Stelle, wo sie entdeckt worden war. Niemand hatte sie berührt. Der Captain erkannte auf den ersten Blick seinen Gesprächspartner vom vorangegangenen Abend.

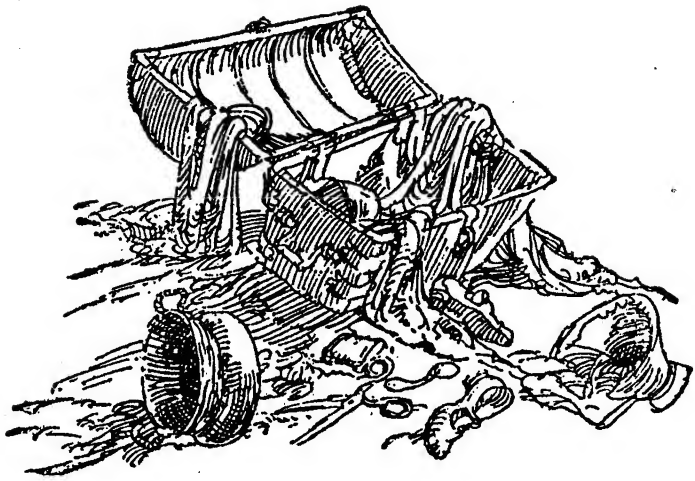
Der Mann war ein Opfer seiner maßlosen Trunksucht geworden. Sein Gesicht war gedunsen, die Augäpfel traten hervor. Ein unerträglicher Gestank ging von dem Körper aus. Angewidert wandte sich der Captain ab. Er befahl, den Leichnam fortzuschaffen, als ihm die Haltung der rechten Hand auffiel. Der Tote hatte den Zeigefinger ausgestreckt und mit unsicheren Zügen in den Sand geschrieben: „Captain, ich lüge nicht, so wahr ich ein Gentleman ..."

Er hatte den Satz nicht beendet. Entweder war er vorher eingeschlafen, oder der Tod hatte ihn beim Schreiben überrascht.

Der Captain wiederholte seinen Befehl und ging.

Immerhin hatte der Verstorbene die Sippe des Squatters beschrieben. Die Nachforschungen, die Middleton in der Folgezeit anstellte, ergaben, daß eine Familie, auf die der Bericht zutraf, am Hochzeitstage tatsächlich im Ort gewesen war. Ihr Weg führte zum Mississippi, dann ein Stück den Fluß entlang bis ins Mündungsgebiet des Missouri. Dort waren die Leute ans andere Ufer übergesetzt. Ihre Spur verlor sich wie die zahlreicher anderer Glückssucher.

Middleton verabschiedete sich von Don Augustin, ohne ihm seine Hoffnungen oder Befürchtungen mitzuteilen. Aus besonders zuverlässigen Soldaten stellte er einen kleinen Trupp zusammen. An seiner Spitze brach er auf, um Ines zu suchen. In den ersten Tagen trafen sie zahlreiche Menschen, die sich erinnerten, die Auswanderer gesehen zu haben. Von ihnen erhielten sie genügend Hinweise, so fanden sie mühelos die Richtung. Auch jenseits der am weitesten nach Westen vorgeschobenen Ausläufer der Zivilisation hatte der Treck seine Spuren hinterlassen. Das Vieh hatte die Erde aufgewühlt, an einigen Stellen waren die Räder tief in den Boden eingesunken. Erst auf der harten Erde der welligen Prärie wurde die Verfolgung schwierig. Der Captain sah sich gezwungen, den Trupp in kleine Gruppen einzuteilen. Nachdem er einen Treffpunkt festgelegt hatte, bestimmte er, wann sich alle dort einfinden sollten. Jeweils zu zweit setzten die Soldaten die Suche fort. Middleton selbst verzichtete auf Begleitung. Eine Woche später traf er den Trapper.



SECHZEHNTES KAPITEL

Als die Angreifer die Gefangene befreit hatten, stellte die junge Frau eine Fülle unzusammenhängender Fragen. Middleton gab hastig Auskunft und wollte wissen, wie es ihr ergangen sei.

„Und jetzt, meine Ines, erzähle mir, was du erlebt hast. Wie haben sie dich behandelt?"

„Den Umständen entsprechend recht gut. Ich glaube, der Mann, der hier den Ton angibt, ist gar nicht so schlecht. Dem Scheusal, das mich verschleppte, hat er in meiner Gegenwart gehörig die Meinung gesagt. Dann zwangen sie mich zu einem Gelübde und leisteten selber einen Eid. Ich denke, die Ketzer nehmen es mit dem Schwören nie sehr genau."

„Glaub das nicht. Diese Schurken haben überhaupt keine Religion. Sind Sie meineidig geworden?"

„Nicht direkt. Als wir den schändlichen Vertrag schlossen, riefen sie Gott zum Zeugen an."

„Und was habt ihr vereinbart?"

„Daß sie mich nicht belästigen und mein Zelt nicht betreten dürfen. Ich mußte schwören, keinen Fluchtversuch zu unternehmen und mich eine Zeitlang verborgen zu halten."

„Aber jetzt darfst du dich wieder zeigen?" fragte Middleton, der die religiösen Skrupel seiner Frau kannte.

„Sie ließen mich bei meinem Schutzheiligen schwören. Ich habe meine Verpflichtung getreulich eingehalten, bis der Mann, der Ismael heißt, seinen Eid brach und gewalttätig wurde. Danach lief ich hinaus. Aber ich glaube, sogar Pater Ignatius hätte mich von dem Gelübde entbunden."

„Und wenn nicht, hätte ich ihn für immer von seiner Sorge um dein Gewissen befreit", murmelte Middleton mit verkniffenem Mund.

„Du?" Seine Frau blickte ihn errötend an, während auch er sich verfärbte. „Wie denn?"

„Ja, freilich, Ines, du hast recht", sagte er ausweichend, „auf diese Dinge verstehe ich mich nicht. Ich bin ja auch kein Priester. Aber sag mal, was hat diese Ungeheuer eigentlich bewogen, so leichtfertig mit meinem Glück zu spielen?"

„Du weißt, ich kenne die Welt nicht. Mir ist einfach unfaßbar, was in den Köpfen solcher Männer vorgeht. Vielleicht ließen sie sich von ihrer Habsucht leiten. Ich könnte mir vorstellen, daß ein Mensch in seiner Geldgier noch zu Schlimmerem fähig wäre. Vermutlich dachten sie an meinen reichen Vater, von ihm versprachen sie sich ein hohes Lösegeld. Und dann", fügte sie leise hinzu, „rechneten sie wohl auch mit der Liebe meines jungvermählten Gatten."

„Das mag sein. Jetzt wirst du all deinen Mut zusammennehmen, Ines? Obgleich ich hier bin, um dich mit meinem Herzblut zu schützen, stehen dir gewiß noch harte Prüfungen bevor."

„Du findest mich bereit. Der Brief, den du mir durch den Arzt zukommen ließest, erfüllte mich mit neuer Hoffnung. Die Vorbereitungen für die Flucht sind getroffen."

„Dann wollen wir unverzüglich unsere Freunde aufsuchen."

Ines sah sich zaghaft um. „Ich habe ebenfalls eine Freundin, die wir nicht vergessen dürfen. Wo ist sie?"

Middleton führte Ines behutsam ins Freie und sagte lächelnd: „Es könnte sein, daß sie wie ich mit einem geliebten Menschen sprechen mußte."

Er täuschte sich. Ellen Wade hatte sich taktvoll an eine entferntere Stelle des Felsens zurückgezogen. Dort saß sie zusammengekauert, allein und unbemerkt, wie sie eifersüchtig meinte. Doch auch sie irrte sich.

Als die Zitadelle gefallen war, hatte Paul Hover den Sieg in der eigenartigen und drolligen Grenzersitte verkündet. Er hatte einen erfolgreichen Hahn nachgeahmt, die Hände wie zwei Flügel bewegt und laut gekräht. „Die Feste ist unser", hatte er geschrien, „wir haben sie erstürmt. Und alle Knochen sind heil geblieben. Ja, alter Trapper, Sie sind doch früher Soldat gewesen, Sie haben schon öfter erlebt, wie ein Fort eingenommen und eine Batterie erobert wurde. Stimmt's?"

„Das will ich meinen", erwiderte der Greis, der noch am Fuße des Hügels stand, und er lachte herzlich. „Sie haben gezeigt, daß sie Männer sind."

Paul grinste selbstzufrieden. „Ist es nach einer blutigen Schlacht nicht üblich, die Namen der Lebenden aufzurufen und die Toten zu begraben?"

„Mit Unterschied. Manchmal geschieht's, manchmal nicht."

Paul sah sich nach dem Arzt um. Der war in dem Loch hocken geblieben und fuhr fort, die gefundene Pflanze zu untersuchen.

„Kommen Sie herauf!" brüllte Hover. „Sie würdiger Maulwurffänger, gucken Sie mal, was für eine schöne Aussicht Strolch Ismael von hier oben hat. Die Welt liegt einem zu Füßen. Schleichen Sie nicht mehr durch Gras und Königskerzen

wie ein Truthahn, der Heuschrecken sucht. Genießen Sie den freien Ausblick in die Natur!"

Er verstummte, da er Ellen bemerkte. Als hätte er plötzlich die Sprache verloren, wandte er sich ab. Schweigend untersuchte er die Habe des Squatters und tat sehr geschäftig. Er wühlte in den Schubladen der Frau, verstreute den ländlichen Putz ihrer Töchter, warf Töpfe und Kessel durcheinander. Mit unglaublichem Eifer kramte er in den Siebensachen der Familie. Seine übrige Umgebung schien er vergessen zu haben. Dabei eignete er sich keinen der Gegenstände an. Er wußte nicht einmal, was er in die Hand nahm. Nachdem er alle Hütten durchwühlt hatte, stellte er fest, daß sich die gefangenen Mädchen unmöglich von ihren Fesseln befreien konnten. Zufrieden nahm er einen Eimer. Wie einen Fußball stieß er ihn hoch in die Luft. Dann trat er an den Rand des Felsens, schob beide Hände hinter den Wampumgürtel und pfiff sein Lieblingslied, die „Kentuckyjäger". Das tat er, bis der Captain seiner musikalischen Schwelgerei ein Ende setzte.

Middleton drängte zum Aufbruch. Der Trapper holte Asinus, der in der Nähe sein Gras rupfte, und bedeckte den Rücken des Tieres mit einem eigenartigen Gestell, einem von Dr. Battius höchstpersönlich erfundenen „Sattel". Der Arzt ergriff seine Mappen, Herbarien und Insektensammlungen, um sie in den Taschen unterzubringen. Jedoch kaum hatte er seine Kostbarkeiten verstaut und dem Esel den Rücken gekehrt, als der Trapper alles in weitem Bogen fortwarf, während Paul die wenigen Dinge, die Ines und Ellen für die Flucht bereitgelegt hatten, herbeitrug.

Middleton gemahnte die Kinder des Squatters, sich ruhig zu verhalten, dann half er den Damen beim Abstieg.

Der Trapper füllte die Satteltaschen mit ihrem leichten Reisegepäck. Als Ines auf dem Esel saß, winkte er Ellen, ihrem Beispiel zu folgen.

„Kommen Sie, Kind", sagte er ungeduldig, „sonst trifft uns Ismael Bush noch an. Er ist nicht der Mann, der sich ohne Widerrede von seinem Eigentum trennt."

Middleton bestätigte es. „Wahrhaftig, wir haben wertvolle Zeit vergeudet und täten gut daran, uns zu beeilen."

Der Trapper nickte. „Das sind meine Gedanken schon lange. Ich wollte Sie nur nicht drängen. Ihr Großvater war genau wie Sie. Der konnte auch kein Ende finden, wenn er seiner jungen Frau in die Augen schaute."

Ellen trat heran und drückte Ines die Hand. „Gott segne Sie. Ich hoffe, Sie werden vergessen und verzeihen, was Ihnen mein Onkel angetan hat."

„Was soll das heißen?" fragte der Captain. „Ines, sagtest du nicht, daß uns diese hochverehrte Dame begleiten wird?"

„Ja, natürlich. Ich hoffe es noch."

Ellen winkte ab. „Nein, nein, das geht nicht. Gott hat es gefallen, mein Schicksal an das dieser Menschen zu binden. Es wäre unrecht, sie zu hintergehen. Mein Onkel ist etwas rauh, aber auf seine Art gut zu mir. Ich darf ihn jetzt nicht verlassen."

Paul räusperte sich. „Wenn sie mit Strolch Ismael verwandt ist, dann bin ich ein Bischof", erklärte er laut. „Der Alte hat der Waise hin und wieder einen Bissen Fleisch oder einen Löffel Maisbrei zugeschoben, das ist richtig. Aber sie ist dafür Esther zur Hand gegangen und hat den kleinen Teufeln das Lesen beigebracht. Eher wächst einer Drohne ein Stachel, als daß dieses Mädchen einem vom Stamme Bush irgend etwas schuldig ist."

„Wer fragt danach? Ich habe weder Vater noch Mutter. Meine nächsten Verwandten stehen außerhalb der Gesellschaft aller ehrlichen Menschen. Nein, Fräulein, hier bin ich besser aufgehoben. Mein Platz ist in der Wildnis, wo ich mich vor niemandem schämen muß."

Paul stöhnte. „Trapper, hören Sie sich das an! Daher weht der Wind. Sie kennen das Leben und wissen, wie es in der Welt zugeht. Wenn die Brut alt genug ist, schwärmen die Bienen aus. Die Kinder verlassen die Eltern. Und da sollte jemand – ich frage Sie aufrichtig –, da sollte jemand, der keine Angehörigen hat, zögern ..."

Der Greis fiel ihm ins Wort. „Still! Hektor wittert Unheil. Mein Guter, was hörst du? Verrat es deinem Herrn!"

Der Hund war aufgestanden und schnüffelte gegen die scharfe Brise, die über die Prärie wehte. Er knurrte. Seine Schnauze öffnete sich, er fletschte drohend die Überreste seiner Zähne. Auch sein junger Spielgefährte, der sich von den Anstrengungen der morgendlichen Jagd ausruhte, spitzte die Ohren. Doch streckten sich die Tiere bald wieder aus, um ihren Schlaf fortzusetzen.

Der Trapper ergriff den Esel am Zügel und trieb ihn zur Eile an. „Zum Reden haben wir jetzt keine Zeit. Der Squatter kommt zurück."

Der alte Mann schritt durch das Gras davon. Middleton und Dr. Battius folgten ihm auf dem Fuße.

Paul Hover blieb zurück. Er starrte finster am Lauf seines Gewehres vorbei in die Ferne. Ellen hatte die Hände vors Gesicht geschlagen. Als sie aufblickte, sah sie ihn.

Sie schluchzte. „Warum fliehst du nicht?" fragte sie, überrascht, daß sie nicht allein war.

„Das ist mir ungewohnt."

„Gleich ist mein Onkel hier. Gnade hast du von dem nicht zu erhoffen."

„Er kann mir nur eins über den Schädel geben."

„Paul, wenn du mich liebhast, flieh!"

„Allein? Ehe ich das tue ..."

„Lauf um dein Leben!"

„Es lohnt nicht ohne dich."

Sie streckte ihm beide Hände entgegen. Er schlang einen Arm um sie. Er wartete nicht, bis sie sich ausgeweint hatte, sondern zog sie fort über die Ebene, den Freunden nach.

SIEBZEHNTES KAPITEL

Der Bach, der dem Squatter Wasser gab und die Bäume und Büsche am Fuße des Felsens nährte, entsprang in einem kleinen, dichten Gehölz, das aus Pappeln und Kletterpflanzen bestand. Hierhin lenkte der Trapper die Schritte. Der Hügel entzog ihn den Blicken des zurückkehrenden Squatters. Auch Paul und die atemlose Ellen waren schon in dem Gestrüpp untergetaucht, als Ismael die Feste erklomm. Von tausend bösen Ahnungen getrieben, erreichte er den Gipfel. Fast seiner Sinne beraubt, starrte er auf das Chaos, das ihn umgab. Hätte er das Gewehr gehoben und in die Büsche geschossen, wäre einer von denen, die das Unheil angerichtet hatten, vielleicht getroffen zusammengebrochen.

„Ja", sagte der Trapper, da ihn die anderen erwartungsvoll ansahen, „lange können wir hier nicht bleiben. Die dort werden nicht müßig sein. Sie werden unsere Spur finden, das Versteck entdecken ... Auf ein Feuergefecht möcht ich's nicht ankommen lassen. Die Söhne des Squatters würden uns bald zum Teufel jagen. Captain, führen Sie uns zu Ihren Soldaten, dann sind wir eine Sorge los."

„Bis zum Sammelplatz ist es weit. Der liegt am Platte."

„Schade. Aber einen Kampf beginnt man mit der Aussicht zu siegen oder gar nicht. Mir steht der Sinn wirklich nicht mehr nach Blutvergießen. Das wäre meine Meinung – wenn jemand etwas Besseres weiß, dann nur heraus mit der Sprache. Dieses Dickicht erstreckt sich eine runde Meile in östlicher Richtung; folgen wir ihm, entfernen wir uns noch weiter von den Siedlungen!"

Middleton unterbrach ihn ungeduldig. „Genug. Nutzen wir die Zeit, vergeuden wir sie nicht mit leeren Reden. Fliehen wir also."

Der Trapper nickte zustimmend. „Grad dazu wollte ich raten." Er drehte sich um und führte Asinus kurzentschlossen durch das Gehölz. Als der nachgiebige Waldboden in die harte Ebene der Steppe überging, hielt er an. Paul trat aus

den Büschen heraus. Voll Unbehagen schaute er zurück auf die breite Spur, die sie hinterlassen hatten.

„Wenn Ismael diese Landstraße entdeckt, braucht er keinen Wegweiser, um zu wissen, wo er uns finden kann. Soll er nur kommen! Jawohl, der alte Gauner möchte seine verderbte Sippe gern mit dem Blut ehrlicher Menschen auffrischen, aber wenn je einer seiner Söhne ..."

„Still", flüsterte Ellen, die sich entsetzt auf seinen Arm lehnte, „sei doch still!"

Schweigend gingen alle weiter. Sie erstiegen eine Erhebung. Als sie den Höhenrücken überschritten hatten, wußten sie, daß sie von der Feste nicht mehr zu sehen waren. Der Trapper änderte die Richtung, um die anderen, sollten sie nachkommen, irrezuführen.

In einem zweistündigen beschwerlichen Marsch umgingen sie den Felsen. Jetzt befanden sie sich genau gegenüber der Stelle, wo die Flucht begonnen hatte. Hektor, der mit seinem Spielgefährten vorausgeeilt war und nur gelegentlich angehalten hatte, um zu sehen, ob Herrchen noch folgte, setzte sich plötzlich auf die Hinterbeine. Er witterte und begann kläglich zu winseln.

„Freilich, Hund, freilich", beschwichtigte ihn der Trapper, „in dem Dickicht dort ist es nicht ganz geheuer."

Middleton betrachtete angewidert die Erlenbüsche. „Da hat der Tote gelegen", sagte er tonlos.

„Ja, das hat er. Ob ihn seine Verwandten inzwischen begraben haben? Der Hund nimmt die Witterung auf, aber er scheint sich nicht ganz sicher zu sein. Deshalb müssen Sie nachsehen, Freund Bienenjäger. Inzwischen werde ich mit den Tieren hier warten."

Paul kratzte sich den struppigen Kopf. „Warum ich?" fragte er, von abergläubischer Furcht ergriffen. „Hören Sie, alter Trapper, es macht mir nichts aus, dem alten Ismael oder seinen Söhnen entgegenzutreten. Aber mit Toten will ich nichts zu tun haben. Danke für die ehrenvolle Auszeichnung, sagt man in Kentucky, wenn man zum Corporal befördert wird. Ich danke auch, ich verzichte zugunsten anderer."

Der Greis wandte sich enttäuscht zu Middleton um, der jedoch nichts merkte, weil er Ines Trost zusprach. Überraschend bot Dr. Battius seine Hilfe an.

„Handelt es sich etwa um eine Aufgabe, die eine vollendete Beherrschung des Nervensystems erfordert?" fragte der Mann der Wissenschaften hochnäsig. „Suchen Sie nicht länger, er steht vor Ihnen."

„Er spricht gern in Rätseln", murmelte der Trapper. „Seine Worte haben meistens einen tieferen Sinn. Wenn sich nur erraten ließe, was er meint. Sie möchten doch nicht da hineinkriechen?"

„Warum nicht? Ich bin homo, ein Mensch. Wollen Sie mir meine moralischen Qualitäten absprechen?"

„Moral hat noch nie einem geschadet, ganz gleich, ob er in der Wildnis lebte oder in einem Haus mit Scheiben vor den Fenstern und einem rauchenden Schornstein auf dem Dach. Ich würde selber gehen, aber dann fängt Hektor zu

kläffen an. Ich hoffe, Sie sind auf alles vorbereitet? Der Anblick könnte schrecklich sein."

Der Arzt lächelte mitleidig. Er trat einen Schritt zurück und streckte mit großartiger Pose eine Hand aus. „Ein Mensch ist zweifellos ein Mensch. Doch was heißt das? Unwissenheit drückt ihn an die Grenze des Tierreichs herab. Durch Kenntnis der Gesetze erhebt er sich zum Herrn über die Natur."

„Ist es nicht vermessen, so zu reden?" Der Greis, der aufmerksam zugehört hatte, schüttelte mißbilligend den Kopf. „Sechsundachtzigmal hab ich den Wechsel der Jahreszeiten erlebt. Doch wie es kommt, daß im Frühjahr die Knospen springen und die Bäume im Herbst ihr Laub verlieren, das weiß ich bis heute nicht. Sie werden sagen, das steht alles in den dicken Büchern, die Sie gelesen haben. Nun gut, dann verraten Sie mir, weshalb mein Hund jetzt unruhig wird und Sie nicht, obwohl Sie studiert haben."

Dr. Battius holte tief Luft. „Das macht sein Instinkt."

„Und was ist ein Instinkt?"

„Eine Vorstufe der Vernunft."

„Und was ist eine Vorstufe der Vernunft?"

„Werter Herr Trapper, so argumentiert man nicht. In unseren Schulen werden solche Methoden nicht geduldet. Wo kämen wir hin, wenn jeder die Gültigkeit einer Definition anzweifeln wollte!"

„Demnach ist man in Ihren Schulen gerissener, als ich dachte. Solche Methoden brächten leicht die Armseligkeit des Buchwissens an den Tag. Jedenfalls könnte es nicht schaden, einen Blick in das Dickicht zu werfen, Freund. Oder soll ich doch selber gehen?"

Der Arzt schritt entschlossen auf die Erlen zu. Verhalten winselten die Hunde. Der junge riß sich los, schnüffelte im Gras und kehrte zu seinem älteren Gefährten zurück. Er heulte sehr laut.

„Der Squatter und seine Sippschaft haben einen starken Gestank hinterlassen", bemerkte der Greis. „Hoffentlich vergißt der Mann vor lauter Schulweisheit nicht, wozu ich ihn geschickt habe."

Der Arzt war in den Büschen verschwunden. Bald kam er wieder daraus hervor. Aber er schritt rückwärts. Wie verzaubert haftete sein Blick auf der Stelle, die er soeben verlassen hatte.

„Er hat den toten Asa gesehen", meinte der Trapper. „Der Anblick hat ihn durcheinandergebracht." Er ließ die Hunde los und lief dem Arzt entgegen. „Ist etwas, Freund? Was haben Sie gefunden?"

„Einen Basilisk", stammelte Dr. Battius verwirrt, „einen lebendigen Basilisk. Ich dachte, es wäre ein Fabeltier. Die Natur hat es wirklich erschaffen."

„Die Kriechtiere der Prärie sind harmlos. Höchstens eine gereizte Klapperschlange kann gefährlich werden. Na, sie warnt den Menschen, ehe sie beißt. Was ist es also?"

„Ein Leguan, ein Ungeheuer mit einem Zauberblick."

„Reden Sie keinen Unsinn, Mann", sagte der Trapper leicht verärgert. „Hat

sich ein Reptil im Unterholz verkrochen? Dann zeigen Sie es mir, und wir werden sehen, ob es die Stellung gutwillig räumt, oder ob wir es dazu zwingen müssen."

Der Doktor deutete auf einen dichten Blätterknäuel im Gestrüpp.

Darunter lag, an die Erde gepreßt, ein Lebewesen. Der Trapper hob erschrokken das Gewehr, setzte die Waffe jedoch gleich wieder ab. Das Tier oder was es sein mochte schillerte in allen Farben des Regenbogens. Es hatte zwei dunkle Augen, die sich schnell und lauernd bewegten.

„Ihr Reptil ist ein Späher", murmelte er, „ein Indianer. Er möchte, daß wir ihn für einen laubbedeckten Stein halten."

„Ein Mensch?" fragte der Arzt zaghaft.

„Ein Krieger. Wie schlecht er sich getarnt hat! – Steh auf, Freund", rief der alte Mann in der Sprache der Dakotas. „Die Steppe hat Platz genug für uns alle."

Die schwarzen Augen blitzten; der Kopf, zu dem sie gehörten, rührte sich nicht.

„Das muß ein Irrtum sein", sagte Dr. Battius.

Der Trapper lachte. Bedächtig prüfte er das Gewehr. Er hob es sehr langsam an die Schulter.

„Nun, Freund entscheide", rief er laut. „Soll Krieg oder Friede zwischen uns sein? Der kluge Mann hier meint zwar, daß du kein Mensch bist. Falls er recht hat, kann es nicht schaden, wenn ich eine Kugel rüberschicke."

Der Lauf senkte sich, die Waffe war fest angelegt. Sie schwankte nicht, als die Zweige zur Erde sanken und ein Indianer aufsprang.

„Wagh!" stieß der überraschte Krieger hervor.

ACHTZEHNTES KAPITEL

Der Trapper, der nicht zu schießen beabsichtigt hatte, stellte das Gewehr hin und lachte selbstgefällig.

„Die Kerle liegen oft stundenlang auf dem Bauch wie schlafende Alligatoren, um ihre teuflischen Pläne auszuhecken. Da haben wir einen Späher in voller Kriegsbemalung gefangen. Sicher sind seine Stammesbrüder ganz in der Nähe. Wir wollen mal hören, was er uns zu berichten hat. So eine kampfwütige Bande macht uns ärger zu schaffen als die ganze Familie des Squatters."

Der Arzt atmete geräuschvoll. „Eine gefährliche Rasse, sie neigt zu Gewalttaten. Jawohl, reden Sie mit ihm, aber versuchen Sie es zunächst im Guten."

Der alte Mann sah sich mißtrauisch um. Da er nichts Verdächtiges entdeckte, entbot er dem Krieger den Gruß der Freundschaft: Er zeigte ihm die Innenfläche der leeren, erhobenen Hand und schritt auf ihn zu. Der Indianer blieb ruhig stehen. Er verriet keine Furcht und ließ den Trapper herankommen. Er schüttelte nur die farbigen Blätter ab, die er eilig zusammengelesen und sich zur Tarnung auf den Kopf gehäuft hatte.

Er war ein großer, gut gebauter, noch junger Mann von aufrechter Haltung,

mit edlem Gesicht, das an einen Römer erinnert hätte, wäre nicht zugleich etwas Wildes in den Zügen gewesen. Sein schwarz bemalter Körper, der fast nackt war, schien der kühlen Witterung zu trotzen. Er trug nur einen leichten, hübsch verzierten Umhang aus gerauhtem Wildleder und Leggings aus hellrotem Tuch, dem einzigen Zeichen, daß er Umgang mit weißen Händlern gepflogen hatte. Doch als schämte er sich solchen Putzes, waren die Beinkleider von den Knien an abwärts bis hinunter zu den Mokassins mit Menschenhaaren besetzt. Die eine Hand ruhte leicht auf einem Hickorybogen, die andere hielt eine eschene Lanze. Er trug einen Köcher aus Pumafell; der Schweif der Katze baumelte ihm vom Rücken herab. Ein Lederschild, der, wie der Wildlederumhang auch, mit dem Bild einer Kampfszene verziert war, symbolhafter Darstellung seiner im bisherigen Leben vollbrachten Heldentaten, hing ihm, an Tiersehnen befestigt, um den Hals.

Beim Näherschreiten betrachtete ihn der Trapper genau.

„Ist mein Bruder weit von seinem Dorf entfernt?" fragte er in der Sprache der Pawnees.

„Weiter als von den Städten der Langmesser", kam es lakonisch zurück.

„Weshalb läuft ein Pawnee-Loup zu Fuß, statt auf einem Pferd zu reiten? Warum kommt er aus dem Tal seines Flusses in diese Wüste?"

„Können die Frauen und Kinder der Bleichgesichter ohne Büffelfleisch leben? Der Hunger suchte meine Hütte heim."

„Mein Bruder ist sehr jung für einen Krieger, der einen Wigwam sein eigen nennt. Ich glaube, er ist tapfer, viele Häuptlinge haben ihm ihre Töchter zum Weib angeboten, aber als er auf Büffeljagd zog, hat er aus Versehen Pfeile mit Widerhaken an den Spitzen genommen. Oder will er, daß die Wunden des Wildes eitern?"

„Es ist gut, gerüstet zu sein. Hinter jedem Busch kann ein Sioux liegen."

„Der Mann spricht die Wahrheit", sagte der Trapper leise zu seinen Freunden. „Ein prächtiger Junge ist das, aber wohl nicht alt genug, als daß er ein bedeutender Häuptling sein könnte. Immerhin ist es ratsam, sich mit ihm gütlich zu einigen. Sollte der Squatter kommen, zählt jeder Arm. Dann wollen wir den Krieger auf unserer, nicht auf der anderen Seite wissen." Er machte eine Handbewegung, die seine Freunde umschloß, und sagte, an den Pawnee gewandt: „Meine Kinder sind müde. Wir wünschen zu rasten und zu essen. Gehört dieser Fleck Erde meinem Bruder?"

„Die Läufer vom großen Fluß melden, die Gelbgesichter jenseits des Salzsees haben mit den Bleichgesichtern einen Handel abgeschlossen, die Steppen sind jetzt Jagdgründe der Langmesser."

„So mag es sein. Ähnliches hab ich von den Jägern und Trappern des Platte vernommen. Nur sagten die, daß mein Volk mit den Franzosen und nicht mit denen aus Mexiko handelseinig geworden ist."

„Jetzt ziehen die Langmesser den Fluß entlang? Sie wollen sehen, ob sie bei dem Kauf nicht betrogen wurden?"

„Das stimmt teilweise auch, wie ich fürchte. Den Kriegern werden die Holzfäller und Siedler folgen. Sie werden das Land westlich des Mississippi in eine bewohnte Wüste verwandeln. Eines Tages werden die Häuser und Äcker von der Küste des großen Meeres bis zu den Rocky Mountains reichen, und die Schönheit der Natur, wie sie Gott geschaffen hat, wird vergangen sein."

„Und wo waren bei dem Handel die Häuptlinge der Pawnee-Loups?" fragte der junge Krieger scharf, während es in seinem Gesicht wild aufzuckte. „Darf eine Nation verkauft werden wie ein Biberfell?"

„Ja, wo blieben Gewissen und Gerechtigkeit? Macht geht vor Recht, nach diesem Grundsatz wird die Welt regiert. Was die Starken tun, müssen die Schwachen billigen. Würde das Gesetz Wakondas gelten gleich dem der Langmesser, dann müßte dir, Pawnee, die Prärie gehören wie dem größten Häuptling der Bleichgesichter das Haus, dessen Dach ihn schützt."

„Seine Haut ist hell", sagte der Indianer und berührte die harte, faltige Hand des Trappers. „Spricht sein Herz anders als die Zunge?"

„Wakonda hat Ohren, er verschließt sie vor einer Lüge. Sieh meinen Kopf an. Ist er nicht weiß wie eine bereifte Tanne? Bald wird man mich in die Erde legen. Warum sollte sich das Antlitz des Großen Geistes verdüstern, wenn ich vor ihn trete?"

Mit einer geschickten Armbewegung ließ der Pawnee den Schild über die Schulter auf den Rücken gleiten. Ehrfürchtig neigte er den Kopf. Gleichzeitig beobachtete er aus den Augenwinkeln, was um ihn her geschah. Hover und Middleton halfen den Damen, vom Esel zu steigen. Der Trapper sah sich zu ihnen um. Darauf setzte er das Gespräch fort. Er wählte seine Worte so vorsichtig wie der Indianer. Jeder suchte die Hintergedanken des anderen zu erraten, ohne die eigenen Absichten durchblicken zu lassen. Manchmal warf Dr. Battius eine Bemerkung dazwischen. Dann wurde englisch gesprochen, und der Trapper dolmetschte. Den weitaus größten Teil der Unterhaltung bestritt er freilich allein. Er erkundigte sich nach dem Wohlergehen der Loups. Er wollte wissen, wie die Ernte gewesen sei, ob sich der Stamm mit Lebensmitteln eingedeckt habe, so daß er einen ausreichenden Vorrat für den Winter besaß. Vor allem interessierte ihn, in welchem Verhältnis die Indianer zu ihren kriegerischen Nachbarn standen. Der Häuptling antwortete ausweichend. Er erzählte vom Pelzhandel und von weißen Jägern, denen er begegnet war. Die Regierung in Washington nannte er seinen „Großen Vater". Im gleichen Atemzug erwähnte er das ständige Vorrükken der Weißen gegen das Land seines Stammes. Aber obwohl er die unersättliche Landgier der Bleichgesichter rügte, kannte er die Fremdlinge mehr vom Hörensagen als aus eigener Erfahrung, sonst hätte er die Frauen kaum so ungezwungen betrachtet.

Staunend starrte er Ines an. Ihre feine, fast mädchenhafte Anmut fesselte ihn. Er erinnerte sich, daß die Väter seines Stammes den Liebreiz der bleichgesichtigen Squaws in glühenden Farben beschrieben hatten, und er konnte sich nicht satt sehen an ihrer Schönheit. Auch Ellen streifte er gelegentlich mit Blicken, die

– wenngleich nur versteckt und für keinen außer dem Trapper erkennbar – Bewunderung verrieten.

Paul Hover bemühte sich redlich, einen bequemen Rastplatz zu schaffen. Die Mütze auf einem Ohr, schlug er eine Lücke in das Dickicht. Bei der Arbeit pfiff er leise vor sich hin und genoß das vergnügliche Bewußtsein seiner Erfolge. Die Verlobte hatte er wieder, den Söhnen des Squatters hatte er ein Schnippchen geschlagen. Was jetzt noch fehlte, um sein Glück voll zu machen, schien im Vergleich zu dem Erreichten eine Kleinigkeit zu sein.

Rauschend sanken die Zweige zu Boden.

Der Trapper wandte sich an Dr. Battius. „Die Wölfe von den Pawnees und ihre Nachbarn, die hellgesichtigen Rothäute, haben das Kriegsbeil begraben. Loups und Konzas sind jetzt Freunde, Doktor. Die Konzas, müssen Sie wissen, sollen walisischer Abkunft sein. Wie es heißt, sind sie vor langer Zeit ins Land gekommen, noch ehe die weißen Christen eindrangen, um den heidnischen Einwohnern ihren ererbten Besitz zu stehlen."

„Und ob ich die Legende kenne", erwiderte der Arzt lebhaft. „Wenn man ihr Glauben schenken darf, war Kolumbus nicht der erste Europäer, der seinen Fuß auf diesen Kontinent setzte. Welch erhebender Gedanke! Eine schöne, leider durch nichts zu beweisende Theorie, die mich des öfteren beschäftigt hat. Übrigens halte ich es für möglich, daß die Hautfarbe vom Klima und von der Ernährung abhängt. Fragen Sie doch einmal den indianischen Herrn, verehrter Jäger, was er dazu meint."

„Denken Sie, ein Pawnee liest Bücher und glaubt die gedruckten Lügen wie die Nichtstuer in den Siedlungen?" Der alte Mann lachte verächtlich. „Die dem lieben Gott die Zeit stehlen? Aber wenn Sie wollen, den Gefallen kann ich Ihnen selbstverständlich tun." Der Trapper blickte den Häuptling an. „Alle Menschen, die mein Bruder hier sieht, sind Bleichgesichter. Nur die Haut des Pawnee ist dunkel. Warum ist das so? Hat ihn die Sonne gebräunt?"

Der junge Krieger erhob den Zeigefinger und erwiderte stolz: „Wakonda gießt den Regen aus den Wolken. Wenn er spricht, erbeben die Berge. Die zornigen Blicke seiner Augen sind Blitze, in ihrer Glut verbrennen die Bäume. Aber seine Kinder hat er mit Bedacht geschaffen. Was er so formt, wird sich nie verändern."

Der Trapper übersetzte, was der Indianer geantwortet hatte.

„Ja, aus seinen Worten spricht die Stimme der Natur", fand er, und er sagte zu dem Indianer: „Die Pawnees sind weise. Sie haben eine gute, ehrenvolle Geschichte. Die Jäger und Fallensteller, mit denen ich mich manchmal unterhalte, erwähnen einen großen Krieger deines Volkes.

„Wir sind kein Stamm von Weibern. In meinem Dorf kennt man viele tapfere Männer."

„Der Häuptling, den ich meine, steht hoch über allen anderen. Seine Taten hätten den einst mächtigen Delawaren der Berge Ehre gemacht."

„Solch Krieger sollte einen Namen haben."

„Er heißt Hartherz, weil er tapfer und unbeugsam ist."

Der Pawnee blickte den Weißen an, als hätte er seine Gedanken erraten. „Mein Bruder hat ihn gesehen?"

„Ich habe nur von ihm gehört. Ich bin nicht mehr, was ich vor vierzig Jahren war."

Der Trapper wollte mehr sagen; ein lauter Ruf ließ ihn verstummen. Aus dem Gebüsch tauchte Paul auf. Er zog ein indianisches Streitroß hinter sich her.

„Das ist das Pferd einer Rothaut", rief er, „rank und schlank. In ganz Kentucky gibt es keinen General, der so ein Tier reitet. Es hat einen Sattel wie der Gaul eines mexikanischen Granden. Sehen Sie sich die Mähne und den Schwanz an! Da sind Girlanden und Silberkugeln reingeflochten, daß es nur so funkelt. Und dieser Traber soll aus der Futterkrippe eines Indianers fressen! Sagen Sie selber, hier stimmt doch was nicht."

„Langsam, Junge", erwiderte der Trapper. „Die Loups sind für ihre Pferde berühmt. Mancher Präriebewohner reitet ein edleres Roß als die Abgeordneten in den Siedlungen. Aber dieses feurige Pferd gehört wohl tatsächlich einem großen Häuptling. Vielleicht hat Hartherz einen Sohn? Ich könnte wetten, daß es der dort ist."

Der junge Pawnee, der bisher geduldig zugesehen und kein Zeichen des Mißfallens von sich gegeben hatte, fand wohl, die Bleichgesichter hätten sein Eigentum lange genug bewundert. Herrisch und ohne Umschweife nahm er Paul die Zügel aus der Hand, warf sie dem Tier über die Mähne und sprang gewandt wie ein Kunstreiter in den Sattel. Das Pferd, wahrscheinlich der Abkömmling eines feurigen arabischen Vollbluts, begann sofort zu tänzeln. Der Indianer brach jedoch noch nicht auf. Jetzt, da er sich wieder im Besitz des Tieres wußte, drängte ihn nichts mehr zur Eile. Er ritt zwanglos hin und her und musterte seine Bezwinger einen nach dem andern. Wenn er sich so weit entfernt hatte, daß er kein sicheres Ziel mehr geboten hätte, erwartete der Trapper, ihn im nächsten Augenblick davonsprengen zu sehen. Doch er wandte jedesmal sein Roß und kam zurück, bald schnell wie ein fliehender Hirsch, bald gemächlich, in würdevoller Pose. Schließlich winkte ihn der alte Mann heran. Der Pawnee zögerte und schien zu überlegen, ob es ratsam sei, der Aufforderung zu folgen. Als er sich näher wagte, verriet seine Miene Argwohn und Stolz.

Er streckte eine Hand aus und deutete in die Ferne. „Es ist weit zum Dorf der Loups. Der Weg ist gewunden. Was hat das Langmesser zu sagen?"

„Daß sich ein listiger Indianer beim Reden noch stärker windet als sein Pfad", murmelte der Trapper leise vor sich hin. Laut antwortete er: „Sprich, mein Bruder, sehen die Häuptlinge der Pawnees gern fremde Gesichter in ihren Hütten?"

Der Krieger beugte sich leicht nach vorn. „Hat mein Volk je vergessen, einen Fremden zu speisen?"

„Wenn ich meine Freunde an die Türen der Loups führe, werden die Krieger mit meinen jungen Männern rauchen, und die rothäutigen Mädchen werden meine Töchter bei der Hand nehmen?"

„Das Land der Bleichgesichter liegt hinter ihnen. Warum ziehen die Squaws mit der sinkenden Sonne? Haben sie die Richtung verloren, oder sind sie die Frauen der Krieger, die durch den schmutzigen Fluß waten?"

„Weder das eine noch das andere. Diejenigen, die den Missouri entlang kommen, erfüllen einen Auftrag meines Großen Vaters. Wir aber sind keine Krieger, sondern friedliche Wanderer. Besuchen die Omahaws nicht die Loups, wenn der Tomahawk auf dem Pfad zwischen den Nationen begraben ist?"

„Die Omahaws sind willkommen."

„Und die Yanktons? Und die Tetons, die im Knie des Flusses mit dem Schmutzwasser wohnen? Kommen sie nicht in die Hütten der Loups, um zu rauchen?"

„Die Tetons sind Lügner!" rief der Pawnee aus. „In der Nacht wagen sie die Augen nicht zu schließen. Sie schlafen am Tage. Sieh her!" Er deutete voll grimmiger Lust auf die Fransen aus Menschenhaar, die seine Leggings zierten, „ihre Skalpe sind so zahlreich, daß die Pawnees sie zum Schnüren ihrer Kleidung nehmen. Geh, die Sioux mögen in Schneelöchern hausen. Die Prärie und ihre Büffel sind für Männer da."

Der Trapper wandte sich an Middleton, der neben ihm stand und ihn neugierig beobachtete. „Jetzt hat er sich verraten. Dieser gutaussehende junge Mann ist ein Kundschafter. Er sucht die Fährte der Sioux. Ich dachte mir's gleich, als ich seine Kriegsbemalung und die Pfeilspitzen sah. – Still, Hektor! Hast du nie einen Pawnee gerochen, Hündchen? Bleib liegen, mein Guter, bleib liegen." Zu dem Indianer sagte er: „Mein Bruder hat recht, die Tetons sind Diebe. Aber die Menschen aus dem Lande der aufgehenden Sonne sind keine Sioux. Sie möchten die Hütten der Loups besuchen."

Der Häuptling blickte den Greis durchdringend an, während er nach Westen wies. „Der Kopf meines Bruders ist ergraut", entgegnete er abweisend und stolz, „seine Augen haben viele Dinge gesehen. Was erblickt er dort in der Ferne? Ist es ein Büffel?"

„Eine Wolke steht am Horizont. Die Sonne erhellt ihre Ränder. Es ist der Rauch des Himmels."

„Ein Hügel ist es. Auf seinem Gipfel haben Bleichgesichter ihre Hütten aufgeschlagen. Mögen die Frauen meines Bruders ihre Füße bei Menschen ihrer eigenen Hautfarbe waschen."

„Die Augen eines Pawnee sind gut, wenn er aus dieser Entfernung ein Bleichgesicht erkennt."

„Kann mein Bruder jagen?"

„Das konnte ich. Jetzt bin ich nur noch ein armseliger Fallensteller."

„Gewahrt er die Büffel, die durch die Ebene ziehen?"

„Gewiß. Es ist leichter, einen rasenden Bullen zu sehen, als ihn zu erlegen."

„Die Vögel fliehen vor der Kälte. Ihre Schwärme sind schwarz wie Wolken, sie verdunkeln den Himmel. Sieht er sie auch?"

„Ja, freilich, das werd ich wohl, da sie zu Millionen nach Süden ziehen."

„Wenn Schnee fällt und die Hütten der Langmesser bedeckt, erkennt er die Flocken in der Luft?"

„Meine Augen sind nicht mehr die besten", erwiderte der Trapper traurig, „es gab eine Zeit, als sie so scharf waren, daß ich ihnen meinen Namen verdankte."

„Die Rothäute finden die Bleichgesichter wie die Fremdlinge den springenden Büffel und die fliegenden Vögel und den fallenden Schnee. Deine Krieger denken, der Herr des Lebens hat die ganze Erde weiß gemacht. Sie irren sich. Sie sind blaß, es sind ihre eigenen Gesichter, die sie sehen. Geh, ein Pawnee ist nicht blind. Deine Leute hat er rasch gefunden."

Der Krieger verstummte. Er neigte den Kopf zur Seite und lauschte. Dann lenkte er sein Pferd an den Rand des Dickichts. Lange spähte er über die Prärie. Er kam zurück, blickte Ines an, ritt eine Weile unschlüssig auf und ab. Endlich zügelte er das ungestüme Roß. Er schien sprechen zu wollen, senkte jedoch nur wieder den Kopf und sprengte noch einmal zu den Büschen vor. Bald trennte er sich von seinem Beobachtungsposten, galoppierte im Kreise, die Richtung suchend, und jagte, sobald er sie gefunden hatte, pfeilschnell in die Steppe hinaus, wo er kaum eine Minute später hinter einem Hügel verschwunden war.

Die Hunde liefen aufgeregt hinterdrein, aber als sie eine kurze Strecke zurückgelegt hatten, gaben sie die Verfolgung auf. Sie setzten sich und ließen ihr warnendes Klagegeheul ertönen.

NEUNZEHNTES KAPITEL

Der Trapper betrat kopfschüttelnd das Gebüsch, neben dem der Indianer sein Pferd gezügelt hatte.

„Etwas liegt in der Luft", sagte er leise, „ich höre und rieche es und weiß doch nicht, was es ist. Diese elende Altersschwäche!"

„Ich glaube, das bilden Sie sich nur ein", meinte Middleton, der ihn begleitete. „Meine Sinnesorgane sind gewiß nicht die schlechtesten, aber ich kann beim besten Willen nichts Auffälliges bemerken."

Der Trapper lächelte verächtlich. „Sie sind nicht taub, nein, nein, Sie hören das Läuten einer Glocke. In der Kirche erkennen Sie den Pastor. Aber wir befinden uns in der Prärie. Da lassen sich die Geräusche nicht so leicht unterscheiden, und die Bilder sind trügerisch. Nur das dort ist ein eindeutiges Zeichen."

Er deutete auf mehrere Geier, die unweit über die Ebene strichen, dem Ziel zu, das auch den Pawnee gefesselt hatte. Middleton sah die Vögel anfangs nicht. Erst als sie näher kamen, bemerkte er einige schwarze Fleckchen, die sich unscharf gegen die dunklen Wolken abhoben. Schließlich erkannte er die schweren, schlagenden Flügel.

„Und jetzt strengen Sie Ihr Gehör an", sagte der Trapper. „Hören Sie das leise Grollen? Das sind Büffel – Bisons, wie Ihr neunmalkluger Doktor die Tiere nennt. Er weiß es besser, weil er lieber in den Büchern blättert, statt in der Natur zu lesen."

„Ich verschließe mich der Wirklichkeit durchaus nicht", behauptete Dr. Battius, der hinzugetreten war, „nur betrachte ich sie mit den Augen eines Wissenschaftlers."

„Mit den Augen eines Maulwurfs", entgegnete der Trapper rechthaberisch.

Jetzt zeigte sich in der Ferne die Herde. Ines eilte zu den Männern, um das einzigartige Schauspiel zu beobachten, und Paul empfahl auch Ellen, die das Essen zubereitete, sich den Anblick nicht entgehen zu lassen.

Hinter einer Welle tauchten mehrere mächtige Bullen auf. Ihnen folgten in langen Reihen einzelne Tiere. Dann kam der Hauptteil, eine dunkle, brodelnde, von wildem Leben erfüllte Masse, die ständig größer wurde. Staubwolken wirbelten aus ihrer Mitte empor, wenn ein Bison zornig die Hörner in den Boden stieß und die Grasnarben aufpflügte. Manchmal trug der Wind ein tiefes, dumpfes Gebrüll ans Ohr. Es war ein überwältigendes Bild, die Entfesselung einer geballten, urgewaltigen Kraft.

Lange sprach niemand ein Wort. Doch der Trapper, der ähnliche Szenen kannte, brach schließlich das Schweigen.

„Da stürmen zehntausend herrenlose Büffel durch die Prärie", sagte er tiefsinnig, „der schlechteste von ihnen ist so gut wie der beste Ochse, den der reichste Gouverneur auf seiner Weide schlachten kann. Die meisten Menschen wissen gar nicht, was sie entbehren. Aber natürlich muß man sich die Leckerbissen, die der Herrgott bereit hält, redlich verdienen. Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen, und Mühe ist die beste Würze."

„Wahrhaftig, gebratener Büffelhöcker ist was Feines", bestätigte der Bienenjäger und leckte sich die Lippen.

„Jawohl, Junge, Sie haben's ausprobiert, nun sind Sie auf den Geschmack gekommen. Doch sehen Sie mal, ich glaube, die Herde will uns besuchen. Da müssen wir für den Empfang rüsten. Wir können nicht einfach in die Büsche kriechen. Die Tiere würden über uns hinwegrasen und uns wie Würmer zertrampeln. Bringen wir die Damen in Sicherheit, dann nehmen wir unsere Plätze ein."

Sie führten Ines und Ellen an das hintere Ende der Hecke, so daß die anstürmenden Büffel, sollten sie die erste Sperre durchbrechen, ein zweites Hindernis überwinden mußten, ehe sie die Frauen gefährden konnten. Die Männer verbargen sich auf der gegenüberliegenden Seite im Dickicht. Auch Asinus nahmen sie mit. Dem Esel, der die stärksten Nerven hatte, war die Rolle eines vorgeschobenen Postens zugedacht.

Noch behielten die Leitbullen keinen geraden Kurs bei. Bald drängten sie nach der einen, bald nach der anderen Seite ab. Noch schien es möglich, daß sie die Herde an dem Versteck vorüberführten. Ein hohles, qualvolles Brüllen, das durch den Staubvorhang drang und von den Aasgeiern schreiend beantwortet wurde, brachte die Entscheidung. Die vorausstürmenden Stiere fixierten die Richtung. Jetzt hielten sie unbeirrt auf die Erlen zu, dem einzigen Gestrüpp im weiten, welligen Rund der Prärie.

Besonders bedrohlich wurde die Lage, als sich die Flanken der Herde verschoben. Die unzähligen kleinen Augen, die wild unter den Mähnen hervorschauten, schienen nichts anderes zu sehen als die paar Sträucher. Auf sie strebten die vordersten Tiere zu, während die nachrückenden Reihen blindlings folgten. Die Front der heranwogenden Masse wölbte sich nach innen.

Middleton fühlte, daß er schwach wurde. Er spürte ein schwer zu bändigendes Verlangen, durch das Dickicht zu laufen, Ines an sich zu reißen, zu fliehen. Doch

dann begriff er, daß ihn die rasenden Bisons einholen würden. Seine Hände fuhren tastend über die Waffen.

Dr. Battius war vor Angst fast von Sinnen. Er konnte die einzelnen zottigen Leiber nicht mehr unterscheiden und bildete sich ein, sämtliche Tiere der Welt hätten sich gegen ihn verschworen, sie hätten sich zusammengerottet, um Rache zu nehmen für das Ungemach, das er ihnen im Dienste der Wissenschaften angetan hatte. Die Furcht lähmte ihm die Glieder. Sie verhinderte, daß er sich umdrehte und dem dumpfen Wunsch zu fliehen folgte.

Paul rief Ellen zu, sie solle kommen, ihn beim Schreien unterstützen. Seine Bitte wurde nicht gehört, sie ging im Stampfen und Brüllen der Herde unter.

Da feuerte er den Trapper an. „Vorwärts, Alter, zeigen Sie uns Ihre Präriekniffe! Wollen Sie warten, bis wir unter einem Berg Büffelfleisch begraben liegen?"

Zunächst hatte der Greis schweigend hinter den Büschen gestanden. Ruhig hatte er die anrennenden Kolosse beobachtet. Jetzt trat er hervor. Jugendlich schwunghaft legte er das Gewehr an, zielte auf den vordersten Bullen und schoß. Er traf ihn genau zwischen den Hörnern. Der Bison erstarrte, seine Beine knickten ein. Aber er war ein riesenhaftes, kräftiges Tier. Er schüttelte den mächtigen, langbehaarten Kopf und erhob sich von den Knien.

Der Trapper legte die Waffe beiseite. Mit ausgestreckten Händen schritt er der Herde entgegen. Breitbeinig stellte er sich ihr in den Weg. Middleton und Hover taten es ihm gleich.

Die Leittiere stutzten, einige wichen zurück. Die nachrückende Masse stockte. Hunderte Leiber schwankten und stürzten in der Ebene. Ein hohles Brüllen aus den hinteren Reihen brachte die Front wieder in Bewegung. Die Herde teilte sich. Eine Hälfte donnerte rechts an dem Trapper vorüber, die andere links, wie ein gewaltiger Strom, der auf ein Hindernis stößt und sich in zwei Arme gabelt. Schon schien die Gefahr abgewandt. Doch der Staub, der immer dichter wurde, hüllte die Männer ein, und die Tiere kamen näher heran. Ein wütender Bulle streifte Middleton. Augenblicke später brach er in das Dickicht ein.

„Keinen Schritt zurück", schrie der alte Mann. „Sterben Sie, aber weichen Sie nicht von der Stelle, sonst heften sich ihm tausend andere an die Hufe."

Vielleicht wären alle Anstrengungen vergeblich gewesen, hätte nicht Asinus seine Stimme erhoben. Der unbekannte Zornesschrei des Esels ließ einige Bisons erzittern und besänftigte auch die wildesten soweit, daß sie die Büsche mieden. Sie wichen zur Seite aus. Ein keilförmiger freier Raum schob sich in die Herde ein und spaltete sie in zwei Kolonnen, die sich, nachdem sie eine Meile getrennt zurückgelegt hatten, wieder zu einem Strom vereinten.

Der Trapper lud gelassen das Gewehr. Sein Gesicht strahlte vor herzlicher, lautloser Heiterkeit. „Da rennen sie hin wie Hunde, denen halbgefüllte Jagdtaschen an den Schwänzen baumeln. Die vorderen sind wir los, und die hinteren brauchen wir nicht zu fürchten. Sie haben den Esel zwar nicht gehört, aber sie halten auf Ordnung, sie folgen den ersten. Und sollten die letzten wirklich aus

der Reihe tanzen, werden wir Grauchen bitten, noch eine Strophe seines Liedes zu singen."

Der Bienenjäger lachte schallend. „Das Tier hat eine hübsche Stimme, im Gegensatz zu seinem Herrn. Der scheint stumm geworden zu sein. Oder sind ihm ein paar Bienen auf die Zunge geflogen, und er traut sich nicht zu sprechen, weil er Angst hat, daß sie ihn stechen?"

Der alte Mann wandte sich an Obed, der wie versteinert in eine unendliche Ferne starrte. „Was ist Ihnen, Freund? Haben Ihnen die Buffalos die Sprache verschlagen?"

Der Trapper täuschte sich jedoch, wenn er meinte, den Arzt zum Widerspruch reizen zu können. Zum erstenmal ließ sich Dr. Battius durch den landesüblichen Namen nicht herausfordern. Entgegen seiner bisherigen Gewohnheit wies er nicht darauf hin, daß es „Bisons" heißen müsse. Die Furcht vor den Tieren war ihm so heftig in die Glieder gefahren, daß er dieses Wort nie mehr in den Mund nahm und fortan den Genuß von Rindfleisch verschmähte, auch später noch, als er sich, ein wohlbestallter Wissenschaftler, in der Stadt niedergelassen hatte.

Lediglich „Boves americani horridi" stammelte er noch einmal vor sich hin, und es war das letztemal, daß er das amerikanische Wildrind bei seinem lateinischen Namen nannte.

„Ja, ja", sagte der Trapper, „Horror kann man fühlen, wenn man den Buffalos in die Augen schaut. Ich verstehe Sie gut. Hoffentlich laufen Ihnen nicht noch ein paar Grizzlybären über den Weg, wie es Hektor und mir mal ergangen ist. Ah, dort kommt der Schwanz der Herde in Sicht. Auch die hungrigen Wölfe fehlen nicht. Das Rudel lechzt nach den Kranken und nach denen, die sich beim Sturz den Hals gebrochen haben. Aber da sind sogar Reiter! Dort, weiter hinten, wo der Wind die Staubwolken zerstreut. Sie haben einen verwundeten Büffel eingekreist, sie machen ihm mit ihren Pfeilen ein Ende."

Middleton und Paul sahen die dunklen Gestalten. Fünfzehn bis zwanzig Indianer galoppierten um einen Bullen herum, der ihnen, zu schwer getroffen,

als daß er noch fliehen konnte, die Hörner bot und aufrecht stand, bis ihm ein Krieger mit seiner Lanze den Todesstoß versetzte. Sterbend ging das Tier zu Boden. Schaurig hallte sein letztes Brüllen über die Prärie und trieb die scheu gewordene Herde zu noch größerer Eile an.

„Der Loup vorhin verstand was von der Büffeljagd", sagte der alte Mann anerkennend. „Schnell wie der Wind brauste er davon. Die Tiere sollten ihn nicht hören, er wollte seine Stammesbrüder aufsuchen und mit ihnen die Flanke der Herde angehn. Aber was ist das! Diese Rothäute sind ja keine Pawnees! Sie haben Eulenfedern auf den Köpfen – Sioux sind es! Versteckt euch, Leute! Sollten sie uns entdecken, verlieren wir alles, was wir auf dem Leibe tragen, wenn nicht das Leben."

Middleton hatte ihnen schon den Rücken gekehrt, er war zu seiner Frau geeilt. Paul nahm den Doktor bei der Hand. Der Trapper zögerte nicht, den beiden zu folgen. Im nächsten Augenblick waren sie alle in den Büschen untergetaucht.

„Der Arm des Gesetzes ist kurz in dieser Gegend", erklärte der alte Mann, „hier gilt das Recht des Stärkeren. Unser weiteres Schicksal hängt davon ab, ob wir klug sind. Wenn es uns gelingt, die Sioux und die Sippschaft des Squatters aufeinanderzuhetzen, sind wir die lachenden Dritten. Außerdem haben wir mit den Pawnees zu rechnen. Lauter Parteien, von denen jede jeder mißtraut; für uns sind es Gründe genug, nicht weiterzuziehen. Das offene Gelände macht eine getarnte Bewegung schwierig. Hier sind wir zunächst sicher, und sollten wir wirklich entdeckt werden, drei Männer werden sich zu wehren wissen."

„Vier", verbesserte Paul.

„Wieso das?" Der Alte sah ihn fragend an.

Der Bienenjäger zeigte auf den Naturforscher.

„Jede Armee hat ihre Müßiggänger und Schmarotzer", sagte der Trapper ausweichend. „Freund, wir müssen den Esel schlachten."

„Asinus! Das wäre ein Akt unverzeihlicher Grausamkeit."

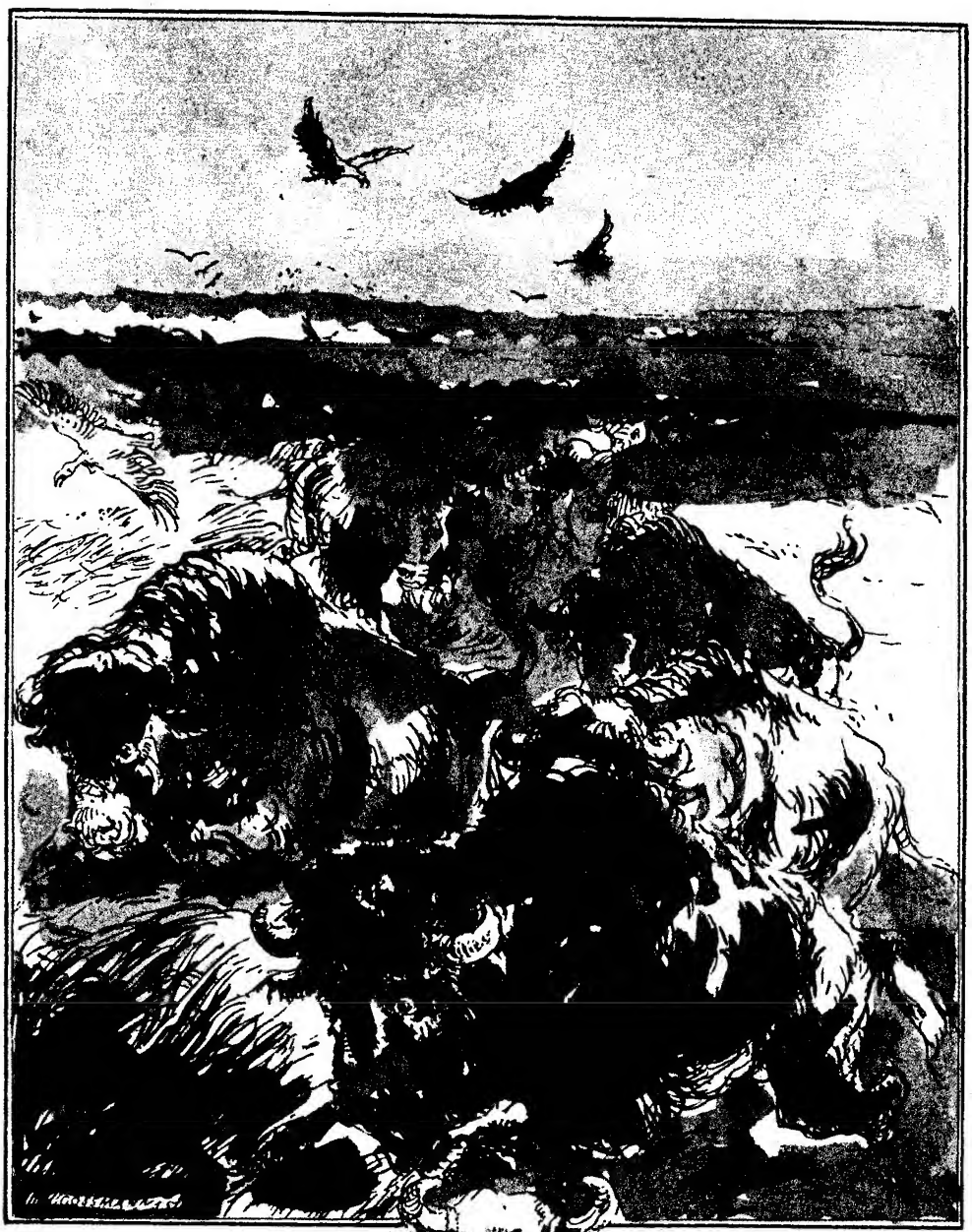
„Grausam wäre es, ein Menschenleben für ein Tier zu opfern. Umgekehrt nenn ich es christliche Barmherzigkeit. Noch ein Trompetenstoß, und wir haben die Sioux auf dem Hals."

„Asinus wird schweigen wie das Grab, dafür verbürge ich mich. Er spricht selten ohne Grund."

„Sage mir, mit wem du umgehst, und ich sage dir, wer du bist, heißt es", gab der Alte ärgerlich zurück. „Sie verkehren mit einem Esel. Warum nicht! Wäre ich noch rüstig, der unfehlbare Schütze von einst, könnten Sie ihn behalten. Aber der bin ich leider nicht mehr. Das Leben von sechs Menschen steht auf dem Spiel. Darum muß das Tier sterben."

„Er hat völlig recht", erklärte Paul. „Musik ist Musik, ein Lied macht immer Krach, ob es aus der Fiedel kommt oder aus der Kehle eines Esels. Ich bin einverstanden. Er wird über die Klinge springen und basta."

„Freunde!" Dr. Battius hob den Kopf, er blickte die beiden flehentlich an. „Freunde, erschlagt mir meinen Asinus nicht. Er ist ein einzigartiger Esel,



Immer dichter wurde die Menge

gelehrig und tapfer, genügsam und geduldig, mein treuer Reisebegleiter seit eh und je. Ehrwürdiger Jäger, was würden Sie meinen, wenn Sie und Ihr Hund auf so unrühmliche Weise Abschied nehmen sollten?"

Der Trapper räusperte sich. „Das Tier darf nicht sterben", entschied er, „aber wir müssen sicher sein, daß es uns nicht verrät. Binden Sie ihm das Maul mit dem Halfter zu. Alles andere wollen wir der Vorsehung überlassen."

Erleichtert knebelte Dr. Battius den Esel. Der Alte schlich an den Rand des Gestrüpps vor.

Die Indianer verfolgten die Herde nicht weiter. Sie waren zufrieden mit der reichen Beute. Zwölf hockten um den Büffel, den sie zuletzt erlegt hatten. Die übrigen ritten ziellos über die Prärie und spähten nach allen Seiten aus, ob ihnen nicht unverhofft noch ein Opfer vor den Bogen käme.

Als der Trapper in einem der Krieger Weucha erkannte, sagte er zu Middleton: „Jetzt wissen wir nicht nur genau, wer sie sind, sondern auch, was sie hier wollen. Sie haben dem Squatter nachgestellt und seine Fährte verloren. Während sie suchten, sind ihnen die Büffel in die Quere gelaufen. Der Zufall hat sie hergeführt. Nun können sie den Hügel sehen, auf dem Ismael wohnt. Aber weshalb bleiben die beiden dort stehen? Das muß die Stelle sein, wo dieser unglückliche Sohn des Squatters angeschossen wurde. Die haben sie also auch entdeckt."

Weucha und ein zweiter Krieger hielten vor dem Fleck, auf dem Asa die tödliche Wunde empfangen hatte. Von ihren Pferden herab betrachteten sie lange den Boden. Kein Kratzer in der Erde, kein im Kampf geknickter Halm entging ihren scharfen Blicken. Schließlich heulten sie schaurig auf. Es klang wie das Jaulen der Hunde. Die übrigen Krieger eilten hinzu.

ZWANZIGSTES KAPITEL

Der Trapper machte seine Freunde auf Mahtoree aufmerksam.

Der Häuptling war den Rufen Weuchas als einer der letzten gefolgt, aber kaum sah er die blutige Stelle, verwandelte sich sein Gleichmut in rege Geschäftigkeit. Er sprang vom Pferd, hockte nieder und prüfte lange die Spuren, die Asa und sein Gegner hinterlassen hatten. Seine Krieger warteten geduldig, bis er sich endlich erhob.

Er folgte der Fährte des Verwundeten und winkte seinen Stammesbrüdern, nachzukommen. Die Indianer rückten auf das Dickicht zu. Dort, wo Esther ihre Söhne aufgefordert hatte, in die Büsche einzudringen, blieben sie stehen.

Der Trapper fragte seine Gefährten, ob sie kämpfen oder sich ergeben wollten. Paul erklärte, daß er eher mit der Waffe in der Hand sterben als kapitulieren werde. Der Doktor neigte zu einer Politik der friedlichen Aussöhnung. Middleton suchte zu vermitteln. Im Grunde war auch er für Verhandlungen. Ihn beeindruckte vor allem die Übermacht des Gegners; er fürchtete, jeder Widerstand müsse unvermeidlich mit einer Niederlage enden.

Der Trapper prüfte die Standpunkte seiner Kameraden und wog sie sorgfältig gegeneinander ab. Besondere Aufmerksamkeit schenkte er den Gründen, die der junge Offizier anführte. Sie fand er überzeugend.

„Gut", sagte er, „es scheint mir das vernünftigste zu sein. Wo die Kraft des Menschen nicht ausreicht, muß er durch Klugheit ans Ziel gelangen. Sein Verstand macht ihn stärker als den Büffel und schneller als den Elch. Ich werde allein zu den Sioux gehen. Vielleicht gelingt mir's, sie von dem Dickicht abzulenken. Ich kenne die Rothäute, und sollte mir etwas zustoßen – um mein Leben wär's kaum noch schade."

Er ließ den anderen keine Zeit zu widersprechen. Ruhig schulterte er das Gewehr. Lautlos glitt er durch die Büsche. An einer Stelle, die den Indianern abgekehrt war, trat er auf die Ebene hinaus. Um die Sioux zu täuschen, beschrieb

er einen Bogen. Als sie ihn bemerkten, wußten sie nicht, ob er aus dem Gehölz oder von weiter her über die Prärie gekommen war.

Die Krieger lugten argwöhnisch nach dem Dickicht, dem sie sich so weit genähert hatten, daß sie es mit einem Pfeilschuß erreichen konnten. Zu ihrem Erstaunen sahen sie, daß der Fremde ein Weißer war, die Sonne hatte ihm das Gesicht rotbraun gefärbt. Da er eine Feuerwaffe trug, wichen sie langsam zurück.

Nun blieb der Trapper stehen. Er setzte das Gewehr ab und hob eine Hand, die Innenfläche nach außen gekehrt, zum Friedensgruß. Nachdem er seinen Hund zurechtgewiesen hatte – Hektor schielte feindselig zu den Inianern hinüber –, redete er sie in der Sprache der Sioux an.

„Meine Brüder sind willkommen", sagte er gastfrei, als wäre er der Herr der Steppe, „sie sind weit von ihren Dörfern entfernt, sie haben Hunger und Durst. Wollen sie mir in meine Hütte folgen, damit sie essen und schlafen können?"

Ein Freudengeheul verriet ihm, daß er erkannt worden war. Im ersten Augenblick dachte er daran, umzukehren. Doch hierzu war es bereits zu spät. Darum ging er entschlossen weiter. Einen Schritt vor Mahtoree blieb er stehen.

Lange betrachteten sich die beiden schweigend, dann leitete der Häuptling das Gespräch ein.

„Wo sind deine jungen Männer?" fragte er herrisch.

Der Greis wich den forschenden, drohenden Blicken nicht aus. „Kommen die Langmesser in Scharen, wenn sie Biber fangen möchten? Ich bin allein."

„Dein Haar ist weiß, aber deine Zunge ist gespalten. Mahtoree war in deinem Lager. Er weiß, daß du nicht allein bist. Wo sind deine junge Frau und der Krieger, die ich in der Prärie traf?"

„Ich habe keine Frau. Das Mädchen und ihr Freund waren mir so fremd wie meinem Bruder. Ich habe es ihm schon gesagt, die Worte eines grauen Kopfes sollten nicht vergessen werden. Die Dakotas fanden die Fremden im Schlaf. Sie dachten, die Reisenden brauchen ihre Pferde nicht, aber die Frauen und Kinder der Bleichgesichter sind nicht gewohnt, zu Fuß zu gehen. Möge mein Bruder sie dort suchen, wo er sie verlassen hat."

Die Augen des Teton blitzten zornig auf.

„Sie sind fort. Mahtoree ist ein weiser Häuptling, er schaut in die Ferne."

„Erblickt er Menschen auf den nackten Feldern?" entgegnete der Trapper unbewegt. „Ich bin alt und sehe nicht mehr gut. Kann er mir sagen, wo sie stehen?"

Der Häuptling erwiderte nichts. Er ließ den anderen fühlen, daß es unter seiner Würde war, über bekannte Tatsachen zu streiten. Nach einer Weile deutete er auf die Spuren im Boden, und seine Miene wurde mild. „Mein Bruder hat in vielen Wintern Weisheit gelernt. Kann er mir sagen, wessen Mokassins die Erde zerstampften?"

„In der Prärie waren Wölfe und Buffalos, vielleicht auch Pumas."

Mahtoree schielte flüchtig zu dem Gehölz hinüber, als hielte er die Möglichkeit, daß sich Silberlöwen im Gebüsch verbargen, für erwägenswert. Er schickte vier

Krieger zum Kundschaften vor, mit ausgestreckter Hand auf die Büsche weisend, und gemahnte die jungen Männer, wobei er vielsagend den Trapper anblickte, sich vor den verräterischen Langmessern zu hüten. Die Tetons ritten wiederholt um das Dickicht herum. Bei jedem Male wurden ihre Kreise enger. Schließlich kehrten sie zurück und berichteten, daß sie nichts Verdächtiges bemerkt hätten.

Mahtoree nahm die Meldung gelassen entgegen. Statt zu antworten, sprach er sanft zu seinem Pferd. Dem Trapper, der ihn scharf beobachtete, gelang es nicht, die Gedanken des Häuptlings zu erraten. Der Teton reichte das Halfter einem Jüngling. Dann nahm er den alten Mann beim Arm und führte ihn abseits.

„Ist mein Bruder ein Krieger gewesen?" fragte er versöhnlich.

„So wahr das Laub die Bäume zur Zeit der Früchte bedeckt. Geh, ich habe mehr Krieger in ihrem Blute gezählt, als der Dakota Lebende gesehen hat."

Der Häuptling sah ihn prüfend an. Da die Miene des Trappers ruhig blieb und seine Augen nicht zuckten, ergriff er die welke Hand und berührte damit behutsam, ehrfurchtsvoll seine Stirn.

„Warum raten die Langmesser ihren roten Brüdern, den Tomahawk zu begraben, obwohl ihre eigenen jungen Männer nie vergessen, daß sie Waffen tragen, und ihre Hände blutig sind, wenn sie sich begegnen?"

„Mein Volk ist größer als die Büffelherden in der Prärie oder die Taubenschwärme in der Luft. Sie streiten oft, aber die Zahl ihrer Soldaten ist gering. Nur wenige ziehen auf den Kriegspfad, nur die Tapferen, die den Drang in sich spüren. Deshalb haben diese wenigen viele Schlachten gesehen."

„Es ist nicht so, mein Vater irrt sich." Mahtoree lächelte selbstbewußt. „Die Langmesser sind sehr weise, sie sind Männer. Alle würden Krieger sein. Sie möchten, daß die Rothäute Wurzeln graben und Mais hacken. Aber ein Dakota ist nicht geboren, wie eine Frau zu leben. Er muß die Pawnees und Omahaws schlagen. Sonst wird er den Namen seiner Väter verlieren."

„Der Herr des Lebens betrachtet mit offenen Augen seine Kinder, die im Kampf für die Gerechtigkeit sterben. Er verschließt seine Ohren vor dem letzten Schrei eines Indianers, der beim Plündern getötet wird. Er ist blind, wenn ein Krieger seinem Nachbarn übel will."

Der Häuptling lächelte ironisch. „Mein Vater ist alt. Er ist sehr alt. Ist er in das ferne Land gereist und mühsam zurückgekehrt, um den Jungen zu sagen, was er erlebt hat?"

„Teton!" Der Trapper sah den Indianer fest an und stieß zornig mit dem Gewehrkolben auf. „Unter den Männern meiner Hautfarbe gibt es einige, die ihre große Medizin studieren, bis sie sich für Götter halten und jeden Glauben verspotten, nur ihre eigene Eitelkeit nicht. Das hab ich gehört, und es mag wahr sein. Es ist wahr, denn ich kenne solche Menschen. So vermessen wird man leicht, wenn man mit seinen Torheiten in Städten und Schulen eingesperrt ist. Aber ein Krieger, der den Himmel über sich und die Erde unter sich sieht, der in der freien Natur lebt, wo er die Macht des Großen Geistes täglich bewundern kann,

sollte bescheidener sein. Ein Häuptling der Dakotas sollte weise sein und die Gerechtigkeit nicht verlachen."

Da Mahtoree sah, daß er durch Hohn und Spötteleien nicht ans Ziel gelangen würde, änderte er seine Taktik. Er berührte den Alten an der Schulter und ging mit ihm weiter. Fünfzig Fuß vor dem Dickicht blieb er stehen. Er drehte sich zu dem Trapper um, seine Augen funkelten.

„Falls mein Vater seine jungen Männer in den Büschen verborgen hat, möge er sie auffordern herauszutreten. Ein Dakota kennt keine Furcht, und Mahtoree ist ein großer Häuptling. Ein Krieger, dessen Haar weiß ist, der bald in das Land der Geister aufbrechen möchte, kann nicht eine gespaltene Zunge haben wie eine Schlange."

„Dakota, ich habe nicht gelogen. Seit mich der Große Geist zum Manne machte, lebe ich allein in der Wildnis."

„Mein Vater trägt ein gutes Gewehr. Möge er in das Gestrüpp zielen und schießen."

Einen Augenblick zögerte der Alte, dann begriff er, daß er feuern mußte, um die Zweifel des Indianers zu zerstreuen, und er legte an. Während sich der Lauf langsam senkte, erblickte er inmitten des Gewirrs der Zweige und farbigen Blätter ein Stück vom Stamm eines niedrigen Baumes. Beim Krachen des Schusses sah er, wie die braune Rinde splitterte. Der Trapper setzte die Waffe ab, seine Hände zitterten. Er erwartete, Ellen oder Ines schreien zu hören. Da es still blieb, wandte er sich wieder dem Teton zu.

„Ist mein Bruder zufrieden?" fragte er mit erzwungener Ruhe.

„Mahtoree ist ein Häuptling der Dakotas." Der Indianer legte beteuernd eine Hand auf die Brust. „Er weiß, daß ein Krieger, der an so vielen Ratsfeuern geraucht hat, daß er dabei alt und grau wurde, schlechte Gesellschaft meidet. Ritt mein Vater nicht einst auf einem Pferd wie ein reicher Häuptling der Bleichgesichter? Warum geht er zu Fuß wie ein hungriger Konza?"

„Wakonda hat mir eigene Füße gegeben. Sechzig Sommer und Winter bin ich durch die Wälder gezogen, zehn durch die Prärie, aber die Hilfe eines Vierbeiners hab ich zum Vorwärtskommen selten gebraucht."

„Weshalb ist mein Vater in die offene Ebene gekommen, wenn er so lange im Schatten gelebt hat? Die Sonne wird seine Haut verbrennen."

Der Trapper blickte traurig auf. „Den Frühling, den Sommer und Herbst meines Lebens hab ich unter Bäumen verbracht. Auch als der Winter nahte, traf er mich dort, wo es mir gefiel. Teton, in den Wäldern war ich glücklich. Durch die Zweige der Kiefern und Buchen erblickte ich den Himmel, unter dessen Lichtern ich nachts schlief. Doch morgens weckten mich die Äxte der Holzfäller. Als ich das Krachen nicht mehr ertragen konnte, zog ich in die Steppen, von denen ich gehört hatte. Hab ich nicht recht gehandelt, Dakota, vor dem verschwenderischen Wüten meines Volkes zu fliehen?"

Der Trapper tippte dem Indianer auf die nackte Brust.

Mahtoree, der aufmerksam gelauscht hatte, sagte: „Der Kopf meines Vaters

ist sehr grau. Er hat stets unter Männern gelebt, und er hat alles gesehen. Was er tut, ist wohlgetan. Was er spricht, ist weise. Kennt er wirklich nicht die Langmesser, die überall in der Prärie ihre Tiere suchen und sie nicht finden können?"

„Dakota, was ich gesagt habe, ist wahr. Ich lebe allein und gebe mich nie mit Leuten ab, deren Hautfarbe zwar weiß ist, die jedoch ..."

Er vollendete den Satz nicht, denn plötzlich teilten sich die Büsche, und diejenigen, denen zuliebe er Ausflüchte machte und flunkerte, traten hervor. Kein Muskel zuckte im Gesicht des Häuptlings, als er, würdevoll schweigend, ohne Überraschung oder Erstaunen zu verraten, den Arm ausstreckte.

Middleton und Ines schritten voran. Paul folgte mit Ellen, aber der Bienenjäger machte nicht den Eindruck eines glücklichen Freiers, er runzelte finster die Stirn. Obed und Asinus bildeten den Schluß. Der Forscher führte den Esel so zärtlich und liebevoll wie die beiden anderen ihre Damen.

Weiter hinten tauchte eine zweite Schar auf: der Squatter mit seinen Söhnen. Sie schienen das Dickicht seitlich liegen lassen und an den Sioux Vergeltung üben zu wollen, denn sie wählten den geraden Weg zu ihnen.

Mahtoree zog seine Leute langsam zur nächsten Anhöhe zurück. Dem Trapper befahl er, ihm nicht von der Seite zu weichen. Die Freunde des Alten folgten ihnen den Hang hinauf. Oben, in der Nähe der Krieger, blieben sie stehen. Auch die Grenzer bezogen eine günstige Stellung.

Der Häuptling blickte von einer Gruppe zur anderen. „Die Langmesser sind Narren", sagte er höhnisch zu dem Greis. „Es ist leichter, den Puma im Schlaf zu überraschen, als einen blinden Dakota zu finden. Wollte der Weißkopf das Pferd eines Sioux reiten?"

Der Trapper, der inzwischen begriffen hatte, daß Middleton vor dem nahenden Ismael Bush geflohen war und sich eher den Indianern anvertraute, mit deren Gastfreundschaft er rechnete, erwiderte, um dem Bündnis einen Weg zu ebnen: „Zog mein Bruder je auf den Kriegspfad gegen mein Volk?"

Ein freudiger Schimmer glitt über das Gesicht des Häuptlings und erhellte seine harten Züge. „Welcher Stamm hat die Schläge der Dakotas nicht gespürt? Mahtoree ist ihr Streiter."

„Und hat er gefunden, daß die Langmesser Weiber sind? Oder sind sie Männer?"

Der Häuptling reckte sich. Widerstreitende Gefühle bewegten ihn, doch erwiderte er wahrheitsgemäß: „Die Schläge wurden genommen, wie sie erteilt wurden, Aug in Auge."

„Es ist gut. Mein Bruder ist ein tapferer Häuptling. Er sollte weise sein. Schau, ist das ein Krieger der Bleichgesichter? War es einer wie dieser, der den großen Dakota verletzte?"

Der Trapper zeigte auf Ines, und Mahtoree starrte die junge Frau mit großer Bewunderung an, als wäre sie ein Wesen aus einer anderen Welt. Er versank in ihren Anblick. Plötzlich schrak er auf, als hätte er sich bei unerlaubten Grübeleien

ertappt. Er schaute hinüber zu Ellen, und auch jetzt verriet sein Blick Aufmerksamkeit.

Zufrieden beobachtete der Alte das versteckte Mienenspiel auf dem Gesicht des Indianers. „Mein Bruder sieht, daß meine Zunge nicht gespalten ist. Die Langmesser schicken ihre Frauen nicht in den Krieg. Ich weiß, die Dakotas werden mit den Fremden rauchen."

„Mahtoree ist ein großer Häuptling, die Langmesser sind willkommen." Der Teton legte feierlich die Hand auf die Brust. „Die Pfeile meiner jungen Krieger stecken in den Köchern."

Der Greis gab Middleton einen Wink, näher zu kommen. Der Captain und seine Freunde traten heran. Alle Männer tauschten freundschaftliche Grüße nach der Art der Präriebewohner, während sich Ismael und sein Trupp zum Gefecht rüsteten. Aber eine offene Auseinandersetzung mit den gut bewaffneten Grenzern wollte der Trapper vermeiden. Auch Middleton und Hover – von Dr. Battius ganz zu schweigen – zeigten wenig Neigung, sich auf einen Kampf einzulassen, der kaum einen erfolgreichen Ausgang versprochen hätte. Nach einer kurzen Beratung, die der alte Mann und seine Freunde unter den lauernden Blicken der Sioux führten, wurde beschlossen, die Indianer umzustimmen. Der Trapper machte sich zum Sprecher aller, als er sich abermals an den Häuptling wandte.

„Ich weiß, daß die Dakotas ein großes und weises Volk sind. Aber kennt mein Bruder keinen einzigen Teton, der schlecht wäre?"

Mahtoree sah sich stolz im Kreise seiner Getreuen um. Etwas länger als auf den anderen haftete sein Blick auf Weucha.

„Der Herr des Lebens hat Häuptlinge und Krieger gemacht", sagte er, „und er hat Weiber gemacht."

„Er hat auch schlechte Bleichgesichter geschaffen. Solche sind die dort drüben."

„Gehen sie zu Fuß, um Böses zu tun?" fragte der Teton. Seine Augen blitzten hell.

„Sie haben ihre Tiere verloren, aber die Decken, das Pulver und Blei sind ihnen geblieben."

„Tragen sie ihren Besitz in den Händen wie elende Konzas? Oder sind sie tapfer und lassen alles bei den Frauen wie Männer, die wissen, wo sie finden, was sie verloren haben?"

„Sieht mein Bruder den blauen Hügel in der Prärie? Zum letztenmal für heute hat ihn die Sonne mit ihren Strahlen berührt."

„Mahtoree ist kein Maulwurf."

„Dann weiß er, daß es ein Felsen ist. Darauf haben die Langmesser ihre Reichtümer untergebracht."

Wilde Freude erhellte das Antlitz des Teton. Prüfend schaute er in die Augen des alten Mannes. Dann blickte er hinüber zu Ismael und seinen Söhnen. Er begann sie zu zählen.

„Ein Krieger fehlt", sagte er.

EINUNDZWANZIGSTES KAPITEL

Die Grenzleute erkannten die wahre Absicht der Indianer. Sie begannen zu schießen. Die schnellen Reiter boten ein schlechtes Ziel, und die Entfernung machte das Feuer vollends harmlos. Der Häuptling beantwortete die Schüsse mit Triumphgeschrei. Um den Schützen zu zeigen, wie wenig er ihre Kugeln fürchtete, wendete er sein Pferd. In weitem Bogen galoppierte er zurück. Seine besten Krieger folgten ihm. Sie zogen einen Kreis. Dann sprengten sie hinter dem Haupttrupp her, der den Weg zu den Unterkünften des Squatters geradlinig fortgesetzt hatte. Das Manöver verlief glatt, nach einem genau durchdachten Plan. Ismael Bush begriff, daß er seinen Feinden nichts anhaben konnte. Zornentbrannt nahm er die Verfolgung auf. Der Vorsprung, den die Indianer bereits gewonnen hatten, vergrößerte sich ständig, aber die Grenzleute bewiesen außergewöhnliche Schnelligkeit und Ausdauer. Sie kämpften verzweifelt, um den Abstand so gering wie irgend möglich zu halten. Ab und zu knallte noch ein Gewehr. Die Kugeln irrten ziellos über die Steppe. Sie galten nicht mehr den Tetons; das Krachen der Schüsse sollte die Verteidiger der Feste warnen, insbesondere Esther, die als Kommandantin zurückgeblieben war.

Die Indianer sahen vor sich den blauen Fleck, der allmählich in die Höhe und Breite wuchs wie eine aus der Tiefe des Meeres auftauchende Insel; sie stimmten ein Freudengeheul an. Freilich hatten sie noch nicht die Hälfte des Weges zurückgelegt, als der Abend zu dämmern begann und der Ostrand der Prärie in diesige Finsternis sank. Die Umrisse des Felsens schienen sich in Dunst aufzulösen, sie verschmolzen mit dem dunklen Hintergrund zu einer schwarzen Wand. Mahtoree setzte sich wieder an die Spitze des Zuges. Hartnäckig wie ein

Spürhund hielt er auf sein unsichtbares Ziel zu. Nur den überanstrengten Pferden gönnte er etwas mehr Ruhe. Der Trapper benutzte die Atempause, um an Middleton heranzureiten.

„Eine dumme Geschichte", sagte er leise, „ich habe wenig Lust, mit den Dieben gemeinsame Sache zu machen."

„Was wollen Sie tun? Sich den Schuften Bush auf Gedeih und Verderb ausliefern? Das wäre glatter Selbstmord."

„Reden wir nicht von Schuften. Tun Sie, als ob Sie über die Pferde sprächen. Die Rothäute haben es gern, wenn man ihre Gäule lobt. Darauf sind sie stolz wie die Mütter in den Siedlungen auf ihre ungezogenen Kinder. Klopfen Sie dem Tier den Hals, betasten Sie den Zierat in der Mähne. Wenn wir geschickt vorgehen, können wir im Schutz der Dunkelheit fliehen."

Middleton, der daran dachte, wie zärtlich Mahtoree Ines angesehen hatte, und den es noch wurmte, daß sie der Häuptling anmaßend unter seinen Schutz hatte stellen wollen, rief begeistert: „Ein glücklicher Gedanke!"

Der Trapper wies ihn zurecht. „Gott im Himmel, wie schwach der Mensch sein kann! Müssen die Sioux denn wissen, daß wir uns gegen sie verschwören? Aber wenn Sie sich schon gehenlassen, bringen Sie wenigstens uns nicht in Teufels Küche. Glauben Sie mir, so gleichgültig, wie die Kerle tun, sind sie nicht. Sie lassen uns keinen Moment aus den Augen. Darum müssen wir sehr geschickt vorgehn. Jawohl, tätscheln Sie dem Tier den Hals, das ist recht, und schonen Sie seine Kräfte, es wird sie noch brauchen. Mit einem lahmen Gaul kommen Sie nicht weit. Achten Sie auf die Signale, die Hektor gibt. Wenn der Hund das erstemal gewinselt hat, halten Sie sich bereit. Beim zweitenmal verlassen Sie den Trupp. Beim drittenmal reiten Sie los. Klar?"

„Aber ja, nur zu!" erwiderte der Captain ungeduldig. Er drückte den kleinen Arm, der ihn umschlungen hielt.

„Ja, ja, das Tier ist keine Mähre", sagte der Trapper in der Sprache der Tetons. Vorsichtig drängte er sein Pferd an die Seite Hovers, den er ebenfalls einweihte und der von dem Plan entzückt war.

Dann sah er sich nach dem Forscher um.

Dr. Battius hatte sich anfangs weiter vorn aufgehalten. Solange die Leute des Squatters geschossen hatten, war es ihm unter unermeßlichen Anstrengungen gelungen, einen ehrenvollen mittleren Platz zu behaupten. Kaum war das Geknatter verstummt, hatte seine Energie nachgelassen. Der Esel war immer weiter zurückgefallen, bis er sich schließlich bei der Nachhut befand, wo er sich redlich mühen mußte, mit den trabenden Pferden Schritt zu halten. Dorthin lenkte der Trapper unauffällig sein Roß.

„Freund", redete er den Doktor an, als er neben ihm ritt, „hätten Sie Lust, ein Dutzend Jahre bei den Indianern zu verbringen? Die Rothäute würden Sie scheren und Ihnen das Gesicht bemalen. Sie könnten dann im Kreise Ihrer Familie leben, umgeben von mehreren Frauen und fünf oder sechs Kindern, die alle Vater zu Ihnen sagen würden."

„Sie sind wohl nicht bei Troste!" rief der Forscher entsetzt. „Ich bin schlechterdings gegen die Ehe eingestellt, und nun soll ich gleich ein paar Gattinnen auf einmal nehmen, obendrein mit einer anderen Hautfarbe!"

„Demnach haben Sie, wenn ich recht verstehe, Ihre Gründe, solche Verbindung abzulehnen. Aber dieses Schicksal wird Ihnen blühen, falls es den Sioux gelingt, Sie in ihr Dorf zu bringen. Dann heißt es heiraten, so sicher die Sonne auf- und untergeht, ob Sie an der Sache Geschmack finden oder nicht."

„Sind Sie von allen guten Geistern verlassen", stotterte Dr. Battius bestürzt. „Kann man einen Mann gegen seinen Willen in den Ehestand pressen? Das wäre ja Vergewaltigung der Menschennatur."

„Da Sie von Natur sprechen, habe ich noch Hoffnung, daß Sie nicht ganz verloren sind", entgegnete der Trapper mit einem schelmischen Zug um die tief eingesunkenen Augen. „Ich hoffe nur, man wird Gnade vor Recht ergehen lassen und Ihnen nicht mehr als ein halbes Dutzend Frauen andrehen, obwohl ich zu meiner Zeit Häuptlinge kannte, die an jedem Finger zehn hatten."

„Aber womit hätte ich das verdient, was habe ich getan, daß ich so hart bestraft werden soll?" rief der Arzt aufbegehrend. „Ich bin mir keiner Schuld bewußt."

„Es geschieht ja auch aus Freundschaft, nicht zur Strafe, es ist ein Zeichen besonderer Gunst. Lassen Sie die Tetons erst dahinterkommen, daß Sie ein großer Medizinmann sind. Dann werden Sie in den Stamm aufgenommen. Irgendein mächtiger Häuptling gibt Ihnen seinen Namen, dazu eine Tochter, wenn nicht diejenigen seiner eigenen Frauen, die er bei dem Zusammenleben in der Hütte mehr als alle anderen schätzen gelernt hat."

„Der Allmächtige schütze mich!" stieß der Doktor hervor. „Wirklich, mir wäre ein Weib zuviel, ganz zu schweigen von einem Harem! Nein, da mache ich nicht mit. Bei der ersten Gelegenheit, die sich bietet, werde ich den Wohnsitz der Tetons verlassen."

„Was Sie sagen, klingt recht vernünftig. Bloß sehe ich nicht ein, weshalb Sie warten wollen, bis Sie dort sind. Warum fliehen Sie nicht schon eher?"

Der Mediziner blickte sich ängstlich um. Die Zahl der dunklen Gestalten, die ihn umringten, schien sich verdreifacht zu haben. „Es wäre verfrüht, ehrwürdiger Jäger. Am besten, Sie stören mich jetzt nicht. Ich werde mit mir zu Rate gehen und Sie, sobald ich micht entschieden habe, von meinen Entschlüssen in Kenntnis setzen."

„Entschlüsse", wiederholte der alte Mann kopfschüttelnd. Er ließ die Zügel locker. Das Pferd trug ihn an die Seite einiger Indianer. „Er spricht, als wäre er in den Siedlungen", murmelte er verächtlich. „Kennt mein Bruder das Langohr, auf dem dieses Bleichgesicht reitet?" fragte er einen kräftigen Krieger.

Der Teton sah sich nach Asinus um. Ihn und seine Stammesgefährten hatte das Auftauchen des unbekannten Tieres in Erstaunen versetzt. Zwar bemühte er sich, seine wahren Gefühle hinter einer Maske des Gleichmuts zu verbergen, aber den Trapper täuschte er nicht.

„Hält mein Bruder den Reiter für einen Krieger?" fragte der Alte, um den

Indianer zum Widerspruch zu reizen. Im Sternenlicht erkannte er das Hohnlächeln auf seinem Gesicht.

„Ist ein Dakota ein Narr?" entgegnete der Indianer freiheraus.

„Die Dakotas sind ein weises Volk. Ihre Augen sind nie geschlossen. Darum überrascht es mich sehr, daß sie den großen Medizinmann der Langmesser nicht kennen."

„Wagh!" stieß der Teton hervor.

„Meine Zunge ist nicht gespalten. Möge der Dakota seine Augen weiter öffnen. Erblickt er nicht einen ganz großen Medizinmann?"

Der Indianer brauchte nicht noch einmal zurückzuschauen, um sich das Bild des Fremden in Erinnerung zu rufen. Sein Gedächtnis täuschte ihn nicht. Wie alle anderen hatte auch er die Bleichgesichter gründlich beobachtet, verstohlen – denn eine Spur von Neugier zu verraten, wäre eines Kriegers unwürdig gewesen –, aber so genau, daß sich ihm alle Einzelheiten eingeprägt hatten. Er kannte die Gestalt, die Kleidung, die Gesichtszüge jedes von ihnen, hätte ihre Bewegungen nachahmen können, sogar an die Farbe ihrer Augen erinnerte er sich. Und lange hatte er darüber nachgesonnen, welche Umstände diese sonderbaren Geschöpfe wohl in die Steppe verschlagen haben mochten. Krieger waren sie nicht, denn die Langmesser ließen wie die Sioux ihre Frauen in den Dörfern zurück, wenn sie sich auf den blutigen Pfad begaben. Auch die Jäger und selbst die Händler, die manchmal in den Dörfern auftauchten, zogen allein durchs Land. Er hatte von einem großen Rat gehört, in dem die Washsheomantiqua, die Spanier, mit den Menahashah geraucht und ihnen riesige Gebiete verkauft haben sollten. Aber wo die Fremdlinge das Recht hernahmen, über das Land zu verfügen, durch das seine Väter und Vorväter frei gestreift waren, das fragte sich der Teton vergebens. Doch vielleicht wußte es der Medizinmann der Bleichgesichter und konnte ihm den unbegreiflichen Vorgang erklären? In der Hoffnung, Auskunft zu erhalten, ließ der Indianer alle Zurückhaltung fallen. Er streckte beide Arme aus und wandte sich fast hilfesuchend an den alten Mann.

„Möge mich mein Vater ansehn. Ich bin ein Krieger der Prärie. Mein Körper ist nackt, meine Hände sind leer. Meine Haut ist rot. Ich habe die Pawnees geschlagen, die Konzas, die Omahaws, die Osage und sogar die Langmesser. Unter Kriegern bin ich ein Mann, aber ich bin eine Frau unter Beschwörern. Möge mein Vater sprechen. Die Ohren des Teton sind offen. Er lauscht seinen Worten wie der Hirsch den Schritten des Pumas."

„Da bettelt er nun, als wär er ein Hund, der um einen Knochen fleht", murmelte der Trapper, „dieser edle und tapfere Mensch, der dem Tod so oft ins Auge geschaut hat! Es ist eine Schande, aber der Himmel wird mir vergeben, daß ich die Unwissenheit der Rothaut ausnutze. Teton", sagte er in der Sprache des Indianers, „wenn die Dakotas weise sind, atmen sie nicht dieselbe Luft wie er, berühren sie nicht seine Kleider. Sie wissen, daß Wakonsheche, der böse Geist, seine eigenen Kinder liebt und den verfolgt, der ihnen zu nahe tritt. Ich frage dich, Teton, ist das nicht ein wunderbarer Zauber?"

Der Trapper sprach mit hohler, pathetischer Stimme. Er ritt zur Seite, als habe er genug gesagt. Und seine Erwartungen erfüllten sich. Der Krieger teilte die Neuigkeit seinen Kameraden mit. Bald stand Dr. Battius im Mittelpunkt des Interesses. Aber einer nach dem andern trieb sein Pferd an. Schließlich war Weucha der einzige, der den vermeintlichen Beschwörer bewundernd betrachtete.

Der Alte lenkte das Roß in seine Nähe und flüsterte ihm zu: „Hat Weucha heute schon die Milch der Langmesser getrunken?"

„Hugh!" rief der Teton begierig.

„Der große Captain meines Volkes hat eine Kuh, die nie leer wird. Warte, bald wird er fragen: ‚Ist unter meinen roten Brüdern einer, der Durst verspürt?'"

Wie von magischer Hand geführt, galoppierte Weucha nach vorn, und der Trapper war mit Obed allein. Er sprach den Mediziner sofort an.

„Sehen Sie den funkelnden Stern, der etwa vier Gewehrlängen über der Prärie steht? Dort, weiter nach Norden, meine ich."

„Ja, er gehört zur Konstellation ..."

„Bleiben Sie mir mit Ihrer Konstellation vom Halse, Mann. Ich will wissen, ob Sie den Stern sehen. Ja oder nein?"

„Ja."

„Sobald ich Ihnen den Rücken gekehrt habe, zügeln Sie den Esel. Sie warten, bis Sie die Indianer nicht mehr sehen. Dann reiten Sie auf den Stern zu. Aber lassen Sie sich ausschließlich von ihm leiten, weichen Sie weder nach links noch nach rechts ab. Und treiben Sie das Tier an, es geht um Ihre Freiheit, wenn nicht um Ihr Leben."

Dr. Battius wollte noch eine Menge fragen, doch der Trapper ließ die Zügel schießen. Sekunden später war er in der Masse der Indianer untergetaucht.

Obed blieb mit dem Esel allein. Tausend Gedanken schossen ihm durch den Kopf. Er wußte nicht recht, woran er war. Weniger um den Auftrag des Trappers zu erfüllen, mehr aus stummer Verzweiflung zog er die Lederriemen an der Zäumung straff. Asinus kam der Aufforderung bereitwillig nach, und da die Reiter einen kurzen Galopp angeschlagen hatten, waren sie bald aus dem Gesichtskreis verschwunden. Da fiel dem Doktor ein, daß er sich am Gestirn orientieren sollte, und er tat es willenlos, ohne Hoffnung auf einen guten Ausgang des Abenteuers, ohne sich über Sinn, Zweck und Ziel des Unternehmens im klaren zu sein. Von Angst getrieben, stieß er das Tier in die Weichen, worauf Asinus eine Geschwindigkeit anschlug, die für einen Esel sehr beachtlich war. Es ging in eine Mulde hinunter und auf der anderen Seite wieder hinauf. Als Asinus langsamer wurde, glaubte Obed verfolgt zu werden. Er bildete sich ein, zwanzig Tetons seien hinter ihm her und brüllten unablässig seinen Namen. Die Sinne narrten ihn, aber die Täuschung spornte ihn zu fieberhafter Eile an. Er trat den Esel in die Flanken, er bearbeitete die Rippen des Tieres mit den Absätzen, so daß Asinus schließlich seinem Herrn nachzueifern suchte und wütend ausschlug. Nur wenige Augenblicke währte der Kampf, dann war das

Duell zugunsten des Vierbeiners entschieden. Obed spürte, wie er aus dem Sattel gehoben wurde und den Ritt über Grauchens Hals hinweg allein fortsetzte, bis der harte Prärieboden die Bewegung bremste. Der Sieger aber ergriff von dem Schlachtfeld Besitz und ergötzte sich an dem spröden Gras, den kärglichen Früchten seines Triumphes.

Als Dr. Battius endlich wieder auf den Füßen stand und seine durch den gewaltsamen Abstieg durcheinandergeratenen Gedanken geordnet hatte, näherte er sich vorsichtig dem Esel. Asinus war so großzügig, ihn freundlich zu empfangen. Bald waren sie einträchtig – vereint und geläutert – wieder unterwegs.

Bei den Tetons war die Flucht des Mediziners nicht unbemerkt geblieben. Die Nachhut hatte nichts Eiligeres zu tun gehabt, als die Männer des Haupttrupps über den unheimlichen Charakter des scheinbar harmlosen Bleichgesichts aufzuklären, worauf zahlreiche Neugierige zurückblieben und eine neue Bewegung einsetzte, diesmal jedoch nicht von hinten nach vorn, sondern in umgekehrter Richtung. Da der Forscher verschwunden war, hatten die enttäuschten Krieger ihrer Empörung in gellenden Schreien Luft gemacht. Das waren die Laute gewesen, die der flüchtige Obed vernommen hatte, als er glaubte, seinen Namen rufen zu hören.

Gebieterisch stellte Mahtoree Ruhe und Ordnung wieder her. Verärgert, offenes Mißtrauen im Gesicht, herrschte er den harmlos und ahnungslos tuenden Trapper an.

„Wo ist dein Medizinmann?" fragte er in scharfem Ton, der keinen Zweifel daran ließ, daß er ihn für schuldig hielt.

„Kann ich meinem Bruder die Zahl der Sterne nennen?" erwiderte der Alte ausweichend. „Die Wege eines großen Zauberers sind andere als die eines gewöhnlichen Sterblichen."

„Höre, Graukopf, merk dir meine Worte gut", sagte Mahtoree herrisch, den Oberkörper lässig nach vorn gebeugt, „die Dakotas haben kein Weib zum Häuptling gewählt. Wenn der Teton die Macht eines großen Medizinmanns spürt, wird er zittern. Bis zu diesem Zeitpunkt will er mit eigenen Augen sehen und sich nicht den Blick eines Bleichgesichts leihen. Ist dein Beschwörer morgen früh nicht bei seinen Freunden, werden meine jungen Männer nach ihm suchen. Deine Ohren sind offen. Genug."

Der Trapper freute sich, daß ihm eine so lange Frist gewährt wurde. Das Gespräch war zu Ende. Aus der Finsternis erhob sich massig und dunkel der Felsen. Ein leises Murmeln ging von Mund zu Mund. Dann raschelten nur noch die Füße im hohen Gras, alle anderen Geräusche verstummten.

Oben aber lauschte Esther, die gewarnt war und die Indianer erwartete, angestrengt auf das feine Gesäusel. Die Dakotas hatten sich noch nicht an die Feste herangeschlichen, als die Amazone ihre Stimme erhob.

„Wer ist dort unten? Gebt Antwort, wenn euch euer Leben lieb ist. Ob Sioux oder Teufel, ich fürchte euch nicht!"

Die Krieger erstarrten und verharrten für Sekunden auf der Stelle. In den nächtlichen Schatten waren sie nicht zu sehen.

Der Trapper, der mit seinen Freunden bei den Pferdewachen geblieben war, hielt die Zeit zum Handeln für gekommen. Die Posten interessierten sich nur noch für den Felsen. Am Himmel war eine schwere Wolke herangekrochen, sie verdeckte die Sterne.

Der Alte beugte sich weit über den Hals des Pferdes. „Wo ist mein Hündchen?" flüsterte er. „Wo ist Hektor? Wo ist mein guter Hund?"

Das Tier antwortete mit freudigem Winseln. Der Trapper richtete sich auf. Plötzlich spürte er eine Hand an der Kehle. Weucha würgte ihn von hinten. Der Alte rang gequält nach Luft. Hektor hörte das Geräusch und erwiderte es winselnd. Weucha ließ los, er stürzte sich auf den Hund. Ehe er ihn packen konnte, ließ sich Esther zum zweitenmal vernehmen.

„Jault nur, verrenkt euch die Hälse, ihr Höllenhunde! Ich kenne euch. Wartet, ihr sollt eure Schandtaten im Hellen verüben. Phöbe, mach Feuer, Kind, damit dein Vater weiß, daß er zu Hause gebraucht wird, die Gäste zu bewirten!"

Am Felsen oben blitzte es auf. Mehrere Garben schossen empor und leckten gierig nach dem dürren Reisig, das zu einem riesigen Haufen getürmt war. Die grellen Zungen verschmolzen zu einer Flamme und loderten in einem gewaltigen Brand. Zitternd tanzte der Schein über die steilen Wände. Hohngelächter und das Gewirr vieler Stimmen begleitete die Ausbreitung des Lichtes, das die Feste aus der Finsternis riß.

Unten sah sich der Trapper verstohlen um. Middleton und Hover waren, als sie das zweite Signal gehört hatten, zur Seite gewichen. Jetzt warteten sie gespannt auf das dritte Zeichen. Noch zögerte der Alte, es zu geben. Zwar kauerte Hektor wieder zu Füßen seines Pferdes, aber die Helligkeit nahm an Stärke zu, und der Lichtkreis erweiterte sich unablässig.

„Ismael, mein Mann", zeterte Esther von der Höhe der Feste, „jetzt zahl's den Rothäuten heim! Deine letzte Habe wollen sie dir nehmen, selbst dein Weib und deine Kinder. Gib's ihnen, mein guter Mann, zeig ihnen, daß du Bildung und Charakter hast!"

Ein Schrei aus der Ferne antwortete ihr, er verkündete der Besatzung, daß Hilfe nahte. Esther jauchzte heiser, mit überschlagender Stimme. In wilder Verzückung reckte sie sich, schüttelte drohend die Fäuste und zeigte sich in ganzer Größe ihren Feinden. Doch während sie noch triumphierend gestikulierte, fühlte sie, wie ihre Arme gepackt und gegen den Körper gepreßt wurden. Mahtoree hielt sie im Griff. Drei Krieger, fast nackt, huschten, Dämonen gleich, über die Plattform auf den Gipfel des Felsens. Funkensprühend flogen die brennenden Scheite und Zweige durch die Luft, schwer senkte sich die Finsternis herab. Klagendes Hundegeheul begleitete die Siegesschreie der Indianer.

Blitzschnell eilte der Trapper zu seinen Freunden, ergriff ihre Pferde an den Zügeln und zog sie langsam mit sich fort. „Ganz sacht", flüsterte er, „ganz sacht, sehen können sie jetzt nichts, aber ihr Gehör ist hellwach."

Fünf Minuten ritten sie Schritt, eine Zeit, die allen außer dem Trapper fast endlos erschien. Nach und nach gewöhnten sich die Augen an die Dunkelheit, und als der Alte meinte, daß sie sich weit genug von dem Felsen entfernt hätten, ließ er die Tiere schneller ausgreifen. In einer Mulde hielt er an.

„So", sagte er lachend, „jetzt sollen sie sich nach Herzenslust austollen."

Wenige Minuten später hatten sie den Gipfel eines höheren Hügels erreicht. Danach ging es im gestreckten Galopp weiter.

ZWEIUNDZWANZIGSTES KAPITEL

Hinter den Flüchtlingen blieb es so still wie vor ihnen. Der Trapper strengte sein geübtes Gehör an. Nichts deutete darauf hin, daß die Grenzleute und die Tetons aneinandergeraten waren. Die Stille mißfiel dem Alten. Er trieb die Tiere zu höchster Eile an. Bisweilen brummte er vor sich hin. Auf das Gehölz, an dessen Saum der Squatter vor dem ersten Überfall der Indianer gelagert hatte, machte er seine Begleiter aufmerksam. Danach war er längere Zeit einsilbig.

„Sind wir nicht gut vorangekommen?" fragte Middleton, der sich, da sie schon mehrere Stunden unterwegs waren, um das Wohlergehen der Damen sorgte. „Wir sind scharf geritten, wir haben eine weite Strecke hinter uns gebracht. Wäre es nicht an der Zeit, daß wir uns nach einem Quartier umschauten?"

„Das müssen Sie sich im Himmel suchen", gab der Alte mürrisch zurück, „wenn Sie größeren Anstrengungen nicht gewachsen sind. Hätten sich der Squatter und die Tetons in die Haare gekriegt, wie es in der Natur der Dinge lag, könnten wir auch an unsere Bequemlichkeit denken. Da es zu keinem Kampf gekommen ist, wäre Nachtruhe gleichbedeutend mit Gefangenschaft oder Tod. Geschlafen wird erst, wenn uns keine Gefahr mehr droht."

„Ich weiß nicht", entgegnete der Captain mit einem bedauernden Blick auf die junge Frau in seinem Arm, „wir haben unsere Sache gut gemacht. Meilen haben wir zurückgelegt. Ich wüßte wirklich nicht, was uns hier noch geschehen könnte. Sollten Sie aber für sich selber fürchten, Freund, so glauben Sie mir, daß Ihre Bedenken völlig unbegründet sind."

Der Trapper versetzte Middleton einen sanften Schlag auf die Schulter. „Ihr Großvater hätte sich solche Worte erspart. Zu seinen Lebzeiten war ich noch jung, aber er wußte genau, was er von mir zu halten hatte. Ich habe mich nie durch Qualen schrecken lassen. die Angst vor dem Tode hat mich nicht in die Knie gezwungen. Warum sollte ich jetzt solche kindischen Anwandlungen bekommen?"

„Verzeihen Sie die törichte Bemerkung." Middleton drückte ihm warm die

Hand. „Es war sehr unüberlegt von mir, ich dachte weniger an mich als an die zarte Verfassung der Damen."

„Schon gut. Das ist nur natürlich, und es ist in Ordnung. Darüber hätte Ihr Großvater nicht anders gedacht. Mein Gott, wie lange ist es her, daß wir gegen die Huronen kämpften, drüben, in den zerklüfteten Bergen des alten York. Wo sind all die Jahre geblieben, die nassen und trockenen, die warmen und die heißen! Wie eine Sturmflut sind sie über meinen Kopf hinweggerollt. So mancher edle Hirsch ist seitdem durch meine Hand gefallen, auch so mancher Mingo hat ins Gras beißen müssen. Sagen Sie mir, Junge, hat Ihnen der General – denn zum General hat er's später ja wohl gebracht –, hat er Ihnen von unserem nächtlichen Festschmaus in den Höhlen einer kleinen Insel erzählt? Die verdammten Späher streiften draußen durch die Wälder und schnüffelten nach uns, aber wir waren in Sicherheit, wir ließen uns das Essen und Trinken schmecken."

„Ja, die Geschichte kenne ich."

„Wissen Sie auch das von dem Sänger? Er hatte Gold in der Kehle. Sein Fehler war nur, daß er mit dem Mundwerk immer voraus sein mußte, sogar während des Gefechts."

Der Alte lachte bei der Erinnerung an den schlaksigen Gesanglehrer.

Middleton nickte. „Großvater hat es erzählt."

„Was! Auch, wie der arme Teufel hinter dem Baumstamm in den Wasserfall geriet? Oder wie wir so ein Luder aus der Krone einer Eiche holten?"

„Auch das."

„Ja", sagte der Trapper gedehnt, „sein Gesicht war von einer schrecklichen Todesangst entstellt. Er wußte genau, daß er verloren war, aber er hat sich tapfer geschlagen. Kein Laut kam über seine Lippen. So etwas hab ich nicht noch mal erlebt."

Plötzlich ließ sich Paul vernehmen, der entgegen seiner sonstigen Gewohnheit lange geschwiegen hatte, zufrieden, von Ellen umschlungen zu werden. „Hören Sie, am Tage habe ich Augen wie ein Kolibri, nur bei diesem Sternenlicht bin ich mir nicht ganz sicher. Schleppt sich dort nun ein kranker Büffel durch den Grund, oder ist es ein entlaufener Ochse?"

Alle zügelten die Pferde und starrten auf das rätselhafte, schwankende Etwas, das plötzlich zusammenbrach.

Bis vor wenigen Minuten hatten sie sich hauptsächlich in den schattigen Niederungen gehalten. Soeben waren sie einen Hang hinaufgekommen, um in ein größeres Tal zu gelangen. Unten, an der Stelle, auf die sie gerade zureiten wollten, wälzte sich ein dunkles Tier.

„Sehen wir es uns aus der Nähe an", schlug Middleton vor.

Der Trapper schüttelte verwundert den Kopf. „Wenn es nicht ausgeschlossen wäre, wenn das nicht ein Ding der Unmöglichkeit wäre, würde ich sagen, es ist der Mann, der Insekten und Reptilien sammelt, der Doktor."

„Warum sollte das unmöglich sein?" fragte Middleton. „Haben Sie ihn nicht in diese Richtung geschickt?"

„Schon, nur hab ich ihm nicht gesagt, wie er mit seinem Esel schneller vorankommt als wir auf unseren Pferden. Und doch haben Sie recht. Es grenzt an ein Wunder, aber er ist es. Mein Gott, was Furcht alles zuwege bringt!"

Schnell legten sie die kurze Strecke zurück, die sie noch von Obed trennte, und der Trapper grüßte den Arzt: „Freut mich, Sie hier zu treffen, mein Freund. Sie sind sehr fleißig gewesen. wie ich sehe. Ich staune, was für ein tüchtiges Tier Sie reiten."

„Ja, Asinus hat eine bemerkenswerte Geschwindigkeit entwickelt", entgegnete Dr. Battius niedergeschlagen, „doch jetzt hilft kein Zureden, trotz aller guten Worte kriege ich ihn nicht mehr in Schwung. Die Schwäche hat ihn übermannt. Ich hoffe, uns droht keine unmittelbare Gefahr seitens der Indianer?"

„Weiß der Himmel. Die Meinungsverschiedenheit zwischen dem Squatter und den Tetons ist wohl nicht so ausgetragen worden, wie ich gedacht hatte. Deshalb mag ich mich für die Sicherheit unserer Skalpe nicht verbürgen. Aber der Esel ist am Ende seiner Kraft, Sie haben ihn zu sehr geschunden. Von keinem Tier kann man mehr verlangen, als in ihm steckt, auch nicht, wenn man um das eigene Leben reitet. Das sollten Sie eigentlich wissen."

Der Doktor suchte sich zu rechtfertigen. „Sie hatten den Himmelskörper angegeben und mir einige Ratschläge erteilt. Infolgedessen hielt ich höchste Eile für geboten."

„Ja, bildeten Sie sich ein, den Stern erreichen zu können? Gehen Sie mir doch weg! Da reden Sie hochtrabend über die Geschöpfe des Herrn, dann benehmen Sie sich wie ein Kind. Was machen wir jetzt? Entweder lassen wir Sie hier liegen – das würde mir leid tun nach den Schwierigkeiten, die wir gemeinsam überwunden haben –, oder der Esel muß verschwinden."

„Ehrwürdiger Jäger!" rief Obed erschrocken. „Ich beschwöre Sie bei allem, was uns lieb und teuer ist..."

„Keine Angst!" Der Trapper beruhigte ihn. „Sie nehmen wir schon mit. Die Frage ist nur, was machen wir mit dem Esel? Da ist guter Rat teuer. An dieser Kreatur hängen Sie ganz aufrichtig, Freund Doktor?"

„Asinus ist mein treuer Diener", erklärte Obed mit Leidensmiene. „Fesseln Sie ihm die Beine. Dann mag er hier in dem Grasbett liegen und sich erholen. Morgen früh finden wir ihn schon wieder."

„Und die Sioux?" gab der Bienenjäger zu bedenken. „Wenn sie vorbeikommen, richtet Grauchen seine zwei Königskerzen auf, so daß sie über die Halme ragen. Die Sioux werden ihn mit Pfeilen spicken wie eine Frau ihr Nadelkissen mit Stecknadeln. Sie werden ihn für ein Riesenkaninchen halten und ihren Irrtum erst beim Essen merken."

Middleton wurde ungeduldig. Er meinte, das Gespräch ziehe sich unnötig in die Länge, man solle endlich handeln, dem Wunsche des Doktors entsprechen und den Esel binden. Das geschah dann auch, gegen alle Einwände des Trappers, der es als einen Akt der Barmherzigkeit angesehen hätte, dem Tier die Kehle durchzuschneiden. Asinus, wehrlos und schwach, ließ sich fesseln, ohne Wider-

stand zu leisten. Er wurde auf ein weiches Heulager gewälzt, von dem ihn sein Herr einige Stunden später, nach einer erfrischenden Ruhepause, abzuholen gedachte.

Die Müdigkeit des Esels wirkte ansteckend. Ines fielen die Augen zu, Middleton sehnte sich, die Glieder auszustrecken, sogar der unternehmungslustige Hover gab zu, daß ihm eine kleine Rast nicht schaden würde. Nur dem alten Mann war keine Schwäche anzumerken. Er glich einer knorrigen, sturmzerzausten, aber unbeugsamen Eiche. Da sie nach seiner Rechnung jedoch mindestens zwanzig Meilen zurückgelegt hatten, erklärte er sich mit den Wünschen der anderen einverstanden, und er schritt sogleich energisch ans Werk.

Zunächst führte er seine Freunde zwischen den langgestreckten Seitenhügeln weiter, bis das Tal zu Ende war und sich ein unbehinderter Ausblick auf die Prärie eröffnete. Die wellige Landschaft ging an dieser Stelle in eine riesige Grasebene über.

„In der Nähe gibt es zuverlässige Schlupfwinkel", erklärte der Alte. „Da hab ich mich oft verkrochen. Manchmal hab ich mich mehrere Tage und Nächte hintereinander versteckt gehalten, während die Rothäute draußen ihre Büffel jagten. Wir müssen uns nur vorsehen. Wenn die Indianer eine breite Spur finden, werden sie neugierig, das könnte für uns unangenehme Folgen haben."

Er schaute über die weite Fläche. Dann ritt er auf einen dunklen Fleck zu, wo das Gras dicht und hoch war wie Schilf und die Halme aufrecht standen. Hier drang er ein. Er gebot den anderen, ihm einzeln zu folgen. Als sie zweihundert Fuß zurückgelegt hatten, hielt er an. Seine Freunde sollten den Weg in gleicher Richtung fortsetzen. Er stieg vom Pferd und ging zurück, um die Spuren zu verwischen, was viel Zeit in Anspruch nahm, da er es sehr gewissenhaft tat.

Seine Gefährten waren langsam weitergeritten. Die Pflanzen setzten ihrem Vordringen erheblichen Widerstand entgegen; die Tiere hatten Mühe durchzukommen. Nach einer Weile gelangten sie an einen Ort, der als Ruhestätte geeignet schien, und die Männer begannen unverzüglich das Lager herzurichten. Schließlich gesellte sich der Trapper wieder zu ihnen und stand ihnen mit Rat und Tat zur Seite.

Die Damen nahmen eilig einen Imbiß ein, dann sanken sie erschöpft auf ihr Lager, das aus gerupftem und geschnittenem Gras bestand. Wenige Minuten später zogen sich auch Paul und Middleton zurück, während Dr. Battius in Gesellschaft des Trappers ausgiebig kaltes Bisonfleisch schmauste.

Mancherlei Gedanken gingen Obed durch den Kopf. Da er spürte, daß er keinen Schlaf finden würde, entschloß er sich, mit dem Alten zu wachen.

„Wenn die Leute in den Städten ahnten, welche Strapazen ein Forscher ihretwegen auf sich nimmt", sagte er, nachdem er eine Weile sinnend vor sich hin gestarrt hatte, „wenn sie wüßten, was unsereins für Entbehrungen erdulden, welche Gefahren er bestehen muß, ich glaube, sie würden uns so manches Denkmal setzen. Eherne Statuen und silberne Säulen würden sie zu unserm Ruhm errichten."

„Ich weiß nicht, ich weiß nicht." Der Trapper wiegte zweifelnd den Kopf. „Silber ist ziemlich rar auf der Welt, und Messinggötzen verbietet wohl die Bibel?"

„Die großen Gesetzgeber der Juden hatten hierüber in der Tat ihre eigenen Ansichten. Dagegen waren andere Völker durchaus nicht abgeneigt, ihrer Dankbarkeit in dieser Weise Ausdruck zu verleihen. Ich denke da zum Beispiel an die Ägypter, Chaldäer, Griechen, Römer. Manche der berühmten alten Meister haben durch viel Geschick und mit Hilfe der Wissenschaften großartige Skulpturen geschaffen, die – was Vollkommenheit der Form betrifft – den schönsten lebendigen Menschen in den Schatten stellen."

„Können Ihre Götzen laufen und sprechen?" entgegnete der Trapper unwirsch. „Können sie denken? Ach, gehen Sie mir fort. Ich bin in den Siedlungen gewesen, um Pelze gegen Pulver und Blei einzutauschen. Ich kenne das Geschnatter und den Lärm der Städte. Ich habe die Wachspuppen gesehen mit ihren Flitterröckchen und Glasaugen ..."

„Wachspuppen!" sagte Obed entrüstet. „Wie können Sie so gotteslästerlich sein, diese billigen Machwerke mit den herrlichen Kleinodien antiker Kunst auf eine Stufe zu stellen."

„Gotteslästerung ist es, etwas, was durch Menschenhand entstanden ist, mit dem zu vergleichen, was der Herr geschaffen hat."

„Ehrwürdiger Jäger!" Dr. Battius räusperte sich. „So kann nur jemand reden, der nicht wie ich das Glück hatte, die Schätze der Alten Welt aus eigener Anschauung kennenzulernen."

„Alte Welt! Das ist stets das große Wort der halbverhungerten Taugenichtse, die in dieses gesegnete Land kommen. Alte Welt! Als ob der Allmächtige nicht die ganze Erde an einem Tag erschaffen hätte."

Obed hüstelte mehrmals. „Mein lieber, ehrwürdiger Freund", sagte er sanftmütig, „die Begriffe Alte Welt und Neue Welt gebrauchen wir nicht im Sinne von der Entstehung der Welt. Wir beziehen uns auf die Tatsache der Existenz unterschiedlicher Kulturbereiche."

„Das versteh ich nicht." Der Trapper sah den Philosophen fragend an.

„Nun, ich meine, daß uns die hiesigen Moralgesetze noch nicht so lange bekannt sind wie die der christlichen Länder."

„Desto besser, desto besser. Ich bin kein großer Bewunderer Ihrer alten Moral. Nach meinen Erfahrungen taugt sie nicht viel. Die Menschen verdrehen die Gebote des Herrn, bis sie zu ihrer Schlechtigkeit passen, dann verkriechen sie sich dahinter."

„Nein, ehrwürdiger Jäger, ich glaube, wir reden noch immer aneinander vorbei. Ich spreche von den großen Institutionen der Gesellschaft, vom Recht, wie es in den Gerichten praktiziert wird."

„Und gerade das nenne ich nackte Willkür", entgegnete der starrköpfige Trapper.

„Nun, das mag sein", sagte der Doktor verzweifelt. „Aber vielleicht bin ich etwas weit gegangen, als ich stillschweigend einräumte, daß das geistige Leben dieser

Hemisphäre so alt sein könnte wie die Kulturen Europas, Asiens und Afrikas. Dem ist nämlich nicht so."

„Wem?"

„Zuviel spricht dagegen, überzeugende Gründe. Sehen Sie sich die ägyptischen Wüsten mit ihren monumentalen Bauten an. Das sind Ruhmeszeichen längst vergangener Epochen. Wo finden wir hier ähnliche Beweise, daß der Mensch den Gipfel der Zivilisation erklommen hätte? Wir suchen sie vergebens."

„Na und?" fragte der Trapper, der sich angestrengt bemühte, den Gedankengängen des Gelehrten zu folgen, ein wenig verwirrt. „Was will das sagen?"

„Es ist eine glänzende Bestätigung meiner Mission. Dieses riesige Land darf nicht für alle Zeiten wüst und leer bleiben. Wir brauchen Menschen, die es besiedeln – Forscher, damit sein ganzer Reichtum erschlossen werden kann. Dies ist jedoch nur der moralische Gesichtspunkt der Geschichte. Nun zu einem zweiten, die Nutzung ..."

Der Alte ließ ihn nicht zu Ende reden. „Ihr moralischer Gesichtspunkt genügt mir. Den kenne ich genau. Dahinter steckt der Stolz der Torheit. Wissen Sie, ich habe auf keiner Schulbank gesessen, keine Bücher gelesen, aber blind oder taub bin ich nicht. Früher, als wir die langen Winterabende in den Wigwams der Delawaren verbrachten, habe ich oft den guten Böhmischen Brüdern zugehört, die den Menschen der Lenape davon erzählten, wie es früher gewesen ist. Solche Berichte waren angenehm zu hören nach einer anstrengenden Jagd. Mit meinem Freund Große Schlange hab ich hinterher, wenn sich auf dem Kriegspfad Gelegenheit fand, oft darüber gerätselt, ob es wirklich so gewesen sein mag, wie die Brüder sagten, daß das Gelobte Land einmal sehr fruchtbar war und später in eine Wüste verwandelt wurde."

„Ja, das entspricht den Tatsachen. In weiten Landstrichen Afrikas hat sich die Natur erschöpft."

„Aber die Bauten der Pharaonen, wissen Sie, die wie Berge aussehen ..."

„Die Pyramiden? Gewiß, die stehen noch."

„Und die Menschen?"

„Dort ist heute Wüste, die ist nahezu unbevölkert."

„Nun frage ich Sie, wie konnte es dahin kommen?"

„In erster Linie werden moralische Gründe angeführt ..."

„Sehen Sie! Verworfenheit, falscher Stolz, und vor allem diese Verschwendungssucht, die wir jetzt in Ihrer Neuen Welt antreffen. Wer weiß, vielleicht war auch diese Steppe, auf der wir sitzen, einmal ein blühendes Königreich mit vielen Menschen und Palästen."

„Wo sind die Denkmäler, die eine so gewagte Theorie rechtfertigen würden? Wo die Herrlichkeiten eines Theben, eines Babylon, die Säulen, Katakomben, Pyramiden?"

„Sie sind fort. Der Zahn der Zeit hat sie zerstört. Der geschickteste Späher der Dakotas kann ihre Spuren nicht mehr finden. Ein Baum wächst, trägt Früchte und verfällt, aber aus dem Samen schießen junge Triebe."

Die beiden stritten noch lange. Der Alte wich den Argumenten des Forschers aus wie ein messerbewehrter Krieger den Schlägen eines schwerbewaffneten Gegners. Jedoch verfehlte das Gespräch seine Wirkung auf das Nervensystem des Dr. Battius nicht. Er wurde müde und schlief ein, ohne daß ihn die qualvollen Vorstellungen von Tetons, die ihre bluttriefenden Tomahawks über ihm schwangen, noch einmal heimgesucht hätten. Als der Trapper endlich das graue Haupt auf sein Päckchen legte, war der Gelehrte schon weit entrückt.

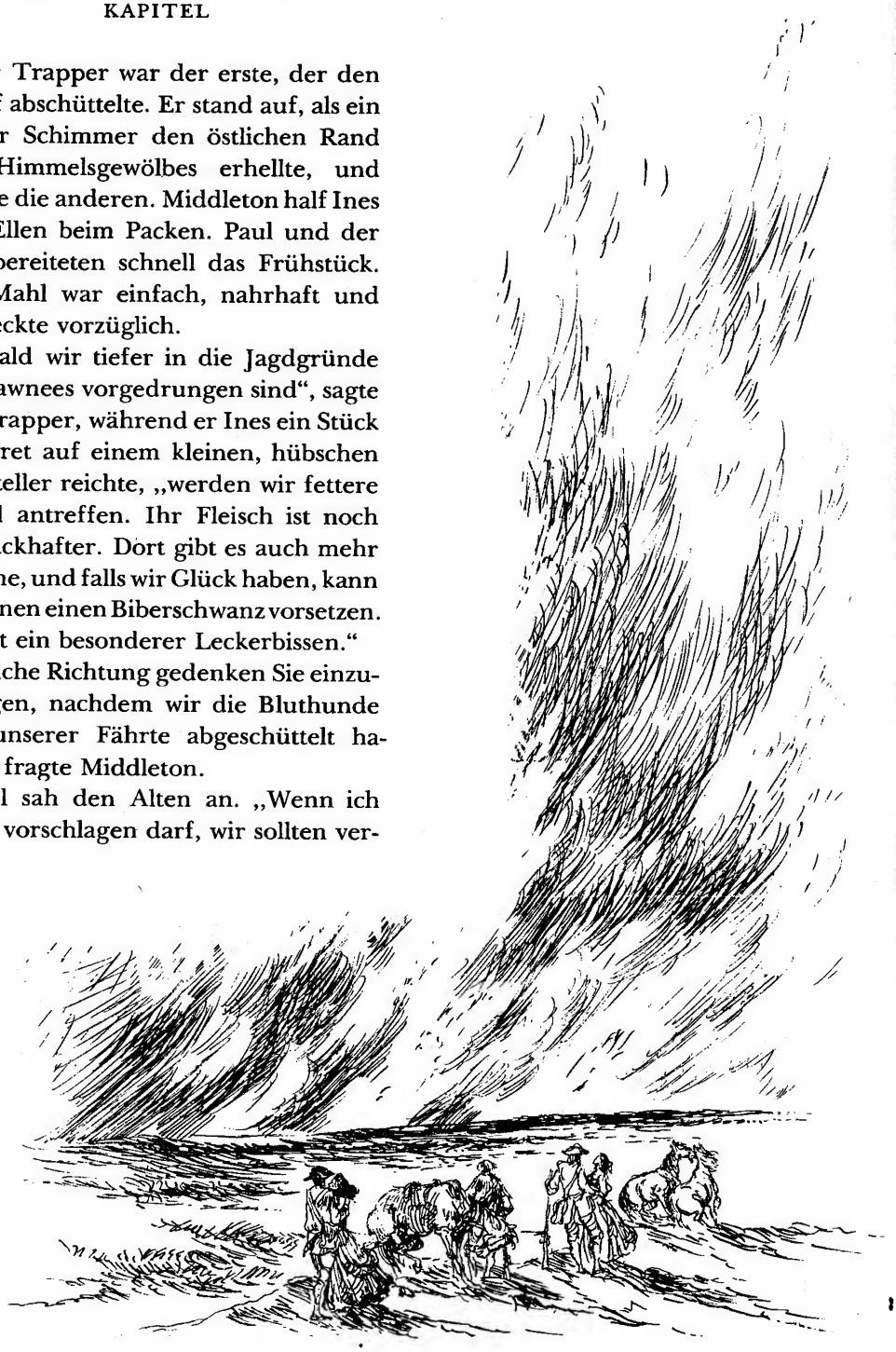
DREIUNDZWANZIGSTES KAPITEL

Der Trapper war der erste, der den Schlaf abschüttelte. Er stand auf, als ein grauer Schimmer den östlichen Rand des Himmelsgewölbes erhellte, und weckte die anderen. Middleton half Ines und Ellen beim Packen. Paul und der Alte bereiteten schnell das Frühstück. Das Mahl war einfach, nahrhaft und schmeckte vorzüglich.

„Sobald wir tiefer in die Jagdgründe der Pawnees vorgedrungen sind", sagte der Trapper, während er Ines ein Stück Wildbret auf einem kleinen, hübschen Hornteller reichte, „werden wir fettere Büffel antreffen. Ihr Fleisch ist noch schmackhafter. Dort gibt es auch mehr Hirsche, und falls wir Glück haben, kann ich Ihnen einen Biberschwanz vorsetzen. Das ist ein besonderer Leckerbissen."

„Welche Richtung gedenken Sie einzuschlagen, nachdem wir die Bluthunde von unserer Fährte abgeschüttelt haben?" fragte Middleton.

Paul sah den Alten an. „Wenn ich etwas vorschlagen darf, wir sollten ver-



suchen, einen Fluß zu finden. Dann brauche ich einen Tag und eine Nacht, um eine Pappel in ein Kanu zu verwandeln. Ellen hier ist zwar ein munteres Mädchen, aber keine große Reiterin, nur den Esel müßten wir dalassen. In einem Boot reist es sich bequemer, wir brauchen nicht wie die Hasen über die Prärie zu hoppeln. Außerdem hinterläßt Wasser keine Spuren."

„Das will ich nicht beschwören", entgegnete der Trapper. „Ich habe oft bei mir gedacht, eine Rothaut entdeckt sogar in der Luft eine Fährte."

Ines, die sich umgeschaut hatte, rief entzückt: „Sieh, Middleton, wie bildschön der Himmel aussieht. Wenn das kein glückliches Zeichen ist!"

„Malerisch", bestätigte ihr Gatte, „dieser leuchtendrote Streifen! Einen so zauberhaften Sonnenaufgang habe ich lange nicht beobachtet."

„Sonnenaufgang?" wiederholte der Trapper gedankenverloren. Er erhob sich und betrachtete lange das lebhafte, häufig wechselnde Spiel der Farbtönungen. „Ich mag solche Sonnenaufgänge nicht. Die Schufte wollen sich rächen. Sie haben die Prärie in Brand gesteckt."

„Großer Gott, behüte uns!" Middleton drückte Ines an sich. „Wir haben keine Zeit zu verlieren. Warum zögern wir noch? Wir müssen fliehen!"

„Wohin?" fragte der Trapper ruhig. „In der Grassteppe sind wir wie Schiffer ohne Kompaß auf den Großen Seen. Ein falscher Kurs kann unser Ende bedeuten. Aber die Gefahr ist selten so groß, daß es keine Rettung gäbe. Wir müssen nur einen kühlen Kopf bewahren, Herr Offizier, und uns ein klares Bild von der Lage machen, ehe wir handeln."

Paul Hover sah sich besorgt um. „Ich für mein Teil würde sagen: Sollte dieses Grasfeld Feuer fangen, müßte eine Biene höher als gewöhnlich fliegen, wenn sie sich die Flügel nicht versengen wollte. Deshalb stimme ich dem Captain zu. Aufsitzen und fort! Das ist auch meine Parole."

„Blinder Eifer schadet", erwiderte der Trapper. „Der Mensch ist kein Tier, er läßt sich nicht von seinem Instinkt leiten. Gehen wir zunächst ein Stück nach links, auf die Erhebung dort. Sobald wir uns einen Überblick verschafft haben, werden wir weitersehen."

Er winkte gebieterisch, und seine entsetzten Gefährten folgten ihm. Oben angelangt, brachen sie das mannshohe Gras nieder, kostbare Minuten vergingen. Der Anblick, der sich ihnen bot, war entmutigend. Am Himmel flackerte nur ein matter Widerschein des wütenden Brandes. Hier und da, zuerst in der Ferne, dann immer näher, schossen grellrote Flammen empor, krochen aufeinander zu und verbanden sich zu einem breiten Gürtel, der nach kurzer Zeit den ganzen Horizont umspannte.

Das Gesicht des Trappers wurde hart und ernst, und er schüttelte den Kopf, während er noch einmal in die Richtung blickte, aus der die zuckende Flut am schnellsten heranrückte.

„Da haben wir uns in dem Glauben gewiegt, den Tetons entwischt zu sein. Welch eitler Selbstbetrug! Hier ist der Beweis, daß sie uns auf der Spur geblieben sind. Ausräuchern wollen sie uns wie gemeine Raubtiere. Seht, ringsum haben sie

gleichzeitig Feuer angelegt. Wir sind vollständig abgeschnitten, als stünden wir auf einer Insel und wären von Wasser eingeschlossen."

„Zu den Pferden!" schrie Middleton. „Kämpfen wir um unser Leben!"

„Wohin wollen Sie bloß reiten? Glauben Sie, Gott wird Ihnen zuliebe ein Wunder geschehen lassen wie in alten Zeiten und Sie sicher durch diese Hölle führen? Hinter den Flammen warten die Sioux, um Sie in Empfang zu nehmen, oder ich kenne die Rothäute schlecht."

„Wir attackieren sie", rief Middleton ungestüm, „und fordern sie zu einer Mutprobe heraus."

„Worte, nichts als Worte", sagte der Alte wegwerfend. „Solche Reden bringen uns keinen Schritt weiter. Hier, fragen Sie den Honighändler, von dem können Sie einiges lernen."

„Nun, diesmal irren Sie sich." Paul streckte selbstbewußt seinen muskulösen Arm aus. „Ich stehe auf der Seite des Captain. Wir müssen versuchen durchzubrechen, und wenn wir in einem Wigwam der Tetons landen."

Der Alte schüttelte traurig den Kopf. „Was nützt aller Mut", sagte er leise. „Wir können nicht das Feuer angreifen. Seht euch doch um, Freunde. Der Ring ist geschlossen, kein Schlupfloch haben sie uns gelassen. Wenn ihr eine Öffnung findet, bin ich der letzte, der nicht mitmacht."

Riesige Rauchschwaden wälzten sich über die Ebene und verdichteten sich am Horizont zu träge wallenden Massen. Rote Flammen tanzten in den schwarzen Säulen, zuckten hoch auf, und unten glitt ein niedriges Feuer weiter, eilte dem großen rauchenden und prasselnden Brandmeer voraus, griff gierig nach immer neuen Halmen und verschlang sie, fraß sich tiefer in das Grasland hinein, näher an das Zentrum des Kreises heran.

Middleton legte beide Arme um Ines, die zitterte, und drückte sie fest an sich. Er stöhnte: „Es ist furchtbar – jetzt sterben, auf diese Weise!"

„Der Himmel öffnet seine Pforten allen, die wahren Glaubens sind", flüsterte seine Frau.

„Diese Resignation macht mich noch wahnsinnig!" schrie er. „Herrgott, wir sind Männer und werden unser Leben so teuer wie möglich verkaufen. Was nun, Freund Hover, schwingen wir uns auf die Pferde, oder wollen wir hier stehenbleiben und tatenlos zusehen, wie die, die wir lieben, elend zugrunde gehen?"

„Ich bin fürs Ausschwärmen, bevor's in unserm Korb zu heiß wird", erwiderte Paul, „und wir daliegen wie ausgeräucherte Bienen. Man hört schon das Toben des Feuers, Trapper!"

„Wenn ich nur wüßte, auf welcher Seite die Schufte warten", murmelte der Alte.

In seiner Verzweiflung wandte sich Paul hilfesuchend, fast von abergläubischen Hoffnungen getrieben, an Dr. Battius. „Was meinen Sie, Freund Doktor, wissen Sie keinen Rat? Es geht um Leben und Tod!"

Der Arzt stand mit aufgeschlagenem Notizblock vor den Flammen, die Ruhe selbst, in Betrachtungen versunken, als wäre das Feuer eigens zur Erforschung eines wissenschaftlichen Problems angelegt worden. Hover schreckte ihn aus

Rote Flammen tanzten in den schwarzen Säulen

seinen Grübeleien, und der begeisterte Naturwissenschaftler sagte zu dem Trapper: „Ehrwürdiger Jäger, Sie haben schon des öfteren Gelegenheit gehabt, ähnliche Strahlenbrechungen zu beobachten ..."

Paul schlug ihm wütend den Block aus der Hand. Der Greis, der untätig dagestanden hatte, verhinderte den Streit, der zwischen den beiden auszubrechen drohte. „Friedlich! Es wird Zeit, daß wir etwas tun."

Er schien einen Entschluß gefaßt zu haben.

Middleton lachte bitter auf. „Diese Erleuchtung kommt Ihnen reichlich spät. Auf der Seite sind die Flammen nur noch eine Viertelmeile entfernt, und der Wind treibt sie schnell näher."

„Ach was, Flammen!" versetzte der Alte. „Das sind doch keine Flammen. Sie hätten in den Bergen des Ostens mal einen richtigen Waldbrand erleben müssen, dann hätten Sie jetzt keine Angst vor diesen mickrigen Flämmchen. Wenn ich nur wüßte, wie ich die listigen Tetons hinters Licht führen kann. Verbrennen werden wir schon nicht! Vorwärts, Leute, reißt ringsum das Gras aus, daß man die nackte Erde sieht!"

„Wollen Sie mit solchen Mätzchen etwa das Feuer zum Stehen bringen?" fragte Middleton ungehalten. „Das ist geradezu kindisch."

Der Alte blickte auf, ein feines Lächeln huschte über sein Gesicht. „Ihr Großvater hätte an meiner Stelle gesagt: ‚Wenn der Feind nahe ist, hat der Soldat zu gehorchen.'"

Der Captain spürte den Vorwurf, und er bückte sich, um Paul zu helfen, der schon emsig arbeitete. Ellen ging ihrem Verlobten zur Hand. Bald griff auch Ines mit zu, obwohl außer dem Trapper niemand recht wußte, was durch die Anstrengungen bezweckt werden sollte. Das Gefühl, nicht mehr untätig zu sein, etwas zu tun, um dem drohenden Ende vielleicht doch noch zu entgehen, beflügelte alle. Im Nu hatten sie eine Stelle von zwanzig Fuß Durchmesser freigelegt. Der Trapper geleitete die Frauen an den einen Rand des aufgewühlten Flecks. Paul und Middleton bat er, sich zu ihnen zu stellen und die leichtentzündlichen Kleider mit den Decken zu schützen. Er las eine Handvoll trockenes Heu zusammen, hielt es an die Pfanne seines Gewehrs, zog den Abzug, der Schuß krachte. Das brennende kleine Bündel drückte er in die Narben unterhalb der Erhebung. Dann trat er in den Kreis zurück, während das mannshohe Gras rasch Feuer fing. Zuckend und züngelnd griffen die Flammen um sich.

Der Alte lachte und sagte mit erhobenem Zeigefinger: „Jetzt wollen wir einmal sehen, wie man Lohe mit Lohe bekämpft. Mein Gott, wie oft hab ich mir einen Pfad gebrannt, aus purer Trägheit, bloß weil ich zu faul war, mich durchs Gestrüpp zu schlagen."

„Ist Ihre Methode in diesem Fall am Platze?" fragte Middleton zweifelnd. „Machen Sie nicht alles nur noch schlimmer?"

„Ist Ihre Haut so empfindlich? Ihr Großvater hatte ein derberes Fell. Er hätte nicht befürchtet, sich zu versengen."

Das Feuer wurde stärker. Es breitete sich nach drei Seiten aus und knisterte, dann begann es zu prasseln. Die rauchende Erde, die es hinterließ, war kahl und schwarz. Als die Flammen um den runden Fleck krochen, traten die Flüchtlinge weit nach vorn. Dort, wo sie nun standen, hatte der Trapper den Brand gelegt. Eine dicke Wolke hüllte alle ein. Aber sie waren sicher vor dem Feuer, das bald in größerer Entfernung weiterraste.

Middleton gewahrte es verwundert. So mochten die Höflinge König Ferdinands über das Ei des Kolumbus gestaunt haben.

„Großartig!" rief er dankbar und begeistert, da ihnen der Steppenbrand nichts mehr anhaben konnte.

Paul raufte sich die struppigen Locken. „Dieser alte Knabe! Er reißt einer Hornisse den Stachel aus, ohne sie zu berühren."

„Das wird genügen", meinte der Trapper bescheiden, „jetzt heißt es, die Pferde bereit halten. In einer halben Stunde sitzen wir auf. Solange werden wir uns gedulden, erst muß sich der Boden abkühlen. Die unbeschlagenen Tetongäule sind gegen die Hitze empfindlich wie barfüßige Mädchen."

Middleton und Paul, die sich fühlten, als wären sie von den Toten auferstanden, warteten geduldig die Zeit ab. Sie vertrauten dem Trapper jetzt grenzenlos. Dr. Battius hob seinen Notizblock auf, der leicht angekohlt war, und tröstete sich über das kleine Mißgeschick hinweg, indem er eifrig seine Beobachtungen notierte.

„Schauen Sie sich um", sagte der Trapper. „Sie haben junge Augen. Auf meine ist kein rechter Verlaß mehr."

„Was haben Sie gesehen?" fragte Middleton bestürzt, „etwa einen Indianer?"

„Ob Rothaut oder Weißer, das bleibt sich gleich." Der Alte starrte entrückt vor sich hin. Er begann zu grübeln. „In der Wildnis sind die Bande zwischen den Menschen stärker als in der Stadt. Manchmal befreunden sich zwei junge Krieger der Prärie. Das ist eine wirkliche Freundschaft, für die sie, wenn es sein muß, ihr Leben hergeben. Der Todesstreich, der den einen trifft, verschont gewöhnlich auch den andern nicht."

„Was haben Sie gesehen?" fragte der Captain. „War es ein Sioux?"

„Was aus Amerika noch werden soll, das weiß der Himmel. Gibt es kein Ende für die Ränke der Menschen? Wie viele Jahre sind vergangen seit damals, als der erste Christ seinen Fuß frevlerisch auf den Boden Yorks setzte! Ich kannte einen Häuptling, der sich an dieses schändliche Ereignis noch erinnerte. Was ist geblieben von der Schönheit der Wildnis? Zwei Menschenalter haben genügt, sie bis zur Unkenntlichkeit zu entstellen. Am Strande der östlichen See erblickte ich das Licht der Welt. Mein erstes Gewehr probierte ich in den Wäldern aus. Ich lief vom Haus meines Vaters so weit, wie es ein Gelbschnabel zwischen zwei Sonnen schaffen kann. Da war niemand, der behauptet hätte, daß die Tiere ihm gehörten. Die Natur erstreckte sich in vollendeter Herrlichkeit die Küste entlang, nur ein schmaler Streifen am Ufer gehörte den gierigen Ansiedlern. Und wo steh ich heute? Hätte ich Flügel wie ein Adler – nicht ein Zehntel der Strecke bis zum

Ozean könnte ich in einem Fluge zurücklegen. Städte und Dörfer, Farmhöfe, Straßen, Kirchen, Schulen, all die Erfindungen und Teufeleien des heutigen Lebens verunstalten das Land. Ich erinnere mich der Zeiten, als ein paar schreiende Rothäute an der Grenze die Provinzen in Schrecken versetzten. Die Menschen wurden nicht müde zu beten. Aus einem fernen Land holten sie Truppen herbei. Die Frauen schwebten in tausend Ängsten. Nur wenige schliefen ruhig, wenn die Irokesen den Kriegspfad beschritten oder die verdammten Mingos die Tomahawks schwangen. Und wie ist es heute? Wir schicken unsere Schiffe aus und führen in fremden Ländern Krieg. Kanonen gibt es jetzt mehr, als es früher Gewehre gab. Zehntausende Soldaten stehen zum Kampf bereit. Das, meine Herren, ist der Unterschied zwischen einer Provinz und einem Staat."

„Ja, Sie haben allerhand erlebt", sagte Paul, „kein vernünftiger Mensch wird das bestreiten. Aber nun haben Sie sich ausgesprochen – und geben vielleicht die Fluglinie an? Meine Königin fürchtet die Sioux. Der Schwarm möchte weiterfliegen."

„Wie – was?"

„Ich meine, Ellen wird unruhig, und der Rauch hat sich verzogen. Sicherlich wäre es nicht verkehrt, wieder an die Flucht zu denken."

„Der Junge hat recht. Ich habe ganz vergessen, wo wir sind. So ist das, wenn ein alter Kopf ins Grübeln verfällt."

Der Trapper bat seine Gefährten aufzusitzen. Die Pferde, die vor den Flammen gezittert hatten, nahmen die Reiter bereitwillig auf. Dem Doktor bot der Greis sein eigenes Roß an. Er erklärte, zu Fuß gehen zu wollen.

„Ich bin das Laufen nun mal gewöhnt", sagte er, „vom vielen Nichtstun sind meine Beine schon ganz steif."

Dr. Battius stöhnte und beklagte zwar den Verlust seines Asinus, ließ sich jedoch nicht lange nötigen, sondern stieg auf. Im Grunde war er froh, ein schnelles Tier unter den Schenkeln zu wissen.

Der Alte stapfte über die dunkle, schwelende Erde. „Hier brauchen wir nicht zu befürchten, daß wir kalte Füße kriegen", stellte er fest. Während er den Weg durch die Ebene führte, deutete er nach Osten. „Schauen Sie in diese Richtung. Wenn Sie einen Silberstreifen durch den Rauch schimmern sehen, sollen Sie wissen, daß es Wasser ist, ein breiter, schneller Strom, den wir überqueren müssen, ehe wir vor den wachsamen Tetons sicher sind. Halten Sie die Augen offen."

Nun zogen sie schweigend dahin. Jeder war erpicht, den Fluß zu entdecken. Dichte Schwaden behinderten die Sicht, besonders an den Stellen, wo die Flammen auf einen Tümpel gestoßen waren und der Qualm wie Nebel über die versengte Erde quoll. In der Ferne wütete noch das Feuer.

Als sie eine Meile zurückgelegt hatten, blieb der Trapper stehen. Er setzte das Gewehr ab und wartete, bis alle herangekommen waren.

Middleton fragte, was der Halt zu bedeuten habe.

Der Alte deutete auf einen halbverbrannten Pferdekadaver, der in einer Delle lag. „Hier ist der Boden feucht, das Gras stand besonders hoch. Die arme Kreatur hatte sich in das weiche Lager gekuschelt und ist im Schlaf überrascht worden. Sehen Sie sich die Knochen an, die geborstene, verbrannte Haut, die bleckenden Zähne. Das hat das Feuer angerichtet."

„Ähnlich hätte auch unser Schicksal sein können", sagte Middleton gedehnt.

„Das will ich nicht behaupten. Ein Mensch ist ein vernünftiges Wesen, er findet gewöhnlich einen Ausweg."

„Vielleicht war das Pferd schon verendet? Sonst wäre es geflohen."

„Sehen Sie nicht die Spuren in der feuchten Erde? Dort sind die Hufe eingedrungen, und das da sind die Abdrücke von Mokassins. Der Reiter hat sich verzweifelt bemüht, den Gaul von der Stelle zu bewegen. Ein Tier folgt seinem Instinkt, es scheut vor dem Feuer."

„Bekanntlich. Aber wo ist der Indianer?"

„Eben das frage ich mich auch." Der Trapper beugte sich herab und untersuchte den Boden. „Jawohl, die beiden haben lange miteinander gerungen. Der Reiter hat sich redlich bemüht, das Pferd zu retten. Die Flammen müssen sehr gierig gewesen sein, sonst hätte er am Ende doch Erfolg gehabt."

„Da", sagte Paul und zeigte auf eine Stelle, wo der Boden trocken war und die Pflanzen weniger üppig gewuchert hatten, „dort liegt ein zweiter Gaul."

„Tatsächlich. Haben sich die Tetons ins eigene Fleisch geschnitten? Fast scheint mir, eine Gruppe war dabei, das Gras durchzukämmen, als ihre Freunde die Prärie in Brand steckten. Ja, so mag es gewesen sein. Nun sind sie ihre Pferde los, und sie können sich glücklich schätzen, wenn sie selber mit dem Schreck davongekommen sind."

Sie näherten sich langsam dem zweiten Haufen, der in ihrem Weg lag.

Der Bienenjäger empfand Genugtuung. „Sie haben sich in der eigenen Schlinge gefangen, dabei konnten sie das gleiche Mittel anwenden wie Sie."

Der Trapper wiegte den Kopf. „Nicht jeder Indianer hat Stahl und Stein bei sich. Oder solche gute alte Pulverpfanne bei der Hand. Gewöhnlich benutzen sie zum Feuermachen zwei Holzstäbe. Es dauert seine Zeit, bis die Funken sprühen. Übrigens ist es erst wenige Minuten her, daß es hier gebrannt hat. Wir werden gut daran tun, die Gewehre bereitzuhalten. Ich sehne keinen Kampf herbei, aber wenn er unvermeidlich geworden ist, entscheidet die Schnelligkeit manchmal alles."

Paul hielt sein Pferd an und beugte sich über den vermeintlichen Kadaver. Seine Freunde waren schon weitergeeilt, als er ausrief: „Ein sonderbares Pferd ist das gewesen. Es hatte weder Kopf noch Hufe."

„Das Feuer ist nicht müßig gewesen", erwiderte der Trapper, der angestrengt in die Ferne blickte, da der Wind gerade die Rauchwolken teilte. „Pfui, Hektor, was soll das! Schämst du dich nicht, dir an dem Hund des Captain ein Beispiel zu nehmen! Der ist noch jung und nicht abgerichtet, wie ich wohl sagen darf, ohne jemanden zu beleidigen. Doch du in deinen Jahren, mit deiner Urwald-

erfahrung! Was fällt dir ein, den gerösteten Gaul anzuknurren, als hättest du die Fährte eines Bären gefunden?"

„Ich sag Ihnen doch, das ist kein Gaul", behauptete Hover fest.

„Was, kein ... Wahrhaftig, der Junge hat recht. Eine versengte Büffelhaut ist es, weiter nichts."

„Also wirklich kein Pferd?" fragte Ellen mit einem stolzen Blick auf Paul.

„Ein Fell. Die Haare sind nach innen gekehrt. Da es frisch war, hat ihm das Feuer nichts angehabt."

„Heben Sie es doch mal an", sagte Hover sehr selbstbewußt. „Vielleicht finden wir ein Stück vom Höcker. Das wäre bestimmt gar und käme wie gerufen."

Der Alte lachte herzlich. Er trat gegen die Haut, die sich bewegte und plötzlich zur Seite flog. Ein indianischer Krieger sprang darunter hervor.

VIERUNDZWANZIGSTES KAPITEL

Vor dem Trapper und seinen erstaunten Gefährten stand der junge Pawnee, dem sie schon nahe der Grabstätte Asa Bushs begegnet waren. Mißtrauisch schielte er von einem zum andern. Schließlich blieb sein Blick an dem Alten haften. Kein Nerv regte sich im Gesicht des greisen Jägers.

Als erster sprach Dr. Battius. „Ordnung: Primat, Genus: Homo, Spezies: Prärie", konstatierte er.

Der Trapper schüttelte den Kopf. „Da hätten wir ja die Lösung des Rätsels gefunden. Der Bursche hatte sich im Gras ausgestreckt und geschlafen, als ihn das Feuer aus dem Versteck scheuchte. Er verlor sein Pferd und kroch unter die frische Büffelhaut. Kein schlechter Einfall, wenn die Not so groß ist. Ein gescheiter Junge, möchte ich behaupten."

Der Pawnee betrachtete kaltblütig die qualmende Prärie. Seine Miene blieb starr wie eine Maske, während er sich überzeugte, welcher Gefahr er entronnen war.

„Mein Bruder ist auch diesmal willkommen", sagte der Trapper zu ihm. „Die Tetons haben ihn ausgeräuchert wie einen Waschbären."

Der Indianer runzelte die Stirn. „Ein Teton ist ein Hund. Die ganze Nation heult vor Angst, wenn sie den Kriegsruf der Pawnees hört."

„Das ist wahr. Die Halunken sind uns auf der Spur. Ich freue mich, einen Krieger zu treffen, der einen Tomahawk in der Hand hält und die Dakotas nicht liebt. Wird mein Bruder meine Kinder in sein Dorf führen? Wenn die Sioux unserem Pfad folgen, werden ihm meine jungen Männer helfen, sie zu schlagen."

Wieder sah der Pawnee alle der Reihe nach an. Lange verweilte sein Blick auf Ines, wanderte zu Ellen weiter und kehrte zu der ungewöhnlich liebreizenden jungen Frau zurück.

Als er merkte, daß sie verlegen wurde, legte er ehrerbietig eine Hand aufs Herz.

„Mein Vater soll willkommen sein", sagte er schlicht. „Die jungen Männer meiner Nation werden mit seinen Söhnen jagen. Die Häuptlinge werden mit dem Graukopf rauchen, die Pawneemädchen in die Ohren seiner Töchter singen."

„Und wenn wir den Tetons begegnen?" fragte der Trapper, um sich der Hilfe des neuen Bundesgenossen zu vergewissern.

„Die Feinde der Langmesser werden die Schläge des Pawnee zu spüren bekommen."

„Es ist gut. Will sich mein Bruder nun mit mir im Rat zusammenfinden, damit wir auf keinen krummen Pfaden ziehen, sondern unser Weg in sein Dorf dem Flug der Tauben gleicht?"

Der Pawnee gestikulierte bestätigend. Er und der Alte zogen sich zurück, so daß sie von den anderen weder gehört noch durch Zwischenrufe gestört werden konnten. Ihr Gespräch zeichnete sich durch Kürze aus. Sobald es beendet war, ging der Trapper wieder zu seinen Freunden.

„Ich hab mich nicht getäuscht", sagte er. „Dieser prächtige Junge ist ein Späher. Sein Trupp war schwach, sonst hätte er sich auf einen Kampf mit den Tetons eingelassen. Von denen ist eine größere Anzahl zur Büffeljagd ausgezogen. Nun sind die Brüder des Loup zu ihrem Heimatdorf unterwegs, um Verstärkung zu holen. Er hat sich den Feinden allein an die Fersen geheftet, und schließlich ist es ihm ergangen wie uns, er mußte im Gras Zuflucht suchen. Der durchtriebene Mahtoree aber, erzählt er, und das ist die schlimmste Nachricht, hat sich mit dem Squatter gegen uns verbündet. Jetzt liegen sie gemeinsam auf der Lauer. Sie brüten ihre Rachepläne aus."

Middleton runzelte die Stirn. „Das sind kühne Behauptungen, Illusionen vielleicht."

„Wie – was?" fragte der Trapper verblüfft.

„Woher will er das alles wissen?"

„Woher! Aus Zeitungen und von Ausrufern natürlich nicht. Ein Späher beobachtet, was in der Prärie passiert. Keine Klatschbase tratscht ihr Gewäsch schneller aus, als ein Indianer die Zeichen deutet. Das macht seine Bildung, die er im Freien erworben hat, Captain. Ich sage Ihnen, was er erzählt, ist wahr."

„Ich glaub's", meinte Paul. „Ich wäre bereit, es zu beschwören."

„Mit Recht, Junge. Der Pawnee bestätigt auch, daß mich meine alten Augen nicht getäuscht haben. Der Fluß liegt in dieser Richtung, etwa eine halbe Meile von hier. Wir müssen ihn überqueren, um mit Gottes Hilfe in das Dorf der Loups zu gelangen."

Middleton ereiferte sich. „Warum stehen wir dann hier und halten überflüssige Reden? Reiten wir doch weiter!"

Der Trapper stimmte zu. Sie setzten sich in Bewegung. Der Indianer nahm die Bisonhaut auf die Schulter. Er schritt voran, aber immer wieder schaute er zurück und streifte Ines mit einem verstohlenen Blick.

Nach einer Stunde erreichten sie das Ufer. Der Fluß war nicht tief, er hatte jedoch eine reißende Strömung. Dicke Schwaden wälzten sich über ihn hin.

Der Trapper lachte. „Die Schelme haben sich selbst hintergangen. Ich weiß nicht, vielleicht würde ich jetzt die Steppe anzünden, wären sie mir nicht zuvorgekommen. Dieser Schleier aus Wasserdampf und Qualm ist ein vorzüglicher Schirm."

Paul, der Ellen vom Pferd geholfen hatte, starrte mürrisch in den Dunst. „Hören Sie, bis dort drüben ist es mindestens eine Viertelmeile."

„Sicher", erwiderte der Alte.

„Wollen Sie Ellen und die Frau Hauptmann auf die andere Seite schießen, oder beabsichtigen Sie, die Damen in Forellen zu verwandeln?"

Auch Middleton hatte Bedenken. „Kann man wirklich hindurchwaten?"

„Ich hab's oft genug getan, ohne mir die Knie feucht zu machen, freilich zu anderer Jahreszeit. Jetzt speisen ihn die Gebirgsbäche, deshalb gebärdet er sich so toll. Aber wozu haben wir die Siouxpferde? Die schwimmen wie Hirsche."

Paul kratzte sich den Wuschelkopf. „Ich bin mir nicht sicher, ob Nelly ruhig auf ihrem Gaul sitzen bleibt, wenn um sie her das Wasser sprudelt und strudelt."

„Diese Bedenken sind allerdings berechtigt", gestand der Trapper. „Also müssen wir uns etwas einfallen lassen."

Er wandte sich an den Pawnee und erklärte ihm, daß es für die Damen schwierig sein werde, trockenen Fußes ans andere Ufer zu gelangen. Der Krieger warf die Bisonhaut auf die Erde. Mit Hilfe mehrerer Wildlederriemen gab er ihr die Form eines aufgespannten Schirms. Der Trapper ging ihm geschickt zur Hand. Einige Zweige ergaben das Rahmengeflecht. Bald war das Bullboot fertig und wurde aufs Wasser gesetzt. Ines und Ellen zögerten beide, in dem leichten Fahrzeug Platz zu nehmen. Erst als sie gesehen hatten, daß es nicht so gebrechlich war, wie es schien, und eine weit schwerere Last tragen würde, vertrauten sie sich ihm an.

„Lassen wir den Pawnee steuern", schlug der Alte vor. „Er ist zäh, elastisch wie ein Hickorybaum."

Middleton und Hover, die sich ebenso wie die Damen zunächst geweigert hatten, ihre Zustimmung zu geben, zuckten die Schultern. Wohl oder übel willigten sie schließlich ein.

Unter den drei Pferden wählte der Indianer das Streitroß Mahtorees aus. Er

sprang ihm auf den Rücken und ritt ins Wasser. Mit der Lanze bugsierte er das halbkugelige Boot ans andere Ufer. Paul und der Captain folgten ihm so dicht wie möglich. Als der Pawnee das Fahrzeug aufs Trockene gezogen hatte, nahm er die Ruten heraus, klemmte sie unter den Arm, warf sich die Bisonhaut über die Schulter und überquerte den Fluß noch einmal, um die übrigen zu holen.

„Nun, Freund Doktor", sagte der Trapper, da er den Indianer zurückkommen sah, „das nenne ich eine ehrliche Rothaut; ich habe es nicht anders von ihm erwartet."

Dr. Battius betrachtete voll Unbehagen die wilden Strudel. „Wie weit mag es zu den Quellen sein?" fragte er gequält.

„Wollen Sie etwa hinwandern? Ich glaube, Sie würden sich die Füße wund laufen. Zu dieser Jahreszeit entspringt der Strom im Felsengebirge."

„Und wann wären die Bedingungen günstiger?"

„In einigen Monaten finden Sie anstelle des reißenden Wassers nur noch einen Streifen Triebsand vor."

Obed wurde nachdenklich. Er überlegte, ob es nicht ebenso ehrenvoll wäre, ins Quellgebiet eines Flusses vorzustoßen, wie eine seltene Pflanze zu finden oder ein unbekanntes Insekt zu entdecken. Doch inzwischen war der Pawnee ans Ufer gekommen. Er hatte das Bullboot wieder flottgemacht. Der Trapper setzte sich hinein, nahm Hektor zwischen die Knie und winkte dem Gelehrten, ebenfalls einzusteigen. Der verstörte Mann hob einen Fuß und tastete vorsichtig den Boden des Fahrzeugs ab wie ein Elefant, der sich anschickt, einen unsicheren Steg zu betreten. Dann wich er wieder zurück.

„Ehrwürdiger Jäger", sagte er mit Leidensmiene, „ich möchte mich dieser schwanken Barke doch nicht anvertrauen. Eine innere Stimme rät mir, von der Fahrt Abstand zu nehmen."

„Was ist denn?" fragte arglos der Alte, der liebkosend die Ohren seines Hundes kraulte.

„Ich hege eine unüberwindliche Abneigung gegen Experimente auf dem feuchten Element. Das Fahrzeug besitzt weder Form noch Proportionen."

„Es ist nicht so hübsch wie ein Kanu aus Birkenrinde, aber der Müde ruht in einer Hütte nicht schlechter als in einem Palast."

„Dieser Bottich ist nach unwissenschaftlichen Prinzipien konstruiert. Er wird das andere Ufer nicht erreichen."

„Sie haben sich vom Gegenteil überzeugt."

„Wider Erwarten, gewiß. Das war die Ausnahme, nicht die Regel. Soll die Menschheit in entscheidenden Situationen etwa dem Zufall vertrauen?"

Der Pawnee, der geduldig ausharrte und sich in stummer Ergebenheit fragte, wann das unbegreifliche Gespräch wohl zu Ende sei, hob plötzlich den Kopf. Ein seltsamer Ruf hallte zitternd über die Prärie. Obed und der Trapper wußten, daß ein Esel geschrien hatte. Schon wollte Dr. Battius dem wohlvertrauten Klang freudig folgen, da zeigte sich Asinus bereits persönlich, aber er war nicht allein. Weucha saß auf seinem Rücken und trieb ihn brutal zur Eile an.

Der Alte sah ihn forschend an, schüttelte den Kopf und sagte: „Was die Furcht doch vermag! Das Häßliche läßt sie angenehm erscheinen und das Gute widerwärtig. Mein Gott, welche Macht besitzt die Furcht!"

Die Pferde der Dakotas erreichten die Flußmitte. Die Ufer hallten von ihrem Geheul wider. Hover und Middleton hatten die Damen hinter die Büsche gebracht. Als die Verfolger zu schreien begannen, zeigten sie sich und bedrohten die Feinde mit dem Gewehr.

„Aufsitzen", rief ihnen der Trapper zu, „flieht um derentwillen, die euch anvertraut sind!"

„Duck dich, Alter", gab Paul zurück, „ich will dem Tetonteufel eins auf den Pelz brennen. Macht euch beide klein, eure Köpfe sind im Weg. Platz für eine Kugel aus Kentucky!"

Der Trapper schaute zurück. Er kauerte sich hin und zog auch Battius herab, denn Mahtoree, der seinen Kriegern vorauseilte, war schon dicht herangekommen.

Scharf knallte der Schuß. Die Kugel pfiff über den Bootsrand hinweg, doch der Dakota handelte schnell. Keinen Augenblick zu spät warf er sich vom Pferd. Der Gaul schnaufte entsetzt, hoch bäumte er sich auf. Verzweifelt, im Todeskampf, schlug er stampfend die Wellen. Dann erlahmten seine Hufe, das Wasser färbte sich rot, die Strömung riß ihn hinweg.

Der Häuptling, der getaucht war, kam wieder an die Oberfläche. Er bemerkte das leblos treibende Roß und schwamm mit kräftigen Stößen zu dem nächsten Krieger, der ihm sein Pferd abtrat, ohne daß er hierzu aufgefordert werden mußte. Den Flüchtlingen half die Verwirrung, die der Zwischenfall unter den Verfolgern angerichtet hatte, wohlbehalten die Böschung zu erreichen.

Die Dakotas sahen sich einer geschlossenen Front von fünf bewaffneten Männern gegenüber. Sie zögerten, das Ufer zu stürmen, und Mahtoree folgte den Gesetzen indianischer Taktik. Er führte seine Männer durch den Strom zurück, damit die Tiere, die nur noch widerstrebend gehorchten, verschnaufen konnten.

Der Trapper drehte sich zu Middleton und Hover um. „Reiten Sie jetzt los. Hinter dem Hügel dort stoßen Sie auf einen Bach. In seinem Bett ziehen Sie der Sonne entgegen. Nach einer Weile gelangen Sie an eine sandige Hochebene. Dort treffen wir uns. Bis Sie außer Sicht sind, sichern wir – der Pawnee, mein wackerer Freund, der Arzt, dieser Draufgänger, und ich – das Ufer. Wie wir gesehen haben, ist das nicht schwer. Die Verteidigung beschränkt sich im wesentlichen darauf, Eindruck zu machen."

Da Paul und der Captain den Vorschlägen des Alten nichts Besseres entgegenzusetzen hatten, vergeudeten sie keine Zeit mit überflüssigen Reden, sondern setzten die Pferde in Trab, sie waren froh, den Gegner im Rücken aufgehalten zu wissen.

Eine halbe Stunde lang blieb am Fluß alles ruhig. Dann schienen die Tetons einen Vorstoß unternehmen zu wollen. Mahtoree zeigte sich inmitten seiner

Krieger. Während er ihnen ihre Aufgaben erklärte, schüttelte er mehrmals rachsüchtig die Faust. Minute um Minute verstrich, ohne daß die Dakotas versucht hätten überzusetzen. Doch mit einemmal jubelten und frohlockten sie vor Freude. In der Ferne tauchten Ismael und seine Söhne auf. Als die Auswanderer herangekommen waren, verschmolzen beide Trupps, die vereinigten Streitkräfte drangen ans Ufer vor. Der Squatter prüfte kaltblütig die gegnerischen Positionen. Zur Warnung schickte er eine Kugel hinüber.

Obed hörte das helle Surren und sagte zusammenfahrend: „Lassen Sie uns aufbrechen, wir haben die Stellung lange genug gehalten. Zu einem Rückzug gehört nicht weniger militärisches Verständnis als zu einem Vormarsch."

Der Trapper drehte sich um. Die Reiter waren schon hinter dem Hügel verschwunden, deshalb erhob er keine Einwände. Das dritte Pferd erhielt der Doktor mit der Anweisung, den gleichen Weg zu nehmen, den Middleton und Hover zurückgelegt hatten. Während sich Dr. Battius in den Sattel schwang und erleichtert das Weite suchte, stahlen sich der Trapper und der Pawnee davon. Jedoch überquerten sie nicht wie die anderen die offene Ebene, die zu der Erhebung führte und mühelos einzusehen war. Um den Feind zu täuschen, wählten sie einen kürzeren, verdeckten Pfad. So ließen sie Ismael und Mahtoree im unklaren darüber, ob das Ufer noch besetzt war oder nicht. Unbemerkt wateten sie durch den Bach, den ihre Gefährten gerade heraufgeritten kamen. Da Obed den Captain und Hover überholt hatte, trafen sie alle fast gleichzeitig auf dem Plateau ein.

Der Trapper suchte nach einem Versteck, in dem sie fünf oder sechs Stunden bleiben konnten, aber als Obed von dieser Absicht hörte, protestierte er lebhaft.

„Ehrwürdiger Jäger", rief er bestürzt, „wäre es nicht vernünftiger, unverzüglich weiterzureiten?"

Diese Meinung teilten auch Middleton und Hover.

Der Alte hörte sie gelassen an, schüttelte jedoch den Kopf. „Die Tetons werden über den Fluß setzen und unsere Fährte suchen, denn die haben sie verloren. Aber es ist nicht damit getan, die Spuren zu verwischen, wir müssen verhindern, daß sie uns finden. Wir sind hier nicht im Wald, sondern in der offenen Prärie. Da die Dakotas nicht schlafen, werden sie auf jeden Hügel klettern. Wehe uns, wenn sie uns entdecken. Nein, nein, bis es dunkel ist, müssen wir im Verborgenen bleiben."

So leicht ließen sich die anderen jedoch nicht überzeugen, und der Trapper beschloß, sich mit dem Pawnee zu beraten. „Glaubt mein Bruder, unsere Spur ist lang genug?" fragte er ihn in der Sprache, die er verstand.

„Ist ein Teton ein Fisch, daß er sie im Fluß findet?" entgegnete der Indianer.

„Meine jungen Männer meinen, wir sollten sie verlängern, bis sie über die Steppe reicht."

„Mahtoree hat Augen. Er wird sie sehen."

„Was schlägt mein Bruder vor?"

Der Krieger betrachtete nachdenklich den wolkenverhangenen Himmel. Er

zögerte lange mit der Antwort. Endlich forderte er: „Die Dakotas schlafen nicht, wir müssen im Gras liegen."

Der Alte erklärte seinen Freunden, was der Loup meinte, und Middleton änderte seine Ansicht. Das gab den Ausschlag. Es wurde beschlossen, die Nacht abzuwarten. An einer Stelle mit hoher Pflanzendecke krochen Ines und Ellen unter die wärmende Büffelhaut. Der Trapper breitete die Halme darüber, so daß die Tarnung vollkommen war. Paul und der Pawnee fesselten die Pferde, die reichlich Futter erhielten und gleichfalls in dem schützenden Gras liegen mußten. Zum Schluß suchten sich die Männer ein Versteck. Einsam ruhte die Prärie.

Niemand sprach. Jeder grübelte noch, aber einer nach dem anderen schliefen sie ein.

Stunden waren vergangen, die letzten Seufzer längst erstorben, als der Trapper und der Pawnee zugleich hochfuhren. Ines hatte leise aufgeschrien. Die weite Ebene, der Hügel, die Büsche, die hier und da in das Grasland gesprenkelt waren, alles lag unter einer glitzernden Schneedecke verborgen.

„Der Himmel erbarme sich", rief der Alte stöhnend. „Darum also hat der Pawnee überaus gründlich die Wolken betrachtet. Nun ist es zu spät. Es ist zu spät. Auf diesem makellosen weißen Teppich würde jedes Eichhörnchen seine Spur hinterlassen. Und dort kommen die Schufte schon. Wir wollen ja vorsichtig sein, noch sind wir nicht verloren."

Alle verbargen sich wieder. Ab und zu hoben sie den Kopf und spähten durch die Halme zu den Feinden, deren Bewegungen sie ängstlich verfolgten. Eine halbe Meile entfernt ritten die Tetons im Kreis.

Es hatte so bald zu schneien begonnen, daß die Indianer wußten: Diejenigen, die sie suchten, konnten nicht weit gekommen sein. Jetzt saßen die Flüchtlinge in einer Falle, in einer Schlinge, und die Schlinge zog sich langsam zu. Zuerst war es ein weiter Ring, doch der verengte sich wie eine Spirale. Immer kürzer wurden die Kurven, immer schneller krümmte sich die Linie der Reiter nach innen. Die Eingeschlossenen wagten kaum noch zu atmen. Von Minute zu Minute wuchs ihre Bedrängnis. Geduldig, mit peinlicher Sorgfalt gingen die Tetons zu Werke. Als sie sehr dicht herangerückt waren, griffen Paul und Middleton zu den Gewehren. Die Läufe richteten sich auf Mahtoree, der, kaum fünfzig Fuß entfernt, langsam vorüberritt und unablässig die unter ihm hinziehende schneebedeckte Fläche betrachtete.

Zugleich krümmten sich die Finger am Abzug. Hart klickten die Schlösser, die Zündung versagte.

Würdevoll erhob sich der Alte. „Genug. Ich habe die Feuersteine entfernt, zum Glück, denn sicherer Tod wäre die Folge Ihrer unbedachten Handlung gewesen. Wir wollen unser Schicksal wie Männer ertragen. Durch Schlottern und Verzagen gewinnen wir die Gunst der Indianer nicht."

Gellende Schreie hallten über die Ebene. Hundert Tetons preschten heran.

Mahtoree empfing seine Gefangenen mit starker Zurückhaltung, ein einziger Strahl wilder Freude schoß aus seinen Augen, dann sah der Häuptling Ines an, und Middleton erschauerte.

Triumphierend drängten sich die Dakotas um die Weißen. Ihre Begeisterung war so groß, daß anfangs niemand den fremden Indianer bemerkte. Der Pawnee stand reglos – ganz Selbstbeherrschung, unnahbar, zu Stein erstarrt –, ein wenig abseits von den anderen, und würdigte die Feinde keines Blickes. Als sie ihn endlich entdeckten, gebärdeten sie sich wie rasend; der Trapper hörte aus dem frenetischen Jubel, daß ihnen der gefürchtete, bislang unbezwungene Hartherz in die Hände gefallen war.

FÜNFUNDZWANZIGSTES KAPITEL

Der Fluß entsprang am Fuße des Felsengebirges. Eine weite Strecke mußte er durchfließen, ehe er sich mit dem schlammigen Missouri vereinigte. In der Nähe seiner Quellen stieg das Land aus der fruchtbaren Niederung jäh zu einer Hochebene empor. Die Vegetation war üppiger als in der welligen Prärie. Vereinzelte Baumgruppen beherrschten das Bild. Nach Norden zu versperrte sogar ein Wald den Blick. Einfache Gemüsekulturen gediehen in dem reichen Schwemmgebiet, wo die Pflanzen fast ohne Pflege wuchsen.

Auf dem Plateau hatten sich wandernde Sioux niedergelassen. Ihre Unterkünfte lagen regellos verstreut, die meisten hart am Rande des Tafellandes, andere ein Stück davon entfernt, wo immer die reizvolle Natur den Eigentümer hingezogen hatte. Das Lager war nicht nach kriegerischen Gesichtspunkten angelegt. Es war unbefestigt, offen und wäre einem Angriff schutzlos preisgegeben gewesen, hätte nicht der Fluß wenigstens nach einer Seite hin ein bescheidenes natürliches Hindernis gebildet. Die Krieger Mahtorees schienen mit ihren Familien nur deshalb an dieser Stelle zu lagern, weil es ganz nahe Wasser gab, und sollten es die Umstände erfordern, wäre es ihnen ein leichtes

gewesen, die hohen, aus konischen Stangengerüsten und Büffelhäuten errichteten Zelte abzureißen, um weiterzuziehen.

Vor jeder Behausung stand ein Pfosten, an dem Schild, Köcher, Lanze und Bogen des Familienoberhauptes hingen. Das Hausgerät seiner zwei, drei Frauen lag, liederlich hingeworfen, daneben. Hier und da schaute ein vollwangiger Säugling geduldig aus seiner unbequemen Rindenhülle und schaukelte an den Hirschlederriemen sanft im Wind. Die Kinder, die schon laufen konnten, stürzten, sich kugelnd und balgend, übereinander, wobei die Jungen den Ton angaben. So übten sie sich spielend in der Rolle, die ihnen das spätere Leben zuweisen würde. Die Halbwüchsigen zügelten im Talgrund die schäumenden Rosse ihrer Väter. Während sie tollkühn ihre Kräfte erprobten, stahl sich so manches Mädchen von der Arbeit fort, um den wilden Wagemut der männlichen Altersgenossen zu bewundern.

Vor den Hütten hatten sich die Frauen eingefunden. Einige bejahrte Weiber steckten die Köpfe zusammen und tuschelten erwartungsvoll über ein Ereignis, das sie herbeisehnten, weil es ihnen die Möglichkeit gab, nach Herzenslust zu keifen und ihren wilden Gefühlen freien Lauf zu lassen.

Die Männer waren, streng nach Ansehen und Verdienst getrennt, für sich versammelt. Diejenigen, die dem Jünglingsstand entwachsen und zur Jagd gegangen waren, ihr Können bislang aber nicht auf dem Kriegspfad bewiesen hatten, gruppierten sich außen herum. Sie beobachteten die Erfahrenen, von denen sie sich die ernste, würdevolle Pose, die Mäßigung und andere erstrebenswerte, als tugendhaft geltende Verhaltensformen absahen. Die Nächstälteren waren schon dreister, sie drängten dichter an die Häuptlinge heran, obwohl keiner so anmaßend gewesen wäre, sich in die Beratung einzumischen. Noch genügte es ihnen, gespannt den weisen Worten zu lauschen und aus dem Munde ihrer Vorbilder die hohe Kunst der Rede zu hören. Viel freier bewegten sich die einfachen Krieger, die gelegentlich zu den Häuptlingen niederen Ranges traten, wenngleich auch sie nicht wagten, die Gefühle eines bewährten Helden zu verletzen oder gar die Klugheit seiner Ratschläge anzuzweifeln. In der Mitte der Versammelten waren die bewunderten Häuptlinge zu finden, jene, die ihren Einfluß vor allem bedeutenden Waffentaten verdankten, und andere, die weniger durch Mut oder Körperkraft als durch Verstandesschärfe hervorragten. Die Vertreter der ersten Gruppe – große, kräftige Gestalten mit narbenbedeckten Gesichtern – waren bei weitem in der Überzahl, die der zweiten zeichneten sich dadurch aus, daß sie das Gespräch bereicherten, sooft sie – geistvoll und überzeugend, obwohl häufig abwehrend oder wägend in der begleitenden Gestik – das Wort ergriffen. Und dieser Kreis der auserwählten Ratgeber umschloß einen Mann, der die Vorzüge beider Typen in einer Person vereinte: Mahtoree, den nach außen hin ruhigen und innerlich stark erregten Krieger und Diplomaten. Er war ideenreich, dachte klar und scharf, sein Mut überstieg die üblichen Grenzen, unzählige Schlachten hatten in seinem Gesicht ihre Spuren eingegraben, so daß es zerfurcht, zerhackt und zerstochen war wie das eines greisen Kämpfers. Im

Rat gab es keinen, der vor seinem sprühenden Auge nicht den Blick gesenkt hätte.

In der Nähe der Indianer hatte sich eine zweite Schar zusammengefunden, Menschen eines ganz anderen Schlages, größere Menschen mit mächtigen Muskelwülsten unter der einst weißen Haut, die Amerikas Sonne gebräunt hatte, Nachkommen der Angelsachsen und Normannen: Ismael Bush und die Seinen. Träge lungerten sie vor ihren fünf Zelten, die ihnen die gastfreundlichen Tetons zur Verfügung gestellt hatten. Um die Tipis herum hatte der Squatter die Wagen gefahren, ein Zeichen, daß er den neuen Verbündeten nicht ganz traute. Im Talgrund unten, sorgsam behütet von der umsichtigen Hetty, grasten die Pferde und weidete das Hornvieh.

Die Männer lehnten sich schwer auf die Gewehre und blickten teils stumpfsinnig, teils neugierig zu den Sioux hinüber, die sie an Wortkargheit weit übertrafen. Nur selten öffnete einer den Mund, um zu sprechen, und wenn, kam eine knappe, abfällige Bemerkung heraus. Sie verhöhnten die Bundesgenossen und brüsteten sich der eigenen Überlegenheit.

Abiram aber teilte die behäbige Zufriedenheit seiner Verwandten nicht. Abseits von ihnen saß er zusammengekauert auf der Erde und starrte dumpf brütend vor sich hin. Ismaels Schwager schmiedete Zukunftspläne.

Am Rande der Zeltstadt lagen Middleton und Paul, die mit ihren Freunden einige Tage zuvor die Waffen gestreckt hatten. Riemen aus Bisonhaut umschnürten ihre Glieder und schnitten ihnen schmerzhaft ins Fleisch. Die Indianer hatten sie so gelegt, daß jeder im Gesicht des anderen die Qualen lesen konnte. Nicht weit entfernt stand Hartherz, an einen Pfahl gebunden. Nur der Trapper durfte sich freier bewegen. Die Tetons hatten ihm das Gewehr abgenommen, aber er war ungefesselt. Sechs junge Krieger bewachten ihn mit langen, über die Schulter gehängten Bogen und Köchern voll Pfeilen, damit er die Freiheit, die sie ihm wie zum Hohn gelassen hatten, nicht mißbrauchte.

Der Bienenjäger runzelte komisch besorgt die Stirn. Trotz der mißlichen Lage hatte er seinen Lebensmut nicht verloren. „Captain", sagte er unverdrossen, „haben Sie auch den Eindruck, daß die ungegerbten Lederriemen in die Schultern dringen, oder kommt es mir nur so vor, weil meine Arme eingeschlafen sind?"

„Wenn der Geist leidet, ist der Körper gegen Schmerzen unempfindlich", antwortete Middleton stolz und gänzlich ohne Humor. „Ich wünschte mir einige meiner braven Artilleristen herbei."

„Mir wäre schon wohler, wenn ich diese Zelte in Hornissennester verwandeln könnte. Die Insekten müßten die halbnackten Krieger piesacken." Der Bienenjäger lachte einfältig. Er wälzte sich halb auf den Rücken und malte sich die Szene aus. Darüber vergaß er seine Schmerzen.

Middleton schwieg verbissen.

Der Alte, der das Gespräch gehört hatte, kam näher. Traurig schüttelte er den Kopf. „Freuen wir uns nicht zu früh. Ich fürchte, die Sache wird höllisch ernst.

Unseren Freund, den Pawnee, haben sie schon an den Marterpfahl gebunden. Der große Sioux will seine Stammesbrüder aufwiegeln. Das hab ich ihm vorhin angemerkt!"

„He, Trapper!" Paul streckte sich, um den anderen besser zu sehen, „Sie sind so eine Art Sprachkundiger, außerdem verstehen Sie was von indianischen Teufeleien. Laufen Sie doch mal zu dem Rat rüber und erklären Sie den Häuptlingen in meinem Namen, im Namen Paul Hovers aus dem Staat Kentucky, wenn sie mir garantieren, daß Ellen Wade ungehindert nach Hause zurückkehren darf, können Sie mich skalpieren, wann und wie sie wollen. Sollten sie auf diese Bedingungen nicht eingehen, legen Sie meinetwegen noch zwei, drei Stunden Folter drauf, damit sie ihren Spaß haben, ehe sie mir die Haut vom Kopf ziehen."

„Ach, Junge, das ist kein verlockendes Angebot. Die Tetons machen auch ohne Ihre Erlaubnis, was sie wollen. Verlieren Sie trotzdem nicht den Mut. Vielleicht ist es unsere Rettung, daß wir Weiße sind. Die Rothäute lieben uns Bleichgesichter nicht. Wenn es nach ihnen ginge, würden sie uns alle zum Teufel jagen. Die Äcker würden sie dann wieder in Wälder verwandeln. Aber sie kennen unsere Stärke und betreiben manchmal eine recht geschickte Politik. Darum gebe ich die Hoffnung nicht auf. Unser Schicksal ist ungewiß. Nur der Pawnee scheint so gut wie verloren zu sein."

Der Alte ging zu dem Pfahl hinüber. Dort blieb er stehen und verharrte schweigend, wie es sich vor einem berühmten Häuptling geziemte. Der Indianer schaute unverwandt in die Ferne.

„Die Sioux beraten über meinen Bruder", sagte der Trapper, nachdem er lange gewartet hatte.

Der Pawnee sah ihn lächelnd an. „Sie zählen die Skalpe über der Hütte von Hartherz."

„Ganz sicher, ganz sicher. Sie werden zornig, wenn sie erfahren, wie viele Tetons du getötet hast. Für dich wäre es besser, du hättest mehr Tage bei der Hirschjagd verbracht als auf dem Kriegspfad. Dann würde dich jetzt vielleicht eine kinderlose Mutter an ihres verlorenen Sohnes Statt annehmen, und du könntest deine Tage in Frieden beschließen."

„Glaubt mein Vater, daß ein Krieger jemals stirbt? Der Herr des Lebens nimmt nicht mit der einen Hand, was er mit der anderen gegeben hat. Wenn er seine Männer braucht, ruft er sie, und sie gehen zu ihm."

„Der Junge erinnert mich an meinen toten Freund, den Delawaren. Diese Gestalt, diese Augen – erstaunlich, wie sie sich ähneln! Als wären sie Brüder gewesen. Sag mir, Pawnee, berichten eure Überlieferungen von einem mächtigen Volk, das einst am Ufer des Salzsees lebte, dicht bei der aufgehenden Sonne?"

„Die Erde ist weiß, sie gehört den Brüdern meines Vaters."

„Ich spreche nicht von den Strolchen, die ins Land kamen, um es seinen rechtmäßigen Herren zu rauben. Ich meine Krieger, die ihre Haut bemalten, damit sie rot war wie die Beere am Strauch."

„Die alten Männer erzählen, daß es Stämme gab, die sich bei Sonnenaufgang in die Wälder verkrochen, weil sie auf der offenen Prärie nicht zu kämpfen wagten."

„Erwähnen eure Überlieferungen nicht die größte, tapferste und weiseste Nation der Rothäute?"

Hartherz reckte sich stolz empor. „Hat das Alter meinen Vater blind gemacht, oder sieht er vor lauter Sioux den Pawnee nicht?"

Die Gedanken des Greises wanderten in die Vergangenheit zurück. Er fand, daß ein Delaware an der Stelle dieses Häuptlings nicht minder geprahlt hätte. „Junger Krieger", sagte er, und seine Stimme zitterte, „ich bin nie Vater gewesen. Wakonda, der mich schuf, wollte, daß ich allein lebe, nicht wie andere Männer meiner Hautfarbe mit Weib und Kind. Er hat mich nicht seßhaft gemacht, mein Herz weder an ein Heim noch an ein Feld gehängt, sonst wäre ich nicht so weit gewandert. Aber viele Jahre hab ich bei einem tapferen Volk in den Wäldern verbracht; dort kannte ich einen jungen Krieger, den ich sehr schätzte und der dir glich wie ein Bruder dem andern. Doch ob du mit ihm verwandt bist oder nicht – was bedeutet es mir! Du bist tapfer wie er, du bist ehrlich und treu. Und das sind Eigenschaften, Junge, die den, der sich ihrer rühmen kann, unvergessen sein lassen. Darum drängt es mich, dir etwas Gutes zu tun."

Hartherz neigte achtungsvoll den Kopf. Dann hob er ihn langsam und schaute entrückt in die Ferne. Der Trapper wartete geduldig, bis sich die Miene des Indianers wieder belebte und ihn ein rascher Blick aus den dunklen, blitzenden Augen traf.

„Vater", sagte der Pawnee, „ich habe deine Worte gehört. Sie sind in meine Ohren gedrungen, jetzt sind sie in mir. Das weißhaarige Langmesser hat keinen Sohn. Hartherz ist jung, aber er ist schon der Älteste seiner Familie. Die Gebeine seines Vaters fand er auf den Jagdgründen der Osagas, und er hat sie in die Steppen der guten Geister gesandt. Jetzt wird Wakonda bald uns beide rufen, dich, weil du alles gesehen hast, was es in diesem Lande zu sehen gibt, und Hartherz, weil er einen jungen Krieger bei sich braucht. Der Pawnee hat keine Zeit, dem Bleichgesicht die Pflichten zu erweisen, die ein Sohn seinem Vater schuldet."

„Ich bin ein Greis, aber ich mag noch erleben, wie die Sonne in der Prärie untergeht. Erwartet mein Sohn das auch von sich?"

„Die Tetons zählen die Skalpe meiner Hütte", erwiderte der Häuptling mit einem wehmütigen und doch stolzen Lächeln.

„Sie werden sehen, daß es viele sind, zu viele, als daß mein Sohn sicher wäre, solange er sich in den Händen der Rächer befindet. Doch mein Sohn ist kein Weib, er blickt fest auf den Pfad, den er ziehen wird. Gibt es nichts, was er den Brüdern seines Stammes zuraunen möchte, ehe er aufbricht? Meine Beine sind alt, aber sie können mich an die Gabelungen des Loupflusses tragen."

Der Gefangene verlor seine Selbstbeherrschung und rief mit plötzlich hervorbrechender Leidenschaft:

„Sag ihnen, daß Hartherz für jeden Teton einen Knoten in seinen Wampum geknüpft hat. Wenn er einen von ihnen in den Prärien beim Herrn des Lebens antrifft, wird er ein Sioux werden."

„Pawnee, ich liebe dich, aber ich bin ein Christ. Diese schreckliche Botschaft kann ich nicht überbringen."

„Mein Vater fürchtet, daß ihn die Tetons hören werden? Mag er es unseren Männern leise in die Ohren flüstern."

„Nun, junger Häuptling, Wakonda lehrt uns, das Leben zu lieben, doch wenn er mich abberuft, wird er es nicht zweimal tun müssen. Nur folgt jeder Krieger seinen Gewohnheiten, und die meinigen verbieten mir, deine Worte zu überbringen."

Hartherz machte eine würdige Gebärde der Zustimmung, aber er war enttäuscht. Das Vertrauen, das er gefaßt hatte, drohte zu schwinden.

Der Trapper sah ihn gedankenvoll an. „Ich habe meinem Sohn gesagt, was ich nicht tun darf. Öffne er nun seine Ohren, damit er hört, was ich tun will. Ein Elch läuft nicht viel schneller durch die Prärie als ich, falls ich mich der Botschaft, die ich überbringen soll, nicht zu schämen brauche."

Einen Augenblick zögerte der Häuptling noch, dann erwiderte er: „Das Bleichgesicht höre. Er wird hier bleiben, bis die Sioux die Skalpe ihrer toten Krieger gezählt haben. Wenn sie versuchen, die Köpfe von achtzehn Tetons mit der Haut eines einzigen Pawnees zu bedecken, wird er seine Augen weit öffnen, damit er sieht, an welchem Ort sie die Gebeine eines Häuptlings begraben."

„All das darf und will ich tun, mein guter Junge."

„Er wird die Stelle kenntlich machen, damit er sie wiederfindet."

„Sei unbesorgt, ich werde den Fleck nicht vergessen."

„Dann weiß ich, daß mein Vater zu meinem Volk gehen wird. Sein Kopf ist grau, seine Worte werden nicht mit dem Rauch verwehen. Er wird an meine Hütte treten und laut den Namen Hartherz rufen. Kein Pawnee wird taub sein. Dann möge mein Vater nach dem Füllen fragen, das noch niemand geritten hat, das schlank ist wie das Reh und schneller als der Elch."

„Ich verstehe dich, Junge, ich verstehe dich gut", beteuerte der Greis gerührt, „alles soll geschehen, wie du's dir wünschst."

„Nachdem meine jungen Männer meinem Vater die Halfter gegeben haben, wird er das Füllen auf einem einsamen Pfad an das Grab führen."

„Auch das werde ich tun, und wenn der Winter die Ebene mit Bergen von Schnee bedeckt und die Tage finster macht wie die Nächte – nach der heiligen Stätte will ich das Tier führen, und ich werde es so stellen, daß es die sinkende Sonne sieht."

„Und mein Vater wird mit ihm reden und sagen, daß sein Herr, der es gefüttert hat, seit die Stute fohlte, jetzt nach ihm verlangt."

„Das werde ich, obwohl – der Herr ist mein Zeuge – ich nicht glaube, daß mich ein Füllen verstehen wird."

„Der Graubart soll die Sprache der Pawnees gebrauchen."

gemeint. Er hat vorwärts geschaut, als seine Gedanken rückwärts gerichtet waren. Das Pferd eines Sioux hat er zu scharf geritten. Er ist der Freund eines Pawnee gewesen und der Feind meines Volkes."

„Teton, ich bin dein Gefangener. Obwohl meine Worte weiß sind, werde ich nicht klagen. Vollstreck deinen Willen."

„Nein, Mahtoree mag das weiße Haar nicht rot färben. Mein Vater ist frei. Die Prärie steht ihm nach allen Seiten offen. Aber bevor der Graukopf die Sioux verläßt, soll er sie noch besser kennenlernen, damit er seinem Häuptling erzählen kann, wie groß ein Dakota ist."

„Mich drängt nichts, schon so bald meiner Wege zu ziehen. Du siehst einen alten Mann vor dir, aber kein Weib. Meintest du, ich würde eilen, bis ich den Atem verliere? Mit Weile will ich den Völkern der Prärie zu Wissen bringen, was die Sioux tun."

„Das ist gut. Mein Vater hat in vielen Räten geraucht. Mahtoree möchte durch die Zunge seines lieben Freundes und Vaters sprechen. Ein junges Bleichgesicht wird die Ohren öffnen, wenn ein Graukopf seiner Nation den Mund auftut."

„Sprich laut, meine jungen Männer werden dich hören", sagte der Trapper, der glaubte, daß er zwischen dem Häuptling und Middleton und Hover dolmetschen sollte. „Captain, Bienenjäger", rief er seinen Freunden zu, „jetzt seid tapfer. Macht euch auf das Schlimmste gefaßt, aber bleibt standhaft. Laßt ihn reden und drohen, soviel er will. Nehmt euch an dem edelmütigen Pawnee ein Beispiel."

„Mein Bruder hat einen verkehrten Pfad gewählt", bemerkte der Häuptling sanft.

„Der Dakota möchte nicht zu meinen jungen Männern sprechen?"

„Erst nachdem er der Blume der Bleichgesichter ins Ohr gesungen hat."

„Mahtoree möge seinen Mund öffnen."

„Will mein Vater schreien, sollen Frauen und Kinder die Weisheit der Häuptlinge vernehmen? Wir wollen hineingehen und flüstern."

Der Teton deutete auf ein abseits stehendes Zelt. Das Bild, mit dem die Bisonhaut geschmückt war, schilderte in glühenden Farben eine seiner verwegensten und berühmtesten Heldentaten. Schild und Köcher vor dem Eingang waren ungewöhnlich reich verziert; auch das Gewehr, das bei den übrigen Waffen am Pfahl hing, wies Mahtoree als bedeutende Persönlichkeit aus. Die Geräte des Haushalts dagegen waren betont einfach, ihre Anzahl beschränkte sich auf das Notwendigste. Fast ärmlich wirkte das Innere des geräumigen Zeltes. Die allgemein begehrten Gegenstände des zivilisierten Lebens, mit denen gewissenlose, nur auf ihren Vorteil bedachte weiße Händler zu schwindelhaften Bedingungen hökerten, fehlten völlig. Aber selbst diese dürftige Ausstattung zeugte von der besonderen Stellung, die der Häuptling in seinem Stamm einnahm. Alles Entbehrliche hatte er an seine Krieger verschenkt und damit eine verschwenderische Großzügigkeit bewiesen, die seinen edlen, vielleicht durch ein starkes Geltungsbedürfnis übersteigerten Neigungen entsprach.

Unter seinem Lieblingsbogen, eingeschlossen in einen Ring von Speeren, Schilden, Lanzen und Pfeilen, die ihm irgendwann einmal gute Dienste geleistet hatten, hing der geheimnisvolle, heilige Medizinbeutel.

Drei Frauen befanden sich in dem Zelt: Ines, Ellen, und Tachechana, die „Rehgeiß", die jüngste, schönste und klügste Gattin des Teton, seine Lieblingsfrau. Ihr angenehmes Wesen hatte seine Wirkung auf den Häuptling nicht verfehlt. Er war ihrem Einfluß unterlegen gewesen, bis ihn eine andere, die „Blume" der Bleichgesichter, in ihren Bann gezogen hatte. Von diesem unseligen Augenblick an hatte die zärtliche, anhängliche und ihm treu ergebene Indianerin ihre Macht über ihn verloren.

Tachechana hatte sanfte, nußbraune Augen, die verspielt blickten wie die einer Antilope. Ihre Stimme war warm und fröhlich wie der Gesang des Zaunkönigs. Wenn sie lachte, klang es weich und glockenrein. Darum war sie, die Tochter eines geachteten Helden und Schwester mehrerer Krieger, die auf fremdem Boden ihr Leben im Kampf gelassen hatten, von allen Mädchen des Stammes das begehrteste gewesen. Zahlreiche junge Männer hatten Geschenke in die elterliche Hütte gesandt. Aber keiner war erhört worden, bis der große Mahtoree einen Brautwerber schickte. So war sie seine dritte Frau geworden, und ihr Bund, der seit zwei Jahren bestand, war nicht ohne Frucht geblieben, wie der Säugling, der schlafend in seiner Wiege aus Rinde und Büffelhaut lag, bewies.

Als Mahtoree mit dem Trapper eintrat, saß die Mutter auf einem einfachen Hocker und bewunderte die gefangenen Frauen, an denen alles, sogar die Kleidung, fremd und unbegreiflich war. Den Schritt ihres Gatten dämpften die

wildledernen Mokassins, aber sie hörte das feine Klirren seiner Armreife und der silbernen Verzierungen an den Leggings. Freudig, überrascht, mit einem leisen Aufschrei wandte sie ihm das Gesicht zu.

Es war das erstemal seit seiner Rückkehr von der Büffeljagd, daß Mahtoree ins Zelt kam. Viele Tage hatte sie ihn nicht gesehen, aber immer an ihn gedacht. Er war der tapfere, siegreiche Krieger, dem ihre Liebe gehörte und der sich in den raren Mußestunden seines Lebens der zärtlichen Gefühle eines Vaters und Gatten nicht schämte.

Diesmal jedoch ließ der Häuptling den heiteren Blick seiner Squaw unbeachtet. Er trat an das Bettgestell, auf dem die Gefangenen saßen, und reckte sich stolz, während die beiden furchtsam die Augen niederschlugen.

Ines war die erste, die sich sammelte und den Kopf wieder hob. „Was verschafft uns die Ehre dieses Besuches?" fragte sie kalt, an den Trapper gewandt.

Der Alte räusperte sich vernehmlich, denn er wußte nicht, wie er am besten antworten sollte. Schließlich begann er so: „Meine Dame, Formalitäten erwarten Sie von einem Indianer vergeblich. Sie sind zu leicht, würde er sagen, der Wind würde sie verwehen. Und wenn Sie meine Meinung wissen wollen, ich mochte Ihre nickenden und katzbuckelnden Diener, diese Siedlungsaffen, nie recht leiden. Trotzdem könnte ich mich gegenüber der Gattin eines Captain benehmen. Ich würde nicht unangemeldet hereinplatzen, sondern zunächst an der Tür – am Eingang laut hüsteln, sodann ..."

Ines unterbrach ihn ungeduldig. „Schon gut, es geht mir nicht um die Form. Ich wünsche zu wissen, weshalb dieser Mensch hier eingedrungen ist."

„Ah so, da wollen wir uns doch gleich mal erkundigen." Der Trapper blickte Mahtoree an. „Die Töchter der Bleichgesichter fragen, warum der große Teton in das Zelt gekommen ist."

Der Indianer war überrascht. Neugierig musterte er die junge Frau. Nach einer Weile erwiderte er herablassend: „Sing in die Ohren des Dunkelauges. Die Hütte Mahtorees ist sehr groß, sie wird Platz darin finden; niemand soll höher geachtet sein als sie. Dem Lichthaar sag, daß auch sie in der Hütte eines Kriegers bleiben und von seinem Wildbret essen darf. Mahtoree ist ein großer Häuptling, seine Hand ist immer offen."

„Teton", der Alte wiegte mißbilligend den Kopf, „die Zunge einer Rothaut muß sich weiß färben, bevor sie für ein Bleichgesicht Musik machen kann. Sollten deine Worte ausgesprochen werden, würden meine Töchter die Ohren verschließen, denn Mahtoree wäre in ihren Augen ein Händler. Höre, wozu dir der Graukopf rät."

„Dann rede!"

„Mein Volk ist mächtig, es bewohnt ein großes Land. An seiner östlichen Grenze geht die Sonne auf, an seiner westlichen geht sie unter. In diesem Lande gibt es viele fröhliche Mädchen mit strahlenden Augen, grad solche wie die beiden, die du vor dir siehst, Teton. Ich belüge dich nicht."

„Hat mein Vater hundert Frauen?" fragte der Häuptling ungläubig. Er berührte den Trapper an der Schulter und erwartete gespannt seine Antwort.

„Nein, Dakota. Der Herr des Lebens hat zu mir gesagt: Wohne allein! Deine Hütte sei der Wald, der Himmel darüber das Dach. Aber habe ich mich auch nicht an eine Frau gebunden, obwohl zu heiraten in meiner Nation Sitte ist, so kenne ich doch unsere Mädchen. Sie singen und scherzen, die Wälder hallen von ihrem Gelächter wider. Sie sind wie bunte, muntere Vögel zur Zeit der Blüte. Die jungen Männer sehen ihnen gern zu, denn sie sind hübsch anzuschaun!"

„Hugh!" rief Mahtoree, der gebannt zugehört hatte.

„Ja, du kannst mir glauben, denn es ist wahr. Aber wenn ein Jüngling die Richtige gefunden hat und um sie freit, redet er leise, damit ihn niemand hört. Und er sagt nicht: Meine Hütte ist groß, sie hat Platz für zwei. Seine Stimme ist süßer als der Nektar der Robinie, sie schmeichelt sich ein wie das Lied des Zaunkönigs. Mein Bruder wünscht, daß seine Worte gehört werden? Dann spreche er mit weißer Zunge."

Lange hüllte sich der Häuptling in nachdenkliches Schweigen. Der Eitelkeit einer fremden Frau sollte er sich beugen? Er versuchte nicht, sein Erstaunen zu verbergen. War es nicht demütigend, eines Kriegers unwürdig? Doch sein Blick glitt bewundernd über Ines hin. Sie war stolz und schön, und er neigte den Kopf zum Zeichen, daß er seinen Irrtum bekannte. Er trat einen Schritt zurück, sein Körper entspannte sich. Mit dem Selbstbewußtsein des geübten Redners, der Erfolg gewöhnt ist, den Blick unverwandt auf Middletons Frau gerichtet, trug er seinen Antrag vor.

„Meine Haut ist rot, aber meine Augen sind schwarz. Oft fiel der Schnee seit

dem Tag, da ich sie das erstemal aufschlug. Sie haben viel gesehen, sie wissen zwischen Held und Feigling zu unterscheiden. Als ich ein Junge war, sah ich nichts als den Bison und den Hirsch. Ich ging zur Jagd, da traf ich den Puma und den Bären. Das machte Mahtoree zum Mann. Nun sprach er nicht mehr mit seiner Mutter. Seine Ohren öffneten sich der Weisheit der Alten, und die greisen Krieger sagten ihm alles. Sie erzählten ihm von den Langmessern. Er zog auf den Kriegspfad. Damals war er der Letzte, jetzt ist er der Erste. Welcher Dakota würde sich vor ihm in die Jagdgründe der Pawnees wagen? Die Häuptlinge empfingen ihn an ihren Türen, sie sprachen: ‚Mein Sohn hat kein Heim.' Sie öffneten ihm ihre Hütten, sie schenkten ihm ihre Güter und gaben ihm ihre Töchter. Dann wurde Mahtoree ein Häuptling, wie es seine Väter gewesen waren. Er kämpfte gegen die Krieger aller Nationen. Er hätte sich Frauen von den Pawnees, Omahaws und Konzas nehmen können, aber sein Blick war auf die Jagdgründe, nicht auf die Dörfer gerichtet. Ein Pferd bedeutete ihm mehr als ein Dakotamädchen. Doch in der Prärie fand er eine Blume, pflückte sie und brachte sie in seine Hütte. Er vergißt, daß er der Herr seiner Pferde ist, er wird sie alle dem Fremden geben, denn Mahtoree ist kein Dieb. Nur die Blume, die er in der Prärie gefunden hat, wird er behalten. Ihre Füße sind zu schwach, sie kann nicht an die Tür ihres Vaterhauses laufen. Für immer wird sie in der Hütte eines tapferen Kriegers bleiben."

Der Freier schwieg. Er wartete darauf, daß der Trapper seine Rede übersetzte, und der Alte, dem keine Silbe entgangen war, überlegte, wie er den Sinn der Worte am besten verschleiern könne. Er schickte sich an, noch weitschweifiger als der Teton zu beginnen, da hob Ellen abweisend eine Hand.

„Sparen Sie sich die Mühe", sagte sie mit einem flüchtigen Seitenblick auf Ines. „Die Gedanken eines Indianers lassen sich in Gegenwart einer Dame schlecht wiedergeben."

Ines errötete, sie verneigte sich flüchtig. Kühl dankte sie dem greisen Mann für seine Hilfsbereitschaft, und sie fügte hinzu, daß die Frauen nun lieber allein sein wollten.

Der Trapper wandte sich zu Mahtoree um, der ihn erwartungsvoll ansah. „Meine Töchter brauchen ihre Ohren nicht, sie verstehen so, was ein Dakota spricht. Seine Blicke und Gebärden sagen genug. Nun möchten sie seine Worte im Herzen bewegen, denn die Kinder tapferer Krieger tun nichts, ohne zu überlegen."

Diese Erklärung befriedigte den Häuptling. Sie schmeichelte ihm und klang verheißungsvoll. Würdevoll grüßte er zum Abschied. Er zog das Gewand enger um die Schultern und schickte sich an hinauszugehen, als ihm seine Gattin den Weg vertrat. Schweigend, aber aufmerksam hatte sie seiner Rede gelauscht. Sie kannte seine Art zu werben. Einst war sie ihm aus der Hütte ihres Vaters gefolgt, sie hatte ihre Ohren dem zärtlichen Geflüster der jungen Sioux verschlossen, weil sie ihn, den Tapfersten des Stammes, noch öfter reden hören wollte. Demütig stand sie jetzt vor ihm, gebeugt, das Kind im Arm.

Im ersten Augenblick erschrak er, doch sein Gesicht wurde gleich wieder kalt und starr wie Marmor. Gebieterisch winkte er sie zur Seite, aber sie blieb stehen.

„Ist Tachechana nicht die Tochter eines Häuptlings?" fragte sie leise, während Stolz und Verzweiflung in ihr rangen. „Waren ihre Brüder nicht Helden?"

„Aus dem Weg! Die Männer rufen Mahtoree. Er hat keine Ohren für eine Frau."

„Nein", sagte sie, „es ist nicht Tachechanas Stimme, die du hörst. Dein Junge spricht zu dir durch die Zunge seiner Mutter. Er ist der Sohn eines Häuptlings, seine Worte dringen in das Ohr des Vaters. Höre, was er dich fragt. War Mahtoree je hungrig, und Tachechana gab ihm nichts zu essen? Zog er je gegen die Pawnees, und meine Mutter weinte nicht? Kehrte er verwundet zurück, und sie sang nicht für ihn? Welches Siouxmädchen hat ihm einen Sohn geboren wie mich? Sieh mich gut an, damit du weißt, wer ich bin. Meine Augen sind die eines Adlers. Ich blicke in die Sonne und lache. Bald werden mir die Dakotas zur Jagd und auf den Kriegspfad folgen. Warum wendet mein Vater das Auge von der Frau, die mir Milch gibt? Warum hat er die Tochter eines mächtigen Häuptlings so rasch vergessen?"

Der Teton blickte in das lachende Gesicht des Knaben und schien schwach zu werden. Gewaltsam unterdrückte er die Rührung, die ihn schwankend machte. Er nahm seine Squaw beim Arm und führte sie vor Ines. Schweigend wies er auf die junge Frau, die die Indianerin freundlich anblickte. Schließlich ergriff er den kleinen Spiegel, den er Tachechana geschenkt hatte und den sie am Hals trug. Er hielt ihn ihr dicht vor die Augen. Während sie erstarrte, hüllte er sich fester in sein Gewand. Er winkte dem Trapper und schritt stolz hinaus.

Tachechana versuchte nicht mehr, ihn zu halten. Gedemütigt blieb sie zurück, unfähig, sich zu regen. Nur allmählich wich die Lähmung, in ihrem Gesicht begann es zu arbeiten. Mit heftiger Bewegung streifte sie die Armringe über die Handgelenke. Die wirren Perlenketten riß sie von den Leggings. Den breiten Silberreif, den ihre Stirn zierte, setzte sie stürmisch ab. Ihren gesamten Schmuck bot sie Ines an. Noch zögerte sie einen Augenblick. Dann nahm sie entschlossen den Säugling hoch und legte auch ihn der vermeintlichen Rivalin zu Füßen.

Während sich die Gefangenen fragend anblickten, begann sie traurig zu summen.

„Eine fremde Zunge wird meinen Jungen lehren, wie er zum Mann wird. Fremde Laute wird er hören, doch er wird sie begreifen lernen und seine Mutter vergessen. Es ist Wakondas Wille. Eine Siouxfrau sollte nicht klagen. Sprich zärtlich mit ihm, seine Ohren sind klein. Wenn er groß ist, mögen deine Worte lauter werden. Gib acht, daß er kein Mädchen wird. Bitter ist das Leben einer Frau. Lehre ihn, den Männern nachzueifern. Bring ihm bei, diejenigen zu schlagen, die ihm Unrecht tun, und laß ihn nie versäumen, Hieb mit Hieb zu vergelten. Wenn er jagen geht, flüstere ihm die Blume der Bleichgesichter still ins Ohr, daß die Haut seiner Mutter rot war, daß sie einst die Rehgeiß der Dakotas war."

Tachechana küßte ihren Sohn auf die Lippen, sie zog sich in eine Ecke zurück. Zum Zeichen ihrer Demut setzte sie sich auf die nackte Erde und bedeckte den Kopf mit ihrem leichten Kattungewand. Alle Versuche, sie zu besänftigen, blieben erfolglos. Sie hörte weder die Vorwürfe, noch spürte sie die Berührung, als Ines und Ellen sie sanft rüttelten. Mehrmals schwoll ihre Stimme an, wie Klagegesang klang es unter der zitternden Hülle hervor. Stunden brachte sie so zu, während draußen Dinge geschahen, die nicht nur ihr eigenes Schicksal bestimmten, sondern das Leben des Stammes entscheidend veränderten.

SIEBENUNDZWANZIGSTES KAPITEL

Als Mahtoree das Zelt verließ, traf er Ismael, Abiram und Esther, die vor dem Eingang auf ihn gewartet hatten. Die Miene des Squatters verhieß nichts Gutes. Der unsichere Waffenstillstand, den der schlaue Teton mit den einfältigen Leuten abgeschlossen hatte, schien jetzt ernsthaft gefährdet zu sein.

„Hör mal her, alter Graubart", rief Ismael aufgebracht, er packte den Trapper und drehte ihn herum wie einen Kreisel, „ich hab es satt, mit Daumen und Zeigefinger zu reden, statt mit der Zunge. Jetzt machst du unverzüglich den Dolmetscher. Du übersetzt, was ich dir sage, brühwarm ins Indianische, ob es der Rothaut schmeckt oder nicht."

„Nur zu, mein Freund", erwiderte der Trapper ruhig, „ich werde kein Blatt vor den Mund nehmen."

„Freund!" Der Squatter verzog das Gesicht zu einer unbestimmbaren Grimasse. „Na, erklär diesem räuberischen Sioux mal, was ich hier will. Es geht um den Vertrag, den wir vor dem Felsen geschlossen haben. Ich verlange, daß er sich an unsere Abmachungen hält."

Der Trapper übersetzte, der Häuptling tat erstaunt.

„Friert mein Bruder? Wir haben viele Büffelhäute. Ist er hungrig? Meine jungen Männer werden Wildbret in seine Hütten tragen."

Der Squatter ballte die rechte Hand drohend zur Faust und stieß sie heftig in

die geöffnete linke. „Ich bin kein Bettler. Ich komme nicht, um die Knochen aufzulesen, die er wegwirft. Sag das dem Schwindler. Ich bin ein freier Mann und fordere mein Recht. Nebenbei erhebe ich auch Anspruch auf Sie, damit Sie der gerechten Strafe nicht entgehen, Sie erbärmlicher Schurke. Also, daß wir uns nicht mißverstehen, der Sioux wird mir ein paar Leute ausliefern: die Gefangene, meine Nichte und Sie, alle drei, wie's in den Bedingungen festgelegt ist."

Der Alte lächelte verschmitzt. „Sie verlangen mehr, als Ihnen irgend jemand geben würde, Freund Squatter. Sie wollen dem Teton die Zunge herausreißen und ihm das Herz aus der Brust schneiden."

„Ich will mein Recht und werde es mir verschaffen, egal, wer oder was dabei zum Teufel geht. Tragen Sie dem Indianer meine Forderungen vor. Und wenn Sie von sich reden, machen Sie ein Zeichen, damit ich weiß, daß Sie nicht falschspielen."

Der Trapper lachte still vor sich hin. Er richtete den Blick auf den Häuptling.

„Der Dakota möge seine Ohren sehr weit öffnen. Große Worte werden in sie eindringen. Sein Freund Langmesser kommt mit leerer Hand. Der Teton, sagt er, muß sie füllen."

„Wagh! Mahtoree ist ein reicher Häuptling. Er ist der Herr der Prärien."

„Er soll das Dunkelhaar herausgeben."

Der Teton runzelte die Stirn, seine Miene verdüsterte sich, aber er erwiderte listig: „Ein Mädchen ist zu leicht für die Hand eines tapferen Kriegers. Ich will sie mit Bisons füllen."

„Das Lichthaar braucht er auch. Sie hat sein Blut in ihren Adern, behauptet er."

„Sie soll Mahtorees Frau werden. Dann ist das Langmesser der Vater eines Häuptlings."

„Und mich", fuhr der Alte fort, wobei er unmißverständlich gestikulierte, „mich will er ebenfalls haben, einen armen, hinfälligen Trapper."

Der Dakota schlang liebevoll einen Arm um des Trappers Schulter. „Mein Freund ist alt, er kann nicht weit wandern. Er wird bei den Tetons bleiben, damit sie aus seinem Munde Weisheit lernen. Welcher Sioux hat eine Zunge wie mein Vater! Nein, seine Worte sollen sanft, aber sehr klar sein. Mahtoree gibt Felle und Buffalos, den jungen Männern der Bleichgesichter wird er Frauen geben. Doch von denen, die in seine Hütte gekommen sind, wird er niemand wegschicken."

Der Häuptling wandte sich ab. Er wollte zu dem Rat gehen, wo er bereits sehnsüchtig erwartet wurde. Doch auf halbem Wege kehrte er noch einmal um und sagte zu dem Trapper, der inzwischen zu übersetzen begonnen hatte: „Großer Büffel, der Häuptling der Bleichgesichter, soll wissen, daß Mahtorees Hand immer offen ist." Er zeigte auf die hutzlige, vergrämte Esther. „Großer Büffel hat eine Frau, die für einen Häuptling zu alt ist. Soll er sie aus seiner Hütte weisen. Mahtoree liebt ihn wie einen Bruder. Er ist sein Bruder. Großer Büffel wird die jüngste Frau der Tetons haben, Tachechana, den Stolz der Siouxmäd-

chen. Sie soll sein Wildbret zubereiten, und viele Krieger werden ihn eifersüchtig ansehn."

Der Trapper schaute dem Dakota nach, der, kaum daß er das letzte Wort ausgesprochen hatte, davongeschritten war.

„Der Häuptling hat sich sehr deutlich ausgedrückt", erklärte der Alte. „Die Dame, auf die Sie weiß Gott keinen anderen Anspruch erheben können als der Wolf auf das Lamm, will er nicht herausrücken. Auch das Mädchen, das Sie Ihre Nichte nennen, soll bei ihm bleiben. Mehr noch, Nachbar Squatter, nicht mal mich mag er Ihnen geben, und das nenn ich weise, denn ich lege wenig Wert darauf, in Ihrer Gesellschaft zu reisen. Mahtoree macht ein anderes Angebot. Er läßt Ihnen ausrichten – wohlgemerkt, das sind seine Worte, nicht meine, ich wasche meine Hände in Unschuld –, es sei an der Zeit, daß Sie sich von Ihrer Gattin trennen, da die gute Frau über ihre besten Jahre hinaus ist. Er empfiehlt Ihnen, sie fortzujagen. Wenn die Hütte leer ist, will er seine Lieblingsfrau Rehgeiß schicken, damit sie die frei gewordene Stelle einnehmen kann. Wie Sie sehen, möchte er Ihnen manches vorenthalten, ist auf der anderen Seite aber bereit, Sie für Ihre Verluste zu entschädigen."

Als Ismael die Botschaft des Häuptlings hörte, staunte er zuerst nur. Dann wurde er empört. Mühsam beherrschte er sich. Daß er seine erprobte Lebensgefährtin gegen eine junge Indianerin austauschen sollte, brachte ihn weniger auf. Darüber lachte er unnatürlich trocken. Esther aber schäumte fast über vor Wut.

„Sapperlot!" schimpfte sie laut. „Wer gibt einem Indianer das Recht, mit angetrauten Ehefrauen so umzuspringen? Der Kerl ist ein Tyrann, ein richtiger Feldwebel in der Familie. Und du, Ismael Bush, du öffnest deinen sündigen Mund nicht, um diese Rothaut zu verfluchen? Sieh dir meine Kinder an! Wo ist die Squaw, die mir das Wasser reichen könnte? Du bist der Vater von sieben prächtigen Söhnen und ebenso vielen hübschen Töchtern. Aber du würdest dich unterstehen, auch noch ein paar Maulesel in die Welt zu setzen? Oh, ich kenne dich, mein Mann, der Teufel hat dich oft genug versucht."

Sie trieb ihn und Abiram wie zwei faule Kinder vor sich her ins eigene Lager. Gegen solche Ausbrüche war Ismael machtlos. Zwar beteuerte er seine Unschuld, aber die eifersüchtige Gattin ließ sich nicht beschwichtigen. Sie hörte nur ihr eigenes Gezeter und forderte ihn auf, das Teufelsnest ohne weiteren Aufschub zu verlassen.

Der Squatter hatte vorsichtshalber das Vieh zusammengetrieben und die Wagen beladen, ehe er zum Häuptling gegangen war. Die jungen Männer sahen sich an und zuckten die Schultern. Gleichmütig folgten sie der Aufforderung ihres Vaters, die Zelte abzureißen und sie als Entschädigung für die drei Menschen, die ihnen der vertragsbrüchige Teton vorenthielt, ebenfalls auf die Fahrzeuge zu werfen. Still rückte der Squatter mit den Seinen ab. Da eine wohlbewaffnete Nachhut die Kolonne nach hinten sicherte, blieben die Sioux friedlich.

Ismael folgte dem Fluß eine Meile stromab. Auf der höchsten Stelle des Tafellandes gebot er Halt. Er ließ die Zelte aufstellen, die Zugtiere ausschirren. Das Rindvieh wurde in die Niederung getrieben. Und das waren alles Zeichen dafür, daß er die Erfüllung des Vertrages als aufgeschoben und nicht als aufgehoben betrachtete.

Während der Squatter sein neues Lager einrichtete, blieben auch die Tetons nicht müßig. Seit sich die Nachricht verbreitet hatte, daß Mahtoree mit dem gefangenen Hartherz zurückgekehrt war, herrschte bei ihnen wilde Freude. Die alten Weiber gingen von Hütte zu Hütte und hetzten die Krieger gegen den verhaßten Häuptling auf. Den einen erinnerten sie an einen Sohn, dessen Skalp im Rauch einer Pawneehütte trocknete, den anderen an seine Narben oder Niederlagen, einen dritten an die Häute oder Pferde, die er schimpflich verloren hatte. Als das Blut der meisten in Wallung geraten war und die Wogen der Rachsucht leidenschaftlich hochgingen, begaben sich alle noch einmal zur Beratung, um endgültig über das Schicksal der Gefangenen zu befinden; denn die bisherigen Gespräche hatten die letzte Entscheidung nur vorbereitet. Sie hatten besonders dem Zweck gedient, sämtliche Meinungen kennenzulernen und die verschiedenen Gruppierungen abzugrenzen.

Die Dakotas setzten sich um Hartherz herum. Middleton und Hover wurden gebracht und vor dem Pfahl niedergelegt. Immer dichter wurde der Kreis. Auch einige Frauen nahmen in der vordersten Reihe Platz. Schließlich fehlten nur noch vier der bedeutendsten Häuptlinge. Sie berieten untereinander in der vergeblichen Hoffnung, ihre Standpunkte anzugleichen. Als sie endlich kamen, verkündeten die finsteren Mienen, daß sie zu keiner Einigung gelangt waren. Mahtoree selbst war nicht kühl, wie es sich für einen Krieger im Rat geschickt hätte. Seine gemächlichen Bewegungen wirkten unnatürlich, manchmal blitzten seine Augen gefährlich auf.

Ein Greis entzündete die große Pfeife seines Volkes. Er blies den Rauch in die vier Himmelsrichtungen und gab das Gerät Mahtoree, der es in gespielter Demut an einen grauhaarigen Häuptling weiterreichte. Nachdem die Pfeife die Runde gemacht und der Qualm die Gemüter beruhigt hatte, erhob sich ein greiser Indianer. Er begann zu reden.

„Der Adler an den Fällen des endlosen Flusses lag noch im Ei, als ich einen Pawnee erschlug. Was meine Zunge spricht, haben meine Augen gesehen. Bohrecheena ist sehr alt. Die Hügel standen, als er noch nicht geboren war, die Flüsse wurden voll und leer, bevor er in den Stamm kam. Doch wo ist der Sioux, der das alles weiß wie er? Wenn eines seiner Worte zur Erde fällt, heben es meine flinken jungen Männer auf und halten es ans Ohr. Verweht eins der Wind, jagen sie ihm nach und holen es zurück. Hört jetzt! Seitdem das Wasser fließt und die Bäume wachsen, bekriegen die Pawnees die Sioux. Der Dakota gleicht dem Puma, der die Antilope liebt, er liebt seine Feinde. Legt sich der Wolf nieder und schläft, wenn er das Kitz findet? Schließt der Panther die Augen, wenn er das Reh an der Quelle erspäht? Ihr wißt, daß er es nicht tut. Er trinkt gleichfalls, aber kein

Wasser, sondern Blut. Ein Sioux ist ein springender Panther, ein Pawnee ist ein zitternder Hirsch. Mögen mich meine Kinder hören. Sie werden sehen, daß meine Worte gut sind. Ich habe gesprochen."

Dieser Häuptling war ein ehrwürdiger Greis, und es fehlte nicht an Stimmen, die seinen Aufruf zur Rache begrüßten. Dumpf grollend murmelten die Anhänger Mahtorees Beifall.

Der zweite Krieger, der seine Meinung vortrug, war, obwohl über die besten Jahre hinaus, wesentlich jünger als sein Vorredner. Das setzte ihn den Augen der Zuhörer herab, und er war sich des Nachteils bewußt. Er suchte ihn durch übergroße Bescheidenheit auszugleichen.

„Ich bin nur ein Kind", sagte er und schaute verstohlen zur Seite, um zu sehen, ob die Blicke der anderen seiner Behauptung nicht hohnsprachen, denn er stand in dem Ruf, mutig und klug zu sein. „Seitdem mein Vater ein Mann ist, lebe ich bei den Weibern. Nicht das Alter hat meinen Kopf grau gemacht. Als ich während der Kriegszüge eingeschlafen war, ist Schnee darauf gefallen und gefroren. Die heiße Sonne bei den Osagadörfern war nicht stark genug, ihn zu tauen."

Leises Gemurmel lief durch die Reihen. Die anderen kannten seine Taten, auf die er so geschickt anspielte, sie bewunderten seine Tapferkeit.

Er wartete, bis sich die Versammelten beruhigt hatten, dann fuhr er fort.

„Aber die Augen eines jungen Kriegers sind gut. Sie blicken weit. Er ist ein Luchs. Schaut mich an. Ich kehre euch den Rücken zu. Jetzt wißt ihr, daß ich euer Freund bin, denn ich habe euch eine Seite gezeigt, die noch kein Pawnee gesehen hat. In meinem Gesicht ist eine Narbe, die ein Konza geschnitten hat, aber meinen Mund hat Wakonda gemacht, damit ihr mir ins Herz schaut. Was bin ich? Ein Dakota durch und durch. Ihr wißt es. Deshalb hört mich an. Das Blut jeder Kreatur ist rot. Wer unterscheidet den Fleck, auf dem ein Pawnee erschlagen wurde, von der Stelle, wo meine jungen Männer einen Bison erlegten? Es ist eine Farbe, der Herr des Lebens hat sie gleichgemacht. Aber wird das Gras dort grünen, wo ein Bleichgesicht getötet wurde? So zahlreich sind sie nicht, daß sie einen ihrer Krieger nicht vermissen würden. ‚Wo sind meine Söhne?' werden sie fragen. Wenn einer fehlt, werden sie in die Prärie kommen, um nach ihm zu suchen, und wenn sie ihn nicht finden, werden sie ihre Späher zu den Sioux schicken. Meine Brüder! Die Langmesser sind keine Toren. Einer ihrer mächtigen Medizinmänner weilt unter uns. Wer weiß, wie laut seine Stimme, wie lang sein Arm ist?"

Mahtoree unterbrach den Redner, der die Aufmerksamkeit der Zuhörer gewonnen hatte. „Meine jungen Männer mögen den bösen Geist der Bleichgesichter vor den Rat führen", befahl er verächtlich. „Mein Bruder soll seinem Medizinmann Aug in Auge gegenüberstehen."

Unheimlich war die Stille, die dem Zwischenruf folgte. Der Häuptling hatte nicht nur die geheiligten Gesetze der Höflichkeit verletzt, er hatte zugleich eine unbekannte Macht herausgefordert. Die Krieger gehorchten widerstrebend. Unter großartigen Zeremonien, in denen sich Spott und Furcht miteinander

vermischten, holten sie Obed herbei. Der Arzt saß auf seinem Esel. Als er in den Kreis geführt wurde, betrachtete Mahtoree die Gesichter der Umstehenden. Er wollte wissen, wieweit es bereits gelungen war, den Gefangenen lächerlich zu machen.

Die Indianer hatten den Forscher mit viel List und Geschick in einen Popanz verwandelt. Wie er da kauerte, die Beine unter dem Leib des Tieres zusammengebunden, als wären er und Asinus zu einem ungeheuerlichen Fabelwesen verwachsen, hätte er überall in der Welt Aufsehen erregt. Sein Kopf war der Perücke beraubt und an den Seiten kahlgeschoren; nur vom hinteren Teil des Haarkranzes hing ihm eine einsame Strähne ins Genick. Dicke Farbschichten verunzierten den Schädel, eigenartige Muster waren um Augen und Mund gemalt. Den nackten Oberkörper bedeckte ein phantastisch bekleckster Umhang aus gerauhter Hirschhaut. Kröten, Eidechsen, Schmetterlinge, sämtliche Tiere, die der Forscher sonst für seine Sammlungen präparierte, waren an der Nackenlocke, an den Ohren und anderen Körperteilen befestigt.

Weucha zerrte Asinus in die Nähe des Marterpfahls, dann zog er sich langsam zurück, wobei er mißtrauisch, nichts Gutes erwartend, den Blick unverwandt auf den Beschwörer gerichtet hielt.

Manch anderer Krieger sah den Gefangenen ehrfürchtig oder ängstlich an. Auch die Augen des Dr. Battius spiegelten ähnliche Gefühle wider. Doch plötzlich entdeckte er den Trapper, der, nachdenklich auf sein Gewehr gelehnt – die Dakotas hatten dem Alten zum Zeichen ihrer freundschaftlichen Gesinnung die Waffen zurückgegeben –, unter den Indianern stand, während Hektor friedlich und schläfrig zu seinen Füßen lag.

„Ehrwürdiger Jäger", rief Obed kläglich, „wie freue ich mich, Sie wiederzusehen. Ich fürchte, die kostbare Zeit, die mir gewährt wurde, damit ich eine gewaltige Arbeit bewältige, nähert sich verfrüht ihrem Ende."

Der Trapper dachte nach und sagte: „Ja, Freund Doktor, Ihre Aussichten sind nicht die besten. Aber legen Sie Ihr Schicksal getrost in die Hände der Vorsehung. Wie die Entscheidung auch ausfällt – außer Ihnen wird kaum jemand Anteil daran nehmen. Ob Sie weiterleben oder sterben bleibt sich gleich."

Dr. Battius setzte eine Leichenbittermiene auf. „Ehrwürdiger Jäger, wenn das Ihre Meinung ist, möchte ich wenigstens zu bedenken geben, daß der Tod übereilt käme. Er träfe mich völlig unvorbereitet. Ehe ich abtrete, müßte noch mancherlei geregelt werden."

„Ich will sehen, was sich tun läßt", entgegnete der Trapper. „Aber da Ihre Zeit nun einmal begonnen hat, bergab zu rollen, kann ich Ihnen nur raten, sich auf alles gefaßt zu machen."

Der Alte, der vorgetreten war, zog sich gelassen in den Kreis zurück. Er begann wieder zu grübeln.

ACHTUNDZWANZIGSTES KAPITEL

Die Sioux hatten eine mustergültige Ruhe bewahrt. Als das kurze Gespräch beendet war, stand Mahtoree auf. Der Häuptling nahm eine würdige Haltung ein und umfing die Menge mit einem ernsten Blick. Er sprach scharfsinnig auf sie ein.

„Was ist ein Sioux? Er ist der Herrscher der Prärien, der Bezwinger der Tiere. Die Fische im Fluß kennen ihn. Sie kommen zu ihm, wenn er ihren Namen ruft. Er ist ein Fuchs im Rat, sein Auge ist das des Adlers, ein Grizzly ist er im Kampf. Ein Dakota ist ein Mann!" Der Teton wartete, bis das leise, zustimmende Gemurmel wieder einer achtungsvollen Stille gewichen war. Dann fuhr er fort: „Was ist ein Pawnee? Ein Dieb, der von Frauen stiehlt. Eine Rothaut, die nicht tapfer ist. Ein Jäger, der um sein Wildbret bettelt. Im Rat ist er ein Eichhörnchen, das hin und her springt. Er ist eine Eule, die bei Nacht in den Prärien räubert. Im Kampf ist er ein langbeiniger Elch. Ein Pawnee ist ein Weib!"

Wieder schwieg Mahtoree. Mehrere Krieger jauchzten vor Vergnügen. Andere forderten, daß der Gefangene die verletzenden Worte des Häuptlings hören sollte, und der Trapper übersetzte die Rede in die Sprache der Loups. Hartherz lauschte ernst und wandte sich ab. Sein Blick verlor sich in der Ferne. Der Pawnee hielt die Zeit zur Erwiderung noch nicht für gekommen.

„Wäre die Erde von Ratten bevölkert", sagte Mahtoree, enttäuscht darüber, daß der gefangene Häuptling den ätzenden Spott so ruhig ertrug, „hätten die Bisons keinen Raum und könnten den Indianern weder Nahrung noch Kleidung geben. Würden die Prärien von Pawnees wimmeln, wüßten die Dakotas nicht, wo sie den

Fuß hinsetzen sollten. Ein Loup ist eine Ratte, ein Sioux ist ein schwerer Büffel. Möge der Büffel die Ratten zertreten und sich Platz verschaffen. – Meine Brüder, ein kleines Kind hat zu euch gesprochen. Wie wir hören, ist sein Haar nicht grau, sondern gefroren; auf dem Fleck, wo ein Bleichgesicht gestorben ist, wird das Gras nicht mehr grünen. Kennt er die Blutfarbe der Langmesser? Nein, ich weiß, daß er sie nie gesehen hat. Welcher Dakota hat je ein Bleichgesicht erschlagen? Niemand außer Mahtoree. Aber der Häuptling muß still sein. Jeder Teton wird seine Ohren verschließen, wenn er spricht. Die Kopfhäute über seiner Hütte sind die Skalpe von Weibern. Mahtoree hat sie genommen. Er ist selber ein Weib. Sein Mund ist geschlossen. Er wartet, bis das Fest beginnt, dann wird er mit den Mädchen singen."

Der Dakota achtete nicht des Protestes, der unwilligen Rufe, die seiner Erklärung folgten. Er setzte sich schweigend. Da das Murren jedoch immer lauter wurde und so anschwoll, daß er fürchten mußte, den Rat zu sprengen, wenn er noch länger zögerte, erhob er sich endlich, entschlossen, das Äußerste zu wagen.

„Laßt meine jungen Männer Tetao suchen!" rief er zornig. „Sie werden seinen Skalp im Rauch der Pawnees finden. Dort haben ihn die Feinde zum Trocknen aufgehängt. Wo ist der Sohn von Bohrecheena? Seine Knochen sind weiß wie die Gesichter seiner Mörder. Schläft Mahhah in seinem Zelt? Ihr wißt, daß er vor vielen Monden in die gesegneten Prärien aufbrach. Ich wollte, er wäre hier, damit er sagen könnte, welcher Farbe die Hand war, die seinen Skalp nahm."

Der Häuptling zählte die Namen der Krieger auf, die im Kampf gegen die Pawnees oder beim Streit mit einer weißen Bande gefallen waren. Seine tiefe Stimme glich einem Stachel. Doch plötzlich trat ein anderer Krieger in den Kreis. Er war so alt, daß er nur langsam gehen konnte. Vor dem Redner blieb er stehen und hob das von zahlreichen Narben entstellte Gesicht. Einst hatte er in Kanada die Briten bekriegt und war von den Franzosen für seine hervorragende Tapferkeit „Le Balafré", „der Narbenreiche", genannt worden. Nun standen sich die Häuptlinge gegenüber. Le Balafré schwieg, während Mahtoree beschwörend nach Rache schrie.

In kräftigem Beifall fand der Aufruf seinen Widerhall. Als das Gemurmel leiser wurde, erklang eine hohle, brüchige Greisenstimme, die aus tiefster Brust zu kommen schien und langsam anschwoll. Le Balafré bewegte die Lippen, die Laute formten sich zu Wörtern und Sätzen.

„Meine Tage sind gezählt"; sagte er deutlich hörbar. „Le Balafré ist wie ein Büffel, dessen Haare nicht mehr wachsen wollen. Bald wird er bereit sein, aus seiner Hütte zu gehen, um einen anderen zu suchen, weit von den Dörfern der Sioux entfernt. Darum spricht er nicht für sich, sondern für jene, die er zurückläßt. Seine Worte sind wie die reifen Früchte auf dem Baum, jeder Häuptling kann sie genießen. Oft ist der Schnee gefallen, seit Le Balafré zum erstenmal den Kriegspfad beschritt. Sein Blut ist sehr heiß gewesen, doch es hat Zeit gehabt, sich abzukühlen. Schenkt Wakonda ihm einen Traum, dann sieht

er nicht mehr Kämpfe und Krieg. Er weiß, daß es besser ist, in Frieden zu leben. Meine Brüder, mit einem Bein stehe ich in den glücklichen Jagdgründen, das andere wird bald folgen. Dann wird ein alter Häuptling nach den Spuren seines Vaters suchen, um auf ihnen sicher zu dem Herrn des Lebens zu finden. Wer aber wird einst in seine Tapfen treten? Le Balafré hat keinen Sohn. Der ältere hat zu viele Pawneepferde geritten, an den Gebeinen des jüngeren haben die Hunde der Konzas genagt. Le Balafré sucht einen Arm, auf den er sich lehnen kann. Er braucht einen Sohn, damit seine Hütte, wenn er gegangen ist, nicht leer steht. Tachechana, die hüpfende Rehgeiß der Tetons, vermag einen alten Krieger nicht zu stützen. Sie schaut vorwärts und nicht zurück. Ihre Gedanken wohnen in der Hütte ihres Gatten."

Die Erklärung des Veteranen wurde sehr ruhig aufgenommen. So mancher schaute fragend zu Mahtoree, aber der Häuptling saß reglos wie aus Erz gegossen, und niemand wagte dem greisen, erprobten Kämpfer zu widersprechen.

Mit schweren, schleppenden Schritten ging Balafré zu Hartherz. Aufmerksam betrachtete er die makellose Gestalt, das abweisende Gesicht, die klaren, gerade blickenden Augen. Er gebot, den Gefangenen von den Fesseln zu befreien, und ein Krieger durchschnitt die Riemen, die ihn an den Pfahl banden. Balafré ließ den Pawnee näher heranführen. Wieder sah er sich prüfend die kraftvolle Gestalt an. Er versank in Nachdenken, und je länger er grübelte, desto heiterer wurde seine Miene.

„Es ist gut", murmelte er schließlich zufrieden, „das ist ein springender Panther. Kennt mein Sohn die Zunge der Tetons?"

Hartherz schwieg. Nur ein flüchtiger, heller Blick verriet, daß er die Frage verstanden hatte. Sein Stolz verbot ihm, wie die Feinde zu sprechen. Mehrere Krieger erinnerten den greisen Häuptling, daß der Gefangene ein Loup war.

„An den Wassern der Wölfe erblickte mein Sohn das Licht der Welt", sagte Le Balafré in der Sprache der Pawnees. „Am Fluß der trüben Strömung wird er die Augen für immer schließen. Als Loup wurde er geboren, als Dakota wird er sterben. Sieh, einst war ich ein starker Baum, der vielen Menschen Schatten spendete. Jetzt sind die Blätter gefallen, die Zweige neigen sich zur Erde. Ein einziger Sproß entspringt meiner Wurzel. Er ist schwach und windet sich um einen starken Stamm. Lange habe ich vergeblich nach einem gesucht, der wert ist, an meiner Seite zu wachsen. Jetzt habe ich ihn gefunden. Le Balafré ist nicht mehr ohne Sohn. Sein Name wird nicht vergessen sein, wenn er zum Herrn des Lebens gegangen ist. Männer der Tetons, ich nehme diesen Krieger in meine Hütte."

Niemand bestritt, daß Le Balafré das Recht hatte, den Gefangenen an Kindes Statt anzunehmen. Es war eine verbreitete Sitte, deren sich auch einfache Krieger bedienten. Der Alte führte seinen Adoptivsohn in die Mitte des Kreises. Triumphierend trat er zur Seite, damit alle sahen, wie gut er gewählt hatte.

Bis zu diesem Augenblick hatte Hartherz mit keinem Wimperzucken zu erkennen gegeben, was in ihm vorging. Als sie ihm die Fesseln durchschnitten

hatten, war er gleichgültig geblieben wie vorher, während er gebunden am Pfahl gestanden hatte. Doch nun war die Zeit seiner Bewährung gekommen. Jetzt mußte er sich seines Namens würdig erweisen.

„Mein Vater ist sehr alt, aber er hat noch nicht alles gesehen", sagte er. „Er hat nie gesehen, daß ein Bison zu einer Fledermaus wurde. Er wird nie sehen, daß sich ein Pawnee in einen Sioux verwandelt."

Hartherz hatte bedacht gesprochen, und es gab wenige, die daran zweifelten, daß seine Entscheidung endgültig war. Der greise Balafré jedoch sehnte sich nach einem Sohn. Er träumte davon, ihn gefunden zu haben.

„Gut", antwortete er hoffnungsvoll, „so spricht ein tapferer Krieger, damit ihm alle ins Herz schauen können. Auch Balafré war jung, vor den Hütten der Konzas war seine Stimme die lauteste. Aber die Wurzel eines weißen Haares ist voller Weisheit. Mein Junge wird den Tetons zeigen, daß er tapfer ist. Er wird ihre Feinde schlagen. Männer der Dakotas, dies ist mein Sohn!"

Der Pawnee zauderte. Doch dann trat er entschlossen vor den Häuptling, ergriff seine rauhe, runzlige Hand. Nachdem er sie zum Zeichen der Ehrerbietung an die Stirn gedrückt hatte, wich er wieder zurück. Stolz richtete er sich auf.

„Hartherz hat sich genau beobachtet. Er weiß, wie er im Kriege und auf der Jagd gehandelt hat. Immer war er ohne Unterschied derselbe, in allem, was er tat, ein Pawnee. So viele Tetons hat er getötet, daß er in ihren Hütten nie essen könnte. Seine Pfeile würden zurückfliegen, die Spitze seiner Lanze wäre auf ihn gerichtet. Die Freunde würden weinen, die Feinde würden lachen. Wissen die Tetons, was ein Loup ist? Mögen sie ihn ansehn. Sein Kopf ist bemalt. Sein Arm ist biegsam, sein Herz ist aus Stein. Wenn die Sonne von den Rocky Mountains kommt und im Lande der Bleichgesichter untergeht, wird sich Hartherz beugen und ein Sioux werden. Solange lebt oder stirbt er als Pawnee."

Die Tetons gerieten in Aufruhr. Entzücken, Bewunderung, Zorn ergriffen die Krieger. Ein Sturm der Erregung brach los. Der Gefangene wartete, bis sich der Lärm gelegt hatte, dann drehte er sich zu Balafré um.

„Mein Vater möge sich schwerer auf die Rehgeiß der Dakotas lehnen", sagte er sanft. „Nur jetzt ist sie schwach. Wenn sie die Hütte mit Kindern füllt, wird sie stärker sein. Sieh, Hartherz ist nicht ohne einen Graukopf, der ihm den Weg in die glücklichen Prärien weist. Braucht er je einen zweiten Vater, soll es dieser aufrechte Krieger sein."

Der Trapper, den der Pawnee meinte, hörte ernst und aufmerksam zu. Der enttäuschte Balafré wandte sich von dem jungen Pawnee ab, er schritt zu dem weißhaarigen Fremden hinüber. Lange schauten sich die beiden Greise an, aber der Teton wußte bis zum Schluß nicht, ob ihm ein Indianer gegenüberstand oder einer jener weißhäutigen Vagabunden, die, wie er gehört hatte, hungrigen Heuschreckenschwärmen gleich über das Land herfielen.

„Le Balafré hat nicht mehr das Auge eines Adlers", sagte er. „Welcher Farbe ist die Haut meines Bruders?"

„Wakonda machte mich wie die beiden dort, die das Urteil der Dakotas

erwarten. Sonne und Wind haben mich dunkler als ein Fuchs werden lassen. Wenn schon! Die Rinde der Eiche ist rauh und rissig, das Holz ist gut."

„Mein Bruder ist ein Langmesser! Möge er sich in Richtung der sinkenden Sonne drehen. Sieht er den Salzsee hinter den Bergen?"

„Denkt der Sioux, ein Bleichgesicht ist ein Gott, seine Blicke können das Felsengebirge durchdringen?"

„Dann möge mein Bruder mich anschaun. Ich bin ihm nah. Erkennt er, daß ich eine törichte Rothaut bin? Weshalb kann sein Volk nicht alles sehen, da es doch alles begehrt?"

„Ich versteh dich, Häuptling, du bist nicht ungerecht. Was du sagst, ist wahr. Aber obwohl ich dieser Rasse angehöre, die du sowenig liebst, kann niemand, auch mein ärgster Feind nicht, behaupten, daß ich die Hand je nach fremdem Eigentum ausgestreckt hätte oder mehr Boden haben wollte, als der Herr jedem Menschen zugedacht hat!"

„Dennoch ist mein Bruder zu den Rothäuten gekommen, um sich einen Sohn zu suchen?"

Der Trapper berührte den Indianer mit einem Finger an der nackten Schulter und blickte ihm offen in das narbige Gesicht. „Weil ich dem Jungen helfen wollte. Ich habe ihn nicht adoptiert, um auf meine alten Tage eine Stütze zu haben – wenn du das glaubst, irrst du dich sehr, Dakota –, ich habe ihn zu meinem Sohn gemacht, damit er weiß, daß er jemanden zurückläßt. Aber was hat das Tier schon wieder? Ruhig, Hektor, was gibt es zu winseln, wenn zwei Grauköpfe miteinander reden! Gehört sich das? Dem Hund geht's wie uns, Teton, er wird alt und vergeßlich. Er weiß nicht mehr so recht, was er in seiner Jugend gelernt hat."

In diesem Augenblick kreischten wütend die Weiber, die sich unter die Versammelten gedrängt hatten. Der Pawnee hatte einen Fuß vorgestellt, einen Arm angehoben, den Kopf vorgestreckt. Er blickte ins Leere und lauschte. Ein Lächeln verklärte sein Gesicht. Zwar besann er sich bald und wurde wieder gleichmütig, aber die rachsüchtigen Frauen waren nicht mehr zu halten. Sie umringten den Gefangenen. Daß er es wagte, verächtlich über sie hinwegzuschauen, brachte sie an den Rand der Raserei. Sie begannen ihn zu schmähen, prahlten mit den Taten ihrer Söhne und forderten ihn auf, Mahtoree anzublikken, falls er noch nie einen Krieger gesehen habe. Ein Reh habe ihn gesäugt, höhnten sie, die Feigheit habe er mit der Muttermilch eingesogen.

Die Wirkung ihres Gezeters war verblüffend. Le Balafré verbarg sich grollend in der Menge. Der Trapper, in dessen Gesicht die Muskeln spielten, trat näher an seinen Freund heran. Der Zorn der Weiber griff auf die jüngeren Krieger über. Voll Ungeduld erwarteten sie das Zeichen, das den Feind ihrer Willkür auslieferte. Noch zögerten die Häuptlinge, aber nicht lange mehr, dann erlag auch Mahtoree dem Haß, der ihn schüttelte. Er warf seinen Kriegern einen ermunternden Blick zu. Es war das Signal, mit der Folterung zu beginnen.

Wie ein losgelassener Bluthund stürzte Weucha nach vorn, stieß die Weiber beiseite, die schon handgreiflich wurden, und schalt sie wegen ihrer Schwäche.

Er befahl ihnen, sich zu gedulden, bis die Krieger den Gefangenen zum Weinen gebracht hätten. Sein Tomahawk blitzte über dem Kopf des Pawnee, bei jedem Hieb drohte die Schneide den Schädel zu spalten, aber der Teton schwang die Axt so geschickt, daß sie die Haut nicht ritzte.

Hartherz mißachtete die Gefahr, in der er schwebte. Er blickte unverwandt in die Wolken, und seine weit geöffneten Augen zuckten nicht, als das geschliffene Metall vor ihnen kreiste.

Da Weucha sah, daß er den verhaßten Häuptling auf diese Weise nicht einschüchtern konnte, setzte er ihm die Axt aufs Haupt und beschrieb anschaulich die verschiedenen Methoden des Schindens und Skalpierens. Unablässig stichelten die Weiber. Besorgt beobachtete der Trapper den blitzenden Stahl. Schließlich konnte er nicht länger an sich halten. Er tadelte Hartherz in väterlich entrüstetem Ton.

„Mein Sohn hat alle List vergessen. Warum spricht er nicht die bitteren Worte und erkauft sich einen leichten Tod?"

Weucha, der die Bemerkung hörte, ohne sie zu verstehen, drehte sich zu dem Alten um und drohte ihm mit der Axt.

„Meinst du, ich hätte Angst vor deinem Tomahawk?" fragte der Freund des Pawnee aufreizend kalt. „Ich fürchte dich sowenig wie dieser tapfere Indianer. Sieh ihn dir an! Viele heulende Dakotas hat er im Kampf erschlagen. Und Weucha? Kennt er den Namen eines einzigen Feindes, den er getötet hat?"

„Hartherz!" rief der Sioux hitzig. Er fuhr herum und holte zum tödlichen Streich aus. Der Schaft seiner Axt fiel in die geöffnete Hand des Gefangenen. Einen Augenblick standen die beiden wie gebannt da. Der Teton war gelähmt durch den Schock, den der unerwartete Widerstand in ihm ausgelöst hatte, und der Loup verharrte reglos, weil er sich zur Seite geneigt hatte und dem Schlag ausweichen wollte.

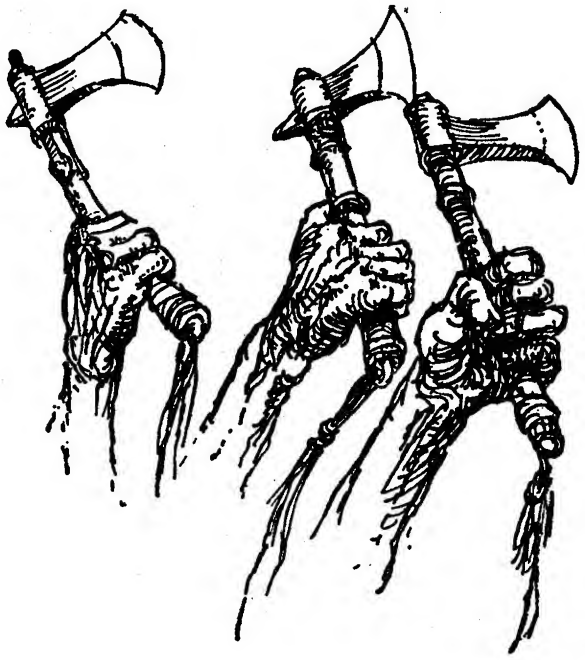
Begeistert schrien die Frauen Beifall.

Ihre Rufe rissen Hartherz aus der Erstarrung. Während er sich aufrichtete, entwand er dem Gegner die Streitaxt. Hell zuckend fuhr der Tomahawk durch die Luft, und Weucha sank seinem Bezwinger langsam zu Füßen, bis zum Augapfel in die Schläfe getroffen. Entsetzt liefen die Umstehenden auseinander. Mit der bluttriefenden Waffe bahnte sich der Pawnee einen Weg durch den Kreis der Versammelten. In gewaltigen Sätzen lief er den Hang zum Fluß hinunter.

Schrill kreischten die Weiber. Selbst die erfahrensten Krieger rührten sich im ersten Schreck nicht von den Plätzen. Dann jedoch heulten sie schrecklich auf. In geballtem Haufen, wutschnaubend und rachedurstig, drängten die Tetons dem Flüchtling nach. Nur Mahtoree widerstand dem Taumel, der auch ihn zu überkommen drohte. Gewaltsam zwang er sich zu der Ruhe, die seine Stellung erforderte. Er rief die anderen zurück. Gebieterisch streckte er einen Arm aus.

Hartherz hatte schon die Niederung erreicht. Er überquerte den schmalen Streifen, der das Tafelland von dem Fluß trennte. Auf der gegenüberliegenden

Seite kamen hinter einem flachen Hügel mehrere Reiter hervor. Es waren bewaffnete Pawnees. In gestrecktem Galopp sprengten sie talwärts. Mit einem mächtigen Sprung stürzte sich Hartherz ins Wasser. Seine Schwimmstöße waren kraftvoll und schnell. Wenige Minuten später tauchte er am anderen Ufer auf. Jauchzendes Triumphgeschrei empfing ihn.



NEUNUNDZWANZIGSTES KAPITEL

Mit der Kaltblütigkeit eines erfahrenen Feldherrn erteilte Mahtoree seine Befehle. Schnell bewaffneten sich die Krieger. Die Jungen eilten in die Niederung, die Pferde zu holen. Die Frauen brachen die Zelte ab und luden sich die Säuglinge auf den Rücken, während sie ihre größeren Kinder scheltend und schreiend an einen rückwärtigen Sammelpunkt schickten. Aufgeregt hastete alles durcheinander, aber binnen weniger Minuten war das Lager aufgelöst, waren die Krieger zum Kampf gerüstet, standen die übrigen Angehörigen des Stammes zum Abmarsch bereit.

Von einer erhöhten Stelle aus beobachtete Mahtoree die Bewegungen der feindlichen Streitmacht. Ein grimmiges Lächeln umspielte seine Lippen, als er sah, daß sein Trupp der gegnerischen Schar an Zahl überlegen war. Seine Miene verfinsterte sich, seine Zuversicht geriet ins Wanken, sobald er die übrigen Unterschiede bedachte. Die Pawnees besaßen mehr Pferde und verfügten über die besseren Waffen. Da sie so weit geritten waren, um ihren berühmten Häuptling zu befreien oder seinen Tod zu rächen, waren sie vermutlich besonders ausgewählte Kämpfer. Aber auch die Gefolgschaft des Tetons setzte sich zum Teil aus zuverlässigen Kriegern zusammen. Er überlegte alles und wußte, daß er, ohne zu zögern, angegriffen hätte, wäre er nicht um das Wohl der Frauen und Kinder besorgt gewesen.

Die Pawnees hielten unschlüssig am Ufer. Sie waren erfolgreich gewesen, überraschend schnell und leicht hatten sie ihr Hauptziel erreicht. Damit schienen sie sich zunächst begnügen zu wollen. Vor den Augen des Gegners den Fluß zu überqueren, war im Hellen ein Wagnis. Wahrscheinlich hätten sich die Loups, ihrer üblichen, von Vorsicht diktierten Taktik folgend, zurückgezogen und erst am Abend, im Schutze der Dunkelheit, einen Vorstoß versucht, wäre Hartherz nicht zutiefst gekränkt gewesen. Der Häuptling brannte vor Begier, die Schmach, die ihm die Dakotas angetan hatten, mit Gewalt zu tilgen. Nur ungeduldig nahm er die Glückwünsche seiner Krieger entgegen. Er sprang auf das feurige Roß, das sie für ihn mitgebracht hatten, ließ das Pferd tänzeln und schwang die Lanze, prüfte das Gewehr.

Auf der anderen Seite des Flusses erwog Mahtoree noch immer seine nächsten Schritte. In der Ferne sah er die Zelte des Squatters. Auch von dort drohte ihm Gefahr, aber ein Kampf an zwei Fronten überstieg die Kräfte der Tetons. Kopfzerbrechen bereiteten dem Häuptling ebenfalls die Gefangenen. Wie sollte er mit ihnen verfahren? Sein erster Gedanke war, die Männer töten zu lassen und die beiden Frauen seinem eigenen Troß zuzuweisen. Dann fiel ihm jedoch ein, daß verschiedene Krieger vor dem Medizinmann der Langmesser eine heilige Scheu empfanden. Sie glaubten an seine übernatürlichen Gaben, sein Tod unmittelbar vor Beginn des Gefechts hätte als böses Omen gedeutet werden können und würde die bevorstehenden Ereignisse überschatten. Nach reiflichem Überlegen nahm der Häuptling einen grauhaarigen Krieger beim Arm und ging mit ihm ein paar Schritte. Dieser Greis sollte die Frauen und Kinder führen.

„Wenn meine jungen Männer gegen die Pawnees kämpfen", sagte er zu ihm, „gib den Witwen Messer. Genug. Mein Vater ist sehr alt. Er braucht nicht die Weisheit eines Knaben zu hören."

Der andere grinste zustimmend.

Von diesem Augenblick an widmete sich Mahtoree ganz seinen kriegerischen Aufgaben. Ihm war klargeworden, daß er nicht endlos zögern durfte. Er hatte einen Ruf zu verteidigen. Kurzentschlossen warf er sich aufs Pferd. Die martialischen Gesänge, mit denen sich viele seiner Gefolgsleute Mut machten, verstummten. Langsam rückte der Trupp zum Fluß vor.

Bald trennte nur noch das Wasser die feindlichen Scharen. Die Häuptlinge wechselten ein paar harmlose Schüsse über die Fluten, die Bogenschützen warteten darauf, daß sich die Entfernung zum Gegner weiter verringerte.

Auf dem Plateau oben, hinter dem ehemaligen Lagerplatz der Tetons, stützte der Trapper den müden Körper aufs Gewehr. Die Entscheidung, das fühlte der Alte, stand unmittelbar bevor. Während er darüber grübelte, wie der Kampf ausgehen mochte, wandte sich der Doktor kläglich flehend an ihn.

„Ehrwürdiger Trapper – Befreier, wie ich jetzt sagen darf, ich denke nicht fehlzugehen in der Annahme, daß der Zeitpunkt gekommen ist, meine unteren Extremitäten von ihrer widernatürlichen Vereinigung mit dem Körper des Esels

zu lösen. Noch könnte ich mich der Menschheit zur Verfügung stellen, und das ist eine Aussicht, die ein Wagnis rechtfertigen würde."

„Ich weiß nicht, ich weiß nicht", entgegnete der Alte zweifelnd. „Wie wollen Sie sich denn nützlich machen?"

„Nun, das ist nicht schwer zu erraten. Zwei feindliche Heere stehen sich gegenüber. Wahrscheinlich wird es zu Blutvergießen kommen. Bei solcher Gelegenheit ist es nie ausgeschlossen, daß jemand die Dienste eines Arztes in Anspruch nehmen möchte."

„Ein Indianer achtet seiner Wunden nicht, solange ihm der Kriegsruf in den Ohren gellt. Bleiben Sie ruhig auf Ihrem Esel sitzen. Wenn mich nicht alles täuscht, trachten uns diese alten Hexen nach dem Leben. Zu unserem Glück fürchten sie die Rache eines großen Medizinmanns, und Ihr Äußeres, Freund Doktor, ist abschreckend genug. Vielleicht hindert es die Weiber, ihre Absichten zu verwirklichen."

Paul, der seine Ungeduld nicht länger zügeln konnte, rief unwirsch dazwischen. „Hören Sie mal, alter Trapper, bei Büffelbraten plaudert es sich ja ganz nett mit Ihnen, aber manchmal geht einem Ihr Geschwätz auf die Nerven. Gerade jetzt könnten Sie nichts Besseres tun, als mir diese verfluchten Riemen durchzuschneiden. Das wäre mehr wert als die längste Rede, die je in einen Gerichtssaal des Staates Kentucky gehalten wurde."

„Die Gerichte, würde eine Rothaut sagen, sind die glücklichen Jagdgründe jener, deren Stärke in der Zunge liegt. Auch mich haben sie mal in so ein Dreckloch geschleppt, und auch in den Kerker, wegen eines lumpigen Hirschfells. Da kann man nur beten: Vater, vergib ihnen, sie wissen nicht, was sie tun."

Middleton schaltete sich ein. „Wenn Sie so über den Freiheitsentzug denken, sollten Sie wirklich nicht zögern, uns aus der Haft zu befreien."

„Das würde ich mit dem größten Vergnügen tun, besonders in Ihrem Fall, Captain, da es für Sie als Soldaten bestimmt nicht nur vergnüglich, sondern auch sehr lehrreich wäre, die indianische Kriegführung einmal etwas näher zu betrachten."

„Sie ergötzen sich an unserem Mißgeschick. Das ist sehr unbedacht, um kein härteres Wort zu gebrauchen."

„Ihr Großvater war auch so ein Heißsporn. Ja, ja, das Pantherjunge kriecht nicht auf der Erde wie das kleine Stachelschwein. Bleiben Sie schön ruhig, Sie werden Ihre Kräfte noch brauchen. Wenn mich nicht alles täuscht, hat der Teton befohlen, uns bei der ersten passenden Gelegenheit umzubringen."

„Allmächtiger, sollen wir uns abschlachten lassen wie geduldige Lämmer?"

„Still, Captain, was wir brauchen ist ein kühler Kopf. Sie müßten den Pawnee sehen! Das ist ein Prachtjunge. Jetzt zieht er sich vom Ufer zurück, damit seine Feinde unbehelligt übersetzen können."

„Hören Sie mal", ließ sich Hover vernehmen, „erzählen Sie das alles zu unserem oder zu Ihrem Vergnügen? Wenn zu unserem, können Sie sich die Mühe sparen. Ich ersticke schon fast vor Lachen."

„Pst!" machte der Trapper, wobei er mit einem schnellen, geschickten Schnitt die Hände des Bienenjägers befreite. Er ließ das Messer neben ihm liegen. „Es war ein günstiger Augenblick. Das Geheul hat die Blutsauger abgelenkt."

„Heißen Dank für die Gefälligkeit", murmelte Hover, „wenn Sie auch spät kam wie Schnee im Mai."

„Dummer Junge", erwiderte der Alte. „Werden Sie nie lernen, Geduld zu üben?" Er trat beiseite und blickte in die Niederung hinab.

„Sie haben recht, das ist schon eine Tugend." Paul reckte die erstarrten Glieder und versuchte das Blut in Bewegung zu bringen. „Ich glaube, ich könnte gar nicht aufstehen. Mir ist, als hätte ich Zentnergewichte an den Beinen. Seien Sie nur so gut, diese Weibsbilder, über die Sie wirklich interessant zu plaudern verstehen, mir noch eine Weile vom Halse zu halten."

Der Trapper nickte. Er ging zu dem alten Mann, dem Mahtoree befohlen hatte, die Gefangenen umbringen zu lassen. Der greise Krieger verteilte schon die Messer. Die Frauen begannen zu singen. Mit langsamen, rhythmischen Schritten umtanzten sie den Vertrauten des Häuptlings, ihre gefallenen Angehörigen beklagend. Die grauen Haare flatterten ihnen lose um die Stirn und fielen in langen Strähnen in den welken Nacken. Wenn eine von der süßen Vergeltung sang, antworteten alle im Chor, und die Gebärden, die ihren Sprechgesang begleiteten, waren deutlich wie ihre Worte. Sie hatten sich in Zorn gesungen und getanzt, als der Trapper zu ihnen trat, um ihrem wilden Treiben Einhalt zu gebieten.

„Weshalb singen die Mütter der Tetons mit bitterer Stimme? Die gefangenen Pawnees sind noch nicht in ihrem Dorf. Ihre jungen Männer sind noch nicht mit Skalpen beladen zurückgekehrt."

Allgemeines Geheul war die Antwort. Die Frauen umkreisten ihn. Einige kamen dicht heran und bedrohten ihn wütend mit dem Messer.

„Ihr seht einen Krieger", sagte er, „kein feiges Bleichgesicht, das beim Anblick eines Tomahawks noch blasser wird. Mögen die Frauen der Sioux denken. Wo ein Weißer stirbt, stehen hundert andre auf."

Die Frauen gaben keine Antwort. Sie tanzten nur schneller und sangen lauter. Plötzlich brach eine, die älteste und wildeste von allen, aus dem Ring aus. Wie ein Raubvogel stürzte sie auf die Gefangenen zu. Die anderen eilten ihr heulend nach, als fürchteten sie, sich zu verspäten.

„Mächtiger Medizinmann meines Volkes", rief der Trapper in der Sprache der Tetons, „erhebe deine Stimme. Sprich, damit dich die Sioux hören."

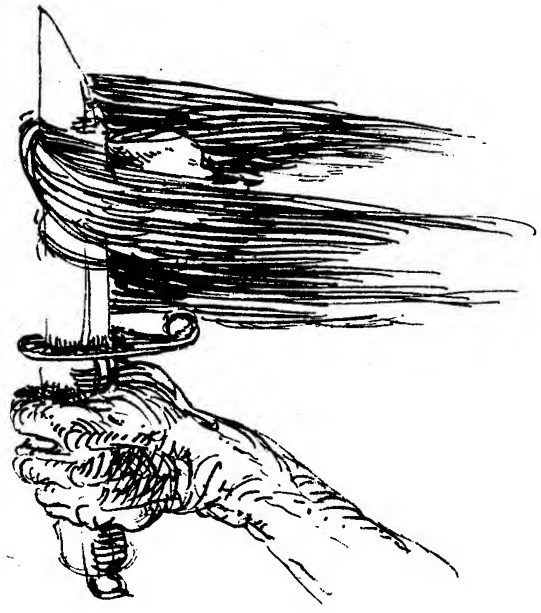
Ob der Esel bereits die Wirkung seiner Stimme kannte oder ob ihn die tobenden Weiber bis zum dumpfen, instinktiven Protest erbosten – wer weiß. Jedenfalls ließ er sein zorniges Iah ertönen, und der Schrei war wirkungsvoller, als es eine Äußerung des Arztes, dem die Aufforderung des Alten galt, hätte sein können. Zum erstenmal seit der Ankunft im Lager hatte das seltsame Tier gesprochen. Kreischend stoben die Weiber auseinander wie Geier, die von der Beute vertrieben werden.

Die abergläubische Furcht vor den Fähigkeiten des fremden Medizinmanns wuchs noch, als sich Paul Hover plötzlich erhob und Middleton, den der Bienenjäger inzwischen von den Fesseln befreit hatte, gleichfalls aufstand.

„Jetzt werden wir sie verlassen", schrie der Trapper, „der Zeitpunkt ist gekommen! Den Boden, den wir gewonnen haben, gilt es zu verteidigen ..."

Jemand packte ihn mit roher Gewalt an der Schulter. Er drehte sich um und starrte in das harte Gesicht Ismael Bushs. Hinter Mahtorees Zelt, das noch stand, kamen die Söhne des Squatters hervor.

In wilder Hast flohen der grauhaarige Krieger und die alten Weiber. Sie folgten den jüngeren Frauen, die mit ihren Kindern über die Hochebene rannten, während die Angreifer die Gefangenen banden und reiche Beute machten.



DREISSIGSTES KAPITEL

Im Tal hatten sich die Pawnees unterdessen noch weiter vom Ufer zurückgezogen, aber die Tetons überquerten den Fluß nicht. Da führte Hartherz die Loups stromab und suchte eine Furt, wo er selber übersetzen könnte, ohne Verluste zu erleiden. Mahtoree durchschaute das Manöver und vereitelte die Absicht seines Gegners, indem er ihn auf der anderen Seite begleitete. Diejenigen Sioux, die keine Pferde hatten, saßen hinter den Reitern auf, so daß den Pawnees beim Durchschwimmen der Fluten wiederum die gesamte Streitmacht der Tetons gegenübergestanden hätte. Hartherz ließ halten und betrachtete aufmerksam den Fluß, der an dieser Stelle sehr breit, aber ziemlich seicht war. In der Mitte ragte eine Sandbank aus dem Wasser. Der Häuptling sprach zu seinen Kriegern. Nachdem er ihnen seine Pläne erläutert hatte, trieb er sein Pferd in die Fluten. Wohlbehalten erreichte er die kleine Insel, die einen festen Grund hatte.

Wie aus Erz gegossen saß er auf seinem schnaubenden Roß, stolz galoppierte er vor den Feinden und Freunden auf und ab.

Die erzürnten Tetons ritten schreiend zum Ufer vor. Fünfzig Pfeile und mehrere Kugeln schwirrten ins Wasser. Die Krieger versuchten zu der Sandbank hinüberzuschwimmen. Mahtoree rief sie zurück. Er allein näherte sich dem feindlichen Häuptling. Auch die Pawnees, die bei der drohenden Bewegung der Tetons in den Fluß gesprengt waren, kehrten wieder um. Hartherz winkte

triumphierend und schwenkte die Lanze. Der Kriegsruf seines Volkes schallte dem Dakota entgegen. Mahtoree hob die Hand zum Gruß, er warf das Gewehr aufs Trockene. Dann spornte er das Pferd an. Der Pawnee legte gleichfalls die Feuerwaffe ab. Würdevoll und ruhig erwartete er den Feind.

Als das Roß des Teton die Hälfte des Flusses durchquert hatte, flog es pfeilschnell vorwärts. Der Reiter lenkte es in die Mitte der Sandbank. Dort bat er den Loup mit einer höflichen Geste, näher zu kommen. Hartherz folgte der Aufforderung. Kurz vor dem Sioux zügelte er das Pferd. Lange blickten sich die Häuptlinge an. Die Miene des Pawnee war weit wilder und kriegerischer als die des Dakota. Mahtoree streifte den Schild über die Schulter. Er grüßte den Loup und sprach ihn an.

„Mögen die Pawnees auf die Berge klettern und von der Morgen- bis zur Abendsonne Umschau halten. Sollen sie ins Land des Schnees blicken und ins Land der vielen Blumen. Sie werden sehen, daß die Erde sehr groß ist. Warum können die Rothäute darauf nicht Platz für ihre Dörfer finden?"

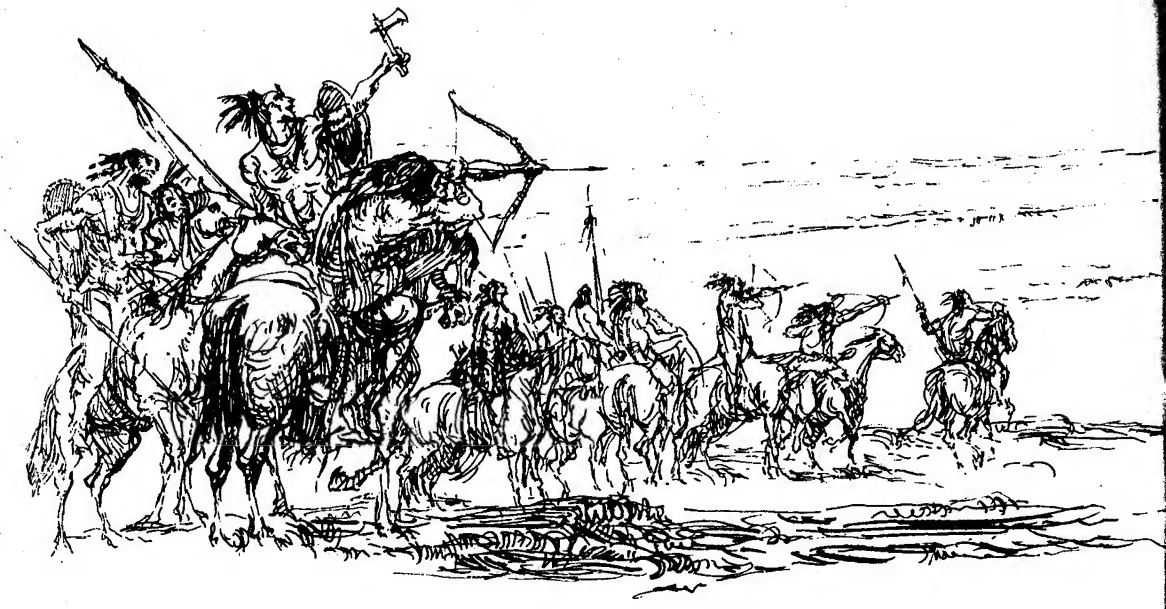
„Hat der Teton je einen Loup gekannt, der zu ihm gekommen wäre und ihn um Raum für seine Hütten gebeten hätte?" fragte Hartherz verächtlich. „Wenn die Pawnees jagen, schicken sie keine Läufer, Mahtoree zu fragen, ob Sioux durch die Prärie streifen."

„Kehrt der Hunger in der Hütte ein, sucht der Krieger den Büffel. Wakonda hat mehr Buffalos als Indianer gemacht. Er hat nicht gesagt, dieser ist für einen Pawnee, der ist für einen Dakota, diesen Biber soll ein Konza haben, jenen ein Omahaw. Nein, er hat gesagt, es soll für jeden reichen. Ich liebe meine roten Kinder, große Reichtümer habe ich ihnen gegeben. Das schnellste Roß soll in vielen Sonnen nicht von dem Dorf der Tetons zum Dorf der Loups laufen. Weit ist es von den Hütten der Pawnees zum Fluß der Osagas. Die Erde hat Raum für alle, denen ich zugetan bin. Weshalb sollte ein Rotmann gegen seinen Bruder kämpfen?"

Auch Hartherz schob den Schild auf den Rücken. Leicht setzte er die Lanze ab.

„Haben die Jagd und der Kriegspfad die Tetons müde gemacht? Wollen sie ihr Wild jagen, ohne es zu erlegen? Und das Haar auf ihren Köpfen wachsen lassen, damit die Feinde nicht wissen, wo sie den Skalp finden können? Geh, ein Krieger der Pawnees wird sich unter solchen Siouxsquaws kein Weib suchen."

In den Augen des Dakotas glomm es zornig auf, doch er besann sich und erwiderte ruhig: „Das sind die Worte, die einem jungen Häuptling geziemen. Aber Mahtoree hat das Elend des Winters öfter gesehen als sein Bruder. Wenn die Nächte lang waren und die jungen Krieger schliefen, hat er in der dunklen Hütte über das schwere Los seines Volkes nachgedacht. Teton, hat er sich gesagt, zähle die Skalpe in deinem Rauch. Bis auf zwei sind es die Trophäen von Rothäuten. Reißt der Wolf den Wolf, beißt die Klapperschlange ihren Bruder? Du weißt, daß sie es nicht tun. Warum gehst du dann, Teton, mit dem Tomahawk in der Hand auf einem Pfad, der in ein Dorf der Rothäute führt?"



„Der Sioux würde seinen jungen Männern den Ruhm nehmen? Er würde zu ihnen sagen: Geht, grabt in der Steppe Wurzeln, sucht Löcher, in die ihr eure Streitäxte verbergen könnt, denn ihr seid keine Krieger mehr?"

„Wenn die Zunge Mahtoree je so gesprochen hat, dann mögen seine Frauen sie herausreißen und zu dem Abfall werfen. Nein, dem Rotmann fehlt es nicht an Feinden. Ihrer sind mehr als Blätter auf den Bäumen. Mein Bruder möge seine Augen weit öffnen. Sieht er nirgends einen Feind, den er besiegen möchte?"

„Wie lange hat der Teton nicht die Skalpe seiner Krieger gezählt, die im Rauch einer Pawneehütte trocknen? Die Hand, die sie nahm, ist hier, und sie ist bereit, neue hinzuzuhängen."

„Nun laß die Gedanken meines Bruders keine krummen Pfade gehen. Wenn die Rothäute fortfahren, sich gegenseitig zu erschlagen, wird eines Tages kein Krieger mehr übrig sein, um zu sagen: Die Prärie gehört mir. Höre die Stimmen der alten Männer. Sie erzählen uns, daß früher viele Indianer aus den Wäldern der aufgehenden Sonne in die Steppen kamen und darüber klagten, wie die Langmesser sie bestohlen hatten. Wo ein Bleichgesicht auftaucht, ist für einen Rotmann kein Platz mehr. Die Bleichgesichter sind immer hungrig, das Land ist zu klein. Wer wird also Herr der Steppen sein? Sieh, die Bleichgesichter sind schon da!"

Der Teton zeigte auf die Zelte des Squatters, die deutlich zu erkennen waren. Hartherz hörte andächtig zu, als vernähme er erstaunliche Dinge. Als Mahtoree verstummte, sann er noch lange vor sich hin, ehe er fragte: „Und was raten uns die weisen Häuptlinge der Sioux zu tun?"

„Ein Langmesser, das in die Prärie eindringt, sollte nie zurückkehren. Es sind

viele, sie haben Pferde und Gewehre. Sie sind reich, wir sind arm. Darum sollten sie kommen, aber nicht mehr gehen dürfen. Möchten die Pawnees mit den Tetons im Rat rauchen? Wenn die Sonne hinter den Rocky Mountains versunken ist, werden sie sagen: Das ist für einen Loup, jenes ist für einen Sioux."

„Teton – nein! Hartherz hat die Fremden nie angegriffen. Sie treten in seine Hütte und verlassen sie unbehelligt. Ein mächtiger Häuptling ist ihr Freund. Ruft mein Volk die jungen Männer auf den Kriegspfad, ist Hartherz der letzte, der fortzieht. Aber kaum verdecken die Bäume sein Dorf, ist er der erste. Nein, Teton, er wird seinen Arm nicht gegen einen Fremden erheben."

„Dann stirb, du Narr!" schrie Mahtoree. „Stirb mit leeren Händen!"

Er setzte einen Pfeil auf die Sehne und spannte den Bogen.

Kraftvoll riß der Pawnee das Halfter zurück. Hoch bäumte sich sein Pferd auf. Der Pfeil drang in den Hals des Tieres.

Auch Hartherz schoß. Sein Pfeil schlug ein Loch in den Schild des Teton, aber Mahtoree blieb unverletzt. Unablässig surrten die Sehnen. Wie Blitze zuckte es in der strahlenden Sonne. Auf beiden Seiten floß Blut, doch die Kämpfer standen ihren Mann. Bald waren die Köcher leer.

Eine Reihe meisterhafter Manöver mit den Pferden folgte. Die Reiter sprengten aufeinander zu, wichen geschickt den Lanzenstößen aus, wendeten und führten die Zügel mit eiserner Hand.

Doch einmal zwang der Pawnee den Teton, sich in den Sand zu werfen. Seine Lanze brachte das Roß des Gegners zu Fall. Jauchzend galoppierte Hartherz vorbei. Gewandt riß er sein Pferd herum, diesmal hätte er den Gegner

durchbohrt. Da stolperte das verletzte Tier und begrub unter seinen Flanken die Last, die es nicht mehr tragen konnte.

Jetzt erwiderte Mahtoree den Siegesschrei. Das Messer in der einen Hand, den Tomahawk in der anderen, stürmte er vorwärts.

Hartherz begriff, daß er sich nicht rechtzeitig hervorwinden konnte. Er zog das Messer, nahm es mit der Klinge zwischen Daumen und Zeigefinger und schleuderte es dem Angreifer entgegen. Bis zum Hirschhorngriff drang es dem Teton in die nackte Brust.

Mahtoree packte die Waffe und schien zu zögern, ob er sie herausreißen sollte oder nicht. Sein Gesicht verzerrte sich vor Haß. In dem Bewußtsein, daß er sterben werde, lief er taumelnd an das Ende der Sandbank. Er watete in den Fluß. Als das Wasser seine Beine umspülte, blieb er stehen und drehte sich um.

„Knabe der Loups", rief er und lächelte stolz, voll grimmiger Genugtuung, „der Skalp eines mächtigen Dakota soll nie im Rauch einer Pawneehütte trocknen."

Er zog das Messer heraus und warf es seinem Feind verächtlich vor die Füße. Drohend schüttelte er die Faust, dann stürzte er sich kopfüber in die Fluten. Die Strömung riß ihn hinweg.

Während Hartherz unter dem Pferd hervorkroch, rückten von beiden Seiten die Krieger aufeinander zu. Der Häuptling hob sein blutiges Messer auf, lief ins Wasser und tauchte unter, bereit, eher in den Strudeln zu sterben als auf die Trophäe zu verzichten.

Die Loups erreichten die Insel vor den Dakotas. Sie waren in der Überzahl und trieben die Feinde ans Ufer zurück. Dort wurden sie von den unberittenen Tetons empfangen.

Die Sioux verteilten sich in der Niederung. In Bodensenken, hinter Sträuchern und mannshohen Grasbüscheln suchten sie Deckung. Noch einmal drangen die Pawnees vor. Auf dem unübersichtlichen Gelände kam ihr Angriff zum Erliegen. Die Dakotas sammelten sich in einem Dickicht. Die Pawnees wollten den Gegner aus der günstigen Stellung hinauswerfen. Sie wurden abgewiesen. Beide Parteien kämpften verbissen, aber mit geringen Verlusten und ohne entscheidenden Erfolg. Bald neigte sich das Kriegsglück der einen, bald der anderen Seite zu. So blieb es, bis sich Hartherz in den Kampf stürzte, den blutigen Skalp des großen Sioux als Zeichen des Sieges triumphierend schwenkend.

Seine Krieger begrüßten ihn mit begeistertem Geschrei. Ungestüm gingen sie zum Angriff vor.

Ein erbittertes Ringen begann. Der Anblick der Trophäe spornte nicht nur den Feind Mahtorees, sondern auch seine Freunde zu äußerster Tapferkeit an. Selbst diejenigen, die sich in der Beratung für eine Politik des Friedens ausgesprochen hatten, zeigten großen Kampfesmut.

Nach hitzigem Handgemenge schlugen die Sioux die Pawnees zurück. Sie verfolgten die Fliehenden über den offenen Uferstreifen. Wären sie in Deckung geblieben, hätte der Sieg an jenem Tage wahrscheinlich ihnen gehört, aber der blinde Haß ihrer Tapfersten führte zu einer verhängnisvollen Wende.

Der Pfeil drang in den Hals des Tieres

Ein Häuptling der Pawnees war, aus zahlreichen Wunden blutend, zu Boden gesunken. Ein Dutzend Pfeile durchbohrten seinen Körper. Schreiend stürzten die Dakotas vor, den Gefallenen zu skalpieren. Hartherz empfing sie an der Spitze einer kleinen, entschlossenen Schar. Der Nahkampf war zäh, das Blut floß in Strömen. Die Loups zogen sich mit dem Toten langsam zurück, hart bedrängt von den nachstoßenden Sioux. Noch waren einige Tetons im hohen Gras geblieben. Ermutigt durch den Erfolg ihrer Stammesbrüder kamen auch sie jetzt aus den Verstecken hervor, um den letzten Widerstand des Feindes zu brechen. Als sie sich in das Getümmel stürzten, schien das Schicksal des Pawneehäuptlings und seiner Getreuen besiegelt zu sein.

Aber dann erscholl ein Ruf aus einem kleinen Gehölz, das in der Nähe stand, eine Gewehrsalve peitschte über die Steppe. Sechs Dakotas krümmten sich im Todeskampf auf der Erde. Ismael und seine Söhne traten hinter den Bäumen hervor.

Panik ergriff die Sioux. Die meisten verloren ihre Zuversicht. Nur wenige blieben und rangen weiter um die Kopfhaut Mahtorees. Sie fielen fast alle unter den Schlägen der Pawnees, die neuen Mut geschöpft hatten.

Eine zweite Salve aus den Gewehren des Squatters und seiner Söhne entschied die Schlacht.

Die Überlebenden Dakotas nahmen weiter hinten Deckung. Sie taten dies mit größter Zähigkeit und genauso entschlossen, wie sie den zurückweichenden Loups nachgesetzt hatten.

Die Pawnees gingen zum Gegenangriff über. Einige Tetons wollten die Gefallenen mitnehmen. Die hartnäckigen Verfolger zwangen sie, die Toten liegenzulassen. Bald suchte jeder sein Heil in der Flucht, um wenigstens das eigene nackte Leben zu retten.

Einer der tapfersten und zähesten Tetons war Schneller Adler, der Mann mit dem „gefrorenen Schnee" im Haar, der am Morgen der Mäßigung und Aussöhnung das Wort geredet hatte. Er hatte bis zum Schluß in dem Gemetzel ausgeharrt und gab als letzter den Glauben an ein siegreiches Ende des blutigen Kampfes auf. Widerwillig, von Kugeln und Pfeilen umschwirrt, lief er zu einer Mulde mit hohem, struppigem Präriegras, wo er sein Pferd verborgen hatte. Dort fand er Bohrecheena, den greisen Kampfgefährten Mahtorees, schwerverwundet, ein Geschoß in der Brust, den Tod erwartend.

„Es war mein letzter Kriegspfad", sagte er bitter, als er sah, daß Schneller Adler kam, bevor er auf dessen Pferd davoneilen konnte. „Soll ein Pawnee das weiße Haar eines Sioux zum Hohn der Frauen und Kinder in sein Dorf tragen?"

Der andere ergriff ihn am Arm und half ihm beim Aufsitzen. Dann führte er das Roß ins Freie, schwang sich selber in den Sattel und ritt los. Mehrere Pawnees, die ihn entdeckt hatten, nahmen die Verfolgung auf. Bohrecheena wand sich unter Schmerzen. Da die Feinde langsam, aber stetig näher kamen, hob er matt eine Hand.

„Halt", sagte er, „der Adler meines Stammes muß seine Schwingen weiter

ausbreiten. Soll er das weiße Haar eines alten Kriegers ins Dorf heimtragen."

Schneller Adler stieg ab, half dem alten Mann vom Pferd. Bohrecheena kniete schwankend nieder. Er warf seinem Stammesbruder einen Abschiedsblick zu, beugte den Kopf, bis sich der Nacken spannte.

Mehrmals schlug Schneller Adler mit dem Tomahawk zu. Sein scharfes Messer vollendete das Werk. Er hielt das blutendeHaupt in den Händen und schwang sich wieder aufs Pferd. Seine enttäuschten Verfolger schickten ihm viele Pfeile nach, die ihr Ziel verfehlten. Triumphierend schwenkte der Teton den Kopf seines Bruders durch die Luft. Während das Blut ins Gras troff, jagte er den Loups davon, schnell wie ein Adler.

Unversehrt erreichte er das heimatliche Dorf. Er war einer der wenigen, die dem Massaker entronnen waren und sich der Niederlage nicht zu schämen brauchten. Für geraume Zeit erhob er als einziger seine Stimme im Rat und sagte mutig seine Meinung.

Gering war die Zahl derer, die dem Blutbad entgingen. Die meisten erlagen den Schlägen der Äxte und dem Wüten der Messer. Nicht einmal die fliehenden Frauen und Kinder wurden von den siegreichen Pawnees verschont. Längst war die Sonne hinter den Hügeln im Westen versunken, als auf dem blutigen Feld endlich Ruhe einzog.

EINUNDDREISSIGSTES KAPITEL

Der folgende Tag dämmerte über einer stillen Landschaft herauf. Nur die Zelte des Squatters standen noch dort, wo sie Ismael zuletzt hatte errichten lassen. Sonst gab es kein Zeichen menschlicher Behausung weit und breit. Aasvögel kreisten schreiend über dem Gras und stießen durch die silbrigen Schwaden, die vom Fluß aufstiegen. Das Grasmeer glich dem Himmel nach dem Sturm. Es war friedlich und unbewegt. Die Nebel, die aus den Tümpeln und Quellen kamen, zerflatterten in der warmen Luft.

Ismael war mit den Seinen seit dem frühen Morgengrauen auf den Beinen. Auch die Kinder wußten, daß wichtige Entscheidungen bevorstanden.

Ernst, im Gefühl der Verantwortung, die ihm das Schicksal auferlegt hatte, schritt der Squatter durch sein kleines Lager. Als seine Söhne ihn ansahen, dachten sie, daß er das Urteil über die Gefangenen bereits gefällt habe und entschlossen sei, es zu vollstrecken.

Esther ging gewissenhaft ihren häuslichen Arbeiten nach, aber sie sprach leiser als gewöhnlich, ihre Stimme klang geheimnisvoll und sanft, und obwohl sie nicht mit Schelte sparte, schimpfte sie merkwürdig gedämpft.

Abiram betrachtete Ismael lauernd. Er schien zu ahnen, daß der Schwager nicht in allem mit ihm einer Meinung war. Nun wollte er ergründen, welche Gedanken hinter der zerfurchten Stirn gesponnen wurden.

Die erwachsenen Söhne des Squatters folgten dem väterlichen Gebot und führten die Gefangenen ins Freie: Middleton, Ines, Paul, Ellen, Obed, den Trapper. Sie alle erwarteten den Spruch des unnachsichtigen Richters. Zu den Weißen gesellten sich noch die Witwe Tachechana und ihr Vater Balafré. Neugierig drängten sich die Kinder um den Platz. Sogar Esther trat näher, obgleich sie das Essen noch nicht bereitet hatte.

Hartherz war herbeigeeilt, um dem Schauspiel beizuwohnen. Er stützte sich auf seine Lanze, und das dampfende Pferd, das neben ihm weidete, bewies, daß er weit und scharf geritten war. Ismael hatte den Gast mit beleidigender Kälte begrüßt. Er suchte die Freundschaft der Pawnees nicht, genausowenig wie er ihre Freundschaft gefürchtet hätte. Deshalb war es ihm gleichgültig, daß der Häuptling, da seine Begleitung vielleicht Mißtrauen erregt hätte, allein ins Lager gekommen war.

Als der Squatter sah, daß seine Angeklagten die Plätze eingenommen hatten, betrachtete er sie finster der Reihe nach, dann wandte er sich an Middleton.

„Mir wurde heute ein Amt übertragen, das in den Siedlungen die Richter ausüben. Ich bin in den Gesetzen wenig bewandert, aber es gibt einen Grundsatz, den alle kennen und der da heißt: ‚Auge um Auge, Zahn um Zahn!' Von dieser Regel wollen wir uns leiten lassen, denn sie ist vernünftig. Ich halte es für meine heilige Pflicht, einem jeden zu geben, was er verdient, nicht weniger, aber auch nicht mehr."

Ismael machte eine Pause und sah sich um, denn er wollte wissen, welchen Eindruck seine kurze Eröffnungsrede auf die Zuhörer gemacht hatte.

Sein Blick kreuzte sich mit dem Middletons, und der Captain antwortete: „Wenn der Übeltäter bestraft, der Unschuldige aber freigesprochen werden soll, müssen wir die Plätze tauschen. Dann sind Sie mein Gefangener, und ich bin Ihr Richter."

„Sie wollen sagen, daß ich mich vor Ihnen schuldig gemacht habe, weil ich die Dame entführte und sie gegen ihren Willen in diese Wildnis brachte?" erwiderte der Squatter ohne Reue oder Groll. „Nun erwarten Sie, daß ich Ihnen widerspreche? Wissen Sie, ich bin keiner von denen, die jede Lage im Handumdrehen durchschauen, aber ein Dummkopf bin ich auch nicht. Wenn man mir Zeit läßt, alles in Ruhe zu überlegen, finde ich schon den richtigen Weg, und Gelegenheit zum Nachdenken hab ich genug gehabt. Ich sehe ein, daß es falsch war, dem Vater die Tochter zu rauben. Er wird sie unversehrt zurückbekommen."

„Ja, ja", pflichtete ihm Esther bei, „der Mann hat recht. Die viele Arbeit und die Armut hatten ihm tüchtig zugesetzt. Als dann noch die Beamten zudringlich wurden, ist er schwach geworden. Aber ich hab mit ihm geredet und ihm den Kopf wieder zurechtgerückt."

„Und wer wird dir's danken?" brummte Abiram böse. „Du vergißt, was noch alles passiert ist. Wen der Teufel einmal in seinen Klauen hält, dem stellt er eine hohe Rechnung aus."

„Sei du still!" Ismael bewegte gebieterisch eine Hand gegen seinen Schwager. „Du krächzt wie ein Rabe. Hättest du nie gesprochen, wäre mir diese Schande erspart geblieben."

Middleton ließ sich vernehmen. „Da Sie Ihre Fehler einsehen und die Wahrheit bekennen, sollten Sie sich mit keinen Halbheiten begnügen. Seien Sie großzügig, erwerben Sie sich Freunde, die Ihnen später helfen können, die drohende Sühne des Gesetzes ..."

„Junger Mann!" Der Squatter zog finster die Brauen zusammen. „Auch Sie sollten schweigen. Wenn ich das Gesetz fürchten würde, wären Sie nicht hier, dann könnten Sie nicht erleben, wie Ismael Bush Recht spricht."

„Vergessen Sie Ihre guten Vorsätze nicht", rief Middleton warnend. „Wenn Sie einem von uns ein Haar krümmen, werden Sie es bereuen. Das Gesetz, von dem Sie so verächtlich sprechen, hat einen langen Arm."

„Das stimmt, Squatter", sagte der Trapper, „dieser Arm ist sehr rührig und lästig hierzulande, obwohl es doch immer heißt, in Amerika wird jeder auf seine Weise selig, bei uns sind die Menschen glücklicher und besser dran als anderswo. Aber wissen Sie auch, meine Herren, daß es in diesem gelobten Lande Gegenden gibt, in denen das Gesetz genau vorschreibt, wie einer zu leben und zu sterben hat? Erinnert Sie das nicht an Ochsen, die man auf die Weide treibt, denen ihr Herr befiehlt, was sie zu fressen und zu denken haben? Muß das nicht ein elendes Land sein, wo man die Geschöpfe Gottes so verachtet?"

Ismael unterbrach den Alten kein einziges Mal, obgleich er ihn mit Blicken maß, die alles andere als freundlich waren. Da der Trapper verstummte, wandte sich der Squatter wieder an Middleton.

„Nun zu uns, Captain. Wir haben beide schlecht gehandelt. Ich habe Ihnen übel mitgespielt, als ich Ihnen die Frau raubte, obwohl es in der ehrlichen Absicht geschah, sie Ihnen zurückzugeben, sobald dieser leibhaftige Teufel dort seine Pläne verwirklicht hätte. Und Sie sind in mein Lager eingebrochen. Sie haben dazu aufgerufen, mein Eigentum zu beschädigen. Haben Sie nicht auch selber Hand angelegt?"

„Um diejenige, die Sie widerrechtlich festhielten, zu befreien, das war alles, was ich wollte."

„Wir haben nichts mehr miteinander abzumachen, Sie und Ihre Frau können gehen, wohin Sie belieben", entgegnete der Squatter hochnäsig. „Abner, schneid dem Captain die Fesseln durch. – Wenn Sie gefahren werden wollen, müssen Sie sich gedulden, bis ich in der Nähe der Siedlungen zu tun habe, andernfalls steht es Ihnen frei zu laufen. Aber sagen Sie nicht, ich hätte Ihnen kein freundliches Angebot gemacht."

Middleton eilte zu seiner Frau, die sich schluchzend an ihn lehnte.

„Freund, was immer ich auch gegen Sie im Schilde geführt haben mag – es ist vergessen", rief er im Überschwang der Gefühle. „Ich gebe Ihnen mein Offizierswort, daß ich Ihnen nichts mehr nachtrage."

Der Squatter lächelte matt. „Weder Furcht noch Gunst, einzig und allein mein

Gerechtigkeitssinn hat mich zu diesem Urteil geführt. Nun tun Sie, was Sie für richtig halten. Unsere Wege brauchen sich nicht wieder zu kreuzen, die Welt ist groß genug. Wenn Sie zufrieden sind – gut. Sind Sie es nicht, kühlen Sie Ihr Mütchen auf Ihre Weise. Ich werde nicht um Erbarmen flehn, falls es Ihnen gelingt, mich in den Dreck zu stoßen. – Aber nun, Doktor, habe ich mit Ihnen ein Hühnchen zu rupfen. Zwischen uns ist die Rechnung nicht beglichen. Zu Ihnen bin ich stets offen gewesen. Warum haben Sie mein Vertrauen mißbraucht?"

So entschieden wälzte Ismael die Verantwortung für alles, was geschehen war, von sich ab, daß die Gefangenen nicht wußten, wie sie sich rechtfertigen sollten. Fast glaubten sie nun selber daran, daß die Taten, die ihnen bisher edel und verdienstvoll erschienen waren, sie auch belasteten.

Der Arzt fuhr sich mit der Zunge über die trockenen Lippen und stammelte ein wenig schuldbewußt: „Daß zwischen Obed Batt, Doktor der Medizin, und Ismael Bush, seines Zeichens freizügiger Landwirt, gewisse Übereinkünfte getroffen wurden, stehe ich nicht an zu leugnen. Ich gebe zu, nach den Vereinbarungen waren beide Parteien verpflichtet, vom Soundsovielten bis zum Soundsovielten gemeinsam zu reisen. Da die festgesetzte Frist verstrichen war, glaubte ich ohne weiteres, gehen zu dürfen."

Esther wurde ungeduldig, die langen Erklärungen ermüdeten sie. „Ismael, halt dich mit dem nicht auf! Laß den Giftmischer ziehen. Er schwindelt doch, wenn er den Mund auftut. Gib ihm die eine Hälfte der Prärie, nimm du die andere. Ich verzichte auf einen Gefährten, der einer ehrlichen Hausfrau die Zunge lähmt."

Der Squatter lächelte dünn. „Darüber kann man verschieden denken, Esther. Aber wenn du meinst, wir sollen ihn laufen lassen – ich werde ihm keinen Stein in den Weg legen. – Freund, Sie sind frei. Die Siedlungen erwarten Sie. Wenn ich Ihnen einen guten Rat geben darf: Bleiben Sie recht lange dort; ich bin ein Mensch, der selten Verträge schließt, und ich hab's nicht gern, wenn man sie allzu leichtfertig bricht."

„Und nun", Esther deutete auf die trauernde Tachechana, „um des lieben Familienfriedens willen, weise Vater und Tochter den Weg in ihr Dorf. Sag ihnen Lebewohl, damit auch diese Sache bereinigt ist, Gott segne sie!"

„Die beiden sind Gefangene der Pawnees. Da kann ich mich nicht einmischen."

„Hüte dich vor dem Teufel, Mann! Merkst du nicht, daß er dich in Versuchung führen will? Hör auf dein Weib. Schick diese braune Isabella fort, ehe es zu spät ist."

Ihr Mann ergriff sie an der Schulter und blickte ihr treuherzig in die Augen. „Frau, du mit deiner dummen Eifersucht. Ich glaube, wir haben jetzt andere Sorgen, wir haben mehr zu tun, als uns noch das Leben schwerzumachen. Denk daran, was uns alles bevorsteht!"

„Das ist wahr", murmelte Esther. „Das ist weiß Gott wahr." Sie ging kleinlaut zu ihren Töchtern.

Der Squatter brütete vor sich hin.

Als er sein geistiges Gleichgewicht wiedergefunden hatte, sah er Paul Hover an.

„Und nun, junger Mann: Sie sind mir des öfteren näher auf den Pelz gerückt, als mir lieb war – unter dem Vorwand, eine Biene zu verfolgen. Jetzt werden wir mal abrechnen. Sie haben in meinem Lager das Unterste zuoberst gekehrt. Nicht genug damit, Sie haben ein Mädchen entführt, eine Verwandte meiner Frau, Ellen Wade, die ich einmal zu meiner Tochter machen wollte."

„Nun ja, Freund Ismael Bush", erwiderte der Bienenjäger leicht betroffen, „daß ich mit Ihrem Hausgerät nicht so schonend umgegangen bin, wie sich's gehört hätte, will ich nicht leugnen. Ich bin auch gern bereit, Ihnen den Schaden zu ersetzen. Nennen Sie mir nur den Preis, es soll alles bezahlt werden. Wenn wir trotzdem nicht in Frieden scheiden, dann wegen einer Meinungsverschiedenheit. Über die Ehe denken die Menschen verschieden. Dem einen genügt ein Jawort. Ich verlange, daß mich diejenige, die mir angetraut wird, auch liebt. Darum habe ich sie gezwungen, mir zu folgen. Sie ist in dieser Sache so unschuldig wie der Esel, der sie hergetragen hat."

„Nelly", sagte Ismael tadelnd, „du hast es sehr eilig gehabt, in eine Welt hineinzulaufen, die schlecht und verdorben ist. Ein Jahr lang hast du in meinem Lager geschlafen und gegessen. Ich hatte gehofft, die freie Grenzluft würde dir guttun, du hättest den Wunsch, bei uns zu bleiben."

„Laß dem Mädchen ihren Willen", murmelte Esther aus dem Hintergrund. „Einer hätte sie vielleicht an uns gebunden, aber der schläft in der kalten Prärie. Außerdem sind wir Frauen sehr eigensinnig, wie du wissen solltest, mein Mann; sonst wäre ich nicht die Mutter deiner Söhne und Töchter."

Diesmal war Ismael nicht geneigt, seine Absicht so schnell zu ändern. Er sah sich im Kreise der Söhne um und überlegte, wer von ihnen an die Stelle des toten Asa treten könnte.

Paul, der erriet, was in dem Squatter vorging, beeilte sich zu versichern: „Sie haben recht, Freund Bush, hier steht Meinung gegen Meinung. Sie wollen, daß Ellen die Frau eines Ihrer Jungen wird. Ich will, daß sie mich nimmt. Aber einen Mann kann sie nur heiraten. Darum schlage ich vor, daß wir beide uns gütlich einigen. Sie bestimmen einen, der mein Rivale ist. Mit dem gehe ich ein paar Meilen durch die Prärie. Zu zweit brechen wir auf, aber einer kehrt nur zurück. Derjenige, der bleibt, kann dem anderen, der wiederkommt, nicht mehr im Wege stehen."

„Paul!" rief Ellen vorwurfsvoll.

Der Bienenjäger lächelte und warf ihr einen beruhigenden Blick zu.

Der Squatter bemerkte nachdenklich: „In Herzensangelegenheiten will ich mich nicht zum Richter machen. Wenn es das Mädchen in die Siedlungen zieht, dann soll sie in die Siedlungen gehen. – Sprich also, Nelly, bist du bereit, das wenige, das wir dir geben können, aber gern geben würden, mit uns zu teilen, oder willst du lieber diesem jungen Mann in die besiedelten Gebiete folgen?"

Ellen blickte flüchtig auf und errötete. Sie sprach langsam, allmählich wurde sie sicherer. „Ich war eine arme Waise. Als mich andere vergessen hatten, hast du mich aufgenommen. Der Himmel segne dich dafür. Das bißchen, das ich der Familie geben konnte, wiegt deine Güte nicht auf. Aber ich mag dieses Leben nicht. Trotzdem wäre ich nie fortgegangen, hättest du diese junge Frau nicht von ihren Freunden getrennt."

„Das war unklug. Ich geb's zu und bin bereit, es gutzumachen. Sprich jetzt, wirst du bleiben oder gehen?"

Ellen senkte den Kopf. „Ich habe ihr versprochen, sie nicht zu verlassen."

„Nehmt dem Mann die Fesseln ab", befahl Ismael.

Als seine Söhne gehorcht hatten, ließ er sie einen neben den anderen zu dem Bienenjäger treten. „Das ist alles, was ich dir bieten kann", sagte er zu Ellen, „außer einem herzlichen Willkommen. Prüfe dich, wähle ehrlich."

Sie sah gequält die Reihe entlang. Als sich ihre Blicke mit denen Hovers kreuzten, begann es in seinem Gesicht zu arbeiten. Da verlor sie die Fassung und sank schluchzend in seinen Arm.

„Nimm sie", entschied der Squatter, „sei gut zu ihr. Das Mädchen verdient's. So, und damit hätte ich alles geregelt. Ich hoffe, Sie finden meine Urteile nicht zu hart. Bliebe noch eine Frage zu klären. Captain, wollen Sie meine Gespanne benutzen oder nicht?"

„Ich denke, das wird nicht nötig sein", erwiderte Middleton. „Wie ich höre, erwarten mich einige meiner Soldaten in der Nähe der Pawneedörfer. Ich habe die Absicht, den Häuptling zu begleiten und mich meinen Leuten anzuschließen."

„Dann wollen wir scheiden, je eher, desto besser. Pferde finden Sie mehr als genug am Fluß. Zieht in Frieden!"

„Das ist unmöglich, solange Sie den alten Mann gefangenhalten. Seit fast einem halben Jahrhundert ist er ein Freund meiner Familie. Was hat er getan, daß Sie ihn nicht freigeben wollen?"

„Stellen Sie keine unangenehmen Fragen", entgegnete der Squatter finster. „Was ich mit dem Trapper zu regeln habe, ist meine Angelegenheit, und ich wünsche nicht, daß sich ein Offizier der Staaten da einmischt."

Der Trapper drängte Middleton, schleunigst aufzubrechen, bevor die Sioux zurückkämen.

„Ihre Niederlage wollen sie rächen, darauf können Sie sich verlassen. Es ist ein wildes Volk und zählt viele Köpfe. Aber geben Sie acht, daß Sie nicht wieder in ein Feuer geraten. Die Jäger brennen um diese Jahreszeit das Gras ab, damit die Büffel im Frühling bessere Nahrung finden."

Der Captain sah den Squatter fest an. „Ich gehe erst, wenn ich weiß, was der Gefangene verbrochen hat. Solange Sie mir diese Auskunft verweigern, bleibe ich, nicht nur aus Dankbarkeit für den Freund meiner Familie, das gebietet mir auch mein Pflichtbewußtsein gegenüber dem Gesetz."

„Was er bekommt, hat er vollauf verdient. Genügt Ihnen das?"

„Ich müßte mich sehr in ihm getäuscht haben."

„Sehen Sie her!" Ismael hielt Middleton die Kugel hin, die sie bei Asa gefunden hatten. „Mit diesem Stück Blei tötete er einen prächtigen Jungen, der die Freude seiner Eltern war."

„Ich kann mir nicht denken, daß er die Tat begangen hat, es sei denn, er wurde dazu gezwungen. Vielleicht geschah es aus Notwehr. Von dem Mord wußte er freilich. Er hat mir das Gebüsch gezeigt, in dem der Tote lag. Aber daß er den Jungen umgebracht hat, glaube ich erst, wenn ich es aus seinem Mund erfahre."

Middleton schwieg betreten, und der Trapper begriff, daß er etwas zu seiner Rechtfertigung vorbringen mußte. Er begann weitschweifig, wie es seine Art war, mit einer Betrachtung über sein hohes Alter. Der Pawnee unterbrach ihn. Er hatte die Männer beobachtet und wußte, worüber sie sprachen.

„Mein Vater ist ein Krieger", sagte er. „Hat er das Bleichgesicht getötet, so möge er sich seinen Freunden ergeben. Er wird sich ihrem Urteil beugen. Es bedarf keiner Bande, ihn der Gerechtigkeit zuzuführen."

„Wenn ich die Missetat begangen hätte, würde ich mich, ohne zu murren, fügen. Nicht weniger gelassen als jede ehrliche Rothaut würde ich die Strafe hinnehmen."

Der Alte blickte den Indianer fest an und wandte sich wieder Ismael zu. „Ich will mich also kurz fassen. Wir spionierten um Ihr Lager herum, Freund Squatter, wie Sie sich inzwischen wohl denken können; denn wir wollten die Gefangene befreien. Sie hielten die junge Frau gegen ihren Willen fest, obwohl sie von Rechts wegen hätte frei sein sollen, und die Dinge, die Sie mit ihr vorhatten, gefielen uns nicht. Wenn wir ans Ziel gelangen wollten, mußte erst mal jemand die Lage aufklären. Da ich als Späher ziemlich erfahren bin, fiel die Wahl auf mich. Ich wurde nach vorn geschickt, meine Kameraden blieben weiter hinten in ihren Verstecken. So, Freund Squatter, wurde ich Zeuge Ihrer Jagd. Sie ahnten gewiß nicht, daß ich jede Ihrer Bewegungen beobachtete. aber das tat ich. Bald lag ich im Gras, bald verbarg ich mich hinter einem Busch, dann schlich ich wieder wie ein Panther einen Hang hinab. Großer Gott, Squatter, Sie hätten mich einmal in meinen besten Jahren sehen sollen, als ich da ..."

„Bleiben Sie bei der Sache", rief Middleton dazwischen.

„Ja, ja. Ich hatte mich also flach hingelegt – das Gras stand dort sehr niedrig – und sah, wie sich zwei Jäger trafen. Die Begegnung fiel nicht sonderlich freundlich aus, aber ich dachte doch, daß die beiden friedlich auseinandergehen würden. Auf einmal hob der ältere das Gewehr und schoß den jüngeren feige in den Rücken. Die Entfernung war so gering, daß er ihm wohl die Sachen versengt hat. Der Junge war großartig. Tapfer ertrug er die Schmerzen. Es dauerte mindestens eine Minute, ehe er zusammenbrach. Auch dann hielt er sich noch eine Weile auf den Knien und leistete hartnäckigen Widerstand. Er war ein ganzer Kerl. Mit letzter Kraft schlug er sich zu dem Gebüsch durch."

„Und warum, in aller Welt, hören wir das erst heute?"

„Weil mich das Leben in der Wildnis die Tugend des Schweigens gelehrt hat.

Kein roter Krieger plaudert seine Geheimnisse aus, ehe die Zeit zum Reden gekommen ist. Ich tat zunächst nur eins. Ich führte den Doktor an die Stelle, um zu sehen, ob ärztliche Kunst noch etwas ausrichten könne. Leider kam jede Hilfe zu spät. Der Bienenjäger war auch dabei. Wir weihten ihn ein; wenigstens erfuhr er, daß ein Toter in dem Dickicht lag."

„Ja, das ist wahr", bestätigte Paul. „Weil aber der Trapper nie über die Geschichte sprach und ich mir sagte, er wird schon seine Gründe haben, so geheimnisvoll zu tun, hielt ich gleichfalls den Mund."

„Nun sagen Sie uns endlich, wer der Täter ist", rief Middleton.

Der Alte machte mit dem Kopf eine Bewegung zu Abiram hin. „Dort steht er."

„Er lügt", schrie der Schwager des Squatters, „er lügt! Ich bin kein Mörder. Ich gab nur einen Schlag zurück, der mich getroffen hatte."

„Genug", brummte Ismael mit schrecklicher, tiefer Stimme. „Laßt den Mann gehen. Jungs, stellt den Bruder eurer Mutter auf den Platz des Alten."

„Rührt mich nicht an!" kreischte Abiram. „Ich bete zu Gott, daß er euch alle verfluchen soll, wenn ihr euch an mir vergreift."

Unwillkürlich zauderten die jungen Leute. Die Augen ihres Onkels flackerten irre. Da aber Abner, der älter war als seine Brüder, entschlossen und in unmißverständlich drohender Haltung weiterschritt, wich der Mörder erschrokken zurück. Er wollte fliehen, stürzte und blieb liegen.

Stumm vor Entsetzen starrten alle auf den Verbrecher, der sich nicht mehr rührte und den sie für tot hielten. Ismael gab seinen Söhnen ein Zeichen, den Körper ins Zelt zu tragen. Dann drehte er sich wieder zu den Fremden um.

„Damit ist die Sache abgeschlossen. Jetzt fehlt nichts mehr, als daß jeder seiner Wege zieht. Leben Sie wohl, und dir, Ellen, sage ich: Gott behüte dich – auch wenn dir meine guten Wünsche nichts bedeuten."

Schweigend rüsteten Middleton und seine Freunde zum Aufbruch. Als sie die wenigen nötigen Vorbereitungen getroffen hatten, verabschiedeten sie sich kurz von der Familie des Squatters. Dann folgten sie dem siegreichen Pawnee auf dem Weg in die fernen Dörfer. Der Captain stand noch tief unter dem Eindruck des letzten Zwischenfalls, den er für ein Gericht Gottes hielt.

ZWEIUNDDREISSIGSTES KAPITEL

Nachdem die Indianer, die außerhalb des Lagers auf ihren Häuptling gewartet hatten, hinter den Hügeln verschwunden waren, befahl Ismael, die Zelte abzubrechen. Die Pferde waren schon angeschirrt. Rasch verstaute die Familie ihre Habe. Schließlich stand nur noch das weiße Zelt; das der Squatter für Ines eingerichtet hatte und in dem jetzt sein Schwager lag. Doch als der Wagen herangefahren wurde, stolperte Abiram ins Freie. Die Kinder wichen entsetzt zurück. Ihre Eltern, die selber fassungslos staunten, mußten große Mühe aufwenden, ehe sich die Kleinen überzeugen ließen, daß sie kein Gespenst, sondern einen lebendigen Menschen vor sich hatten. Schwankend und taumelnd blieb der Entführer stehen, er blickte sich furchtsam um. Da er sah, daß ihm keine unmittelbare Gefahr drohte, beruhigte er sich allmählich. Er kletterte auf den Karren und schmiedete Fluchtpläne.

Einsilbig erteilte Ismael seine Anweisungen. Meist genügte eine Handbewegung oder ein Wink mit den Augen, und seine Söhne wußten, was sie zu tun hatten. Zum Schluß nahm der Squatter das Gewehr über den Arm, schulterte die Axt. Wie stets schritt er dem Zug voraus. Doch erstmalig seit langem führte er die Familie nicht nach Westen, sondern nach Osten. Die Kinder schlossen daraus, daß sich ihr Ausflug in die Prärie seinem Ende näherte.

Stundenlang stapfte Ismael durch die Steppe, ohne daß sich der Abstand zwischen ihm und dem ersten Fahrzeug wesentlich vergrößerte oder verringerte. Nur zweimal verweilte er für wenige Augenblicke auf dem Gipfel einer Erhebung. Solange er stand, diente ihm das Gewehr als Stütze. Er senkte den Kopf und betrachtete gedankenverloren die Erde. Dann lief er weiter, äußerlich träge und gleichgültig wie die Ochsen, die den Zug begleiteten.

Der Weg führte durch Bäche, über Ebenen, hügelauf und hügelab. Alle größeren Hindernisse umging der Squatter mit derselben unfehlbaren Sicherheit, die ihn unbeirrt durch das Wasser waten und über den trockenen Boden wandern ließ und die er aus vieljähriger Erfahrung schöpfte.

Endlich kam die Stunde, da die Natur in Mensch und Tier gebieterisch ihr Recht forderte, und Ismael entschloß sich zu rasten. Die Landschaft hatte ihr Gesicht verändert. Noch wechselten öde Ebenen mit fruchtbaren Niederungen, aber das einförmige Nebeneinander der langgestreckten kargen Höhen und grasreichen Täler, das weiter westlich den Eindruck des Meeres hervorrief, war einem unruhigeren Bild gewichen. Immer häufiger sprengten Felsmassen und niedrige Hügel das wellige Einerlei, zogen sich breite Waldgürtel durch die Steppe.

Der Squatter stand am Fuße eines fünfzig Fuß hohen Steinkegels. Hier

entsprang eine Quelle, die den Boden überschwemmte. Eine riesige Weide hatte in der feuchten Erde Wurzeln geschlagen und mit ihren Zweigen einst die Spitze des Felsens überschattet. Doch vom Blitz getroffen, war sie eingegangen. Nun erhob sie sich wie ein Sinnbild vergangener Pracht und Üppigkeit. Bizarr ragten ihre saftlosen, knorrigen Äste in die Luft.

Ismael gab den Gespannführern ein Zeichen. Dann streckte er sich lang auf die Erde und dachte nach. Die Tiere rochen das Futter, sie witterten Wasser. Blökend und wiehernd drängten sie vorwärts. Bald war der letzte Wagen aufgefahren. Das geschäftige, lärmende Treiben, das einer Rast vorausgeht, begann.

Die Söhne durchsuchten ihre Proviantbeutel nach einigen besonders sättigenden, nahrhaften Bissen. Ihre jüngeren Geschwister mußten sich mit einem einfacheren Mahl begnügen und zankten sich um die besten Stücke.

Als der Squatter sah, daß außer ihm und seiner Frau alle, sogar Abiram, dessen Lebensgeister wieder erwachten, dabei waren, den Hunger zu stillen, gab er der Frau einen Wink mit den Augen. Die Eheleute trafen sich an einer kleinen Erhebung, die den Blick nach Osten versperrte. Ismael bat Esther, neben ihm Platz zu nehmen, und seine Frau setzte sich auf einen Stein. Lange starrten beide schweigend vor sich hin, keiner hatte Lust zu sprechen.

Da aber einer beginnen mußte, sagte der Squatter schließlich: „Wir haben ein gut Stück Weges gemeinsam zurückgelegt, Glück und Leid haben wir miteinander geteilt. Viele Prüfungen wurden uns auferlegt. Es war nicht immer leicht, mein Weib, manchen bitteren Kelch mußten wir bis zur Neige leeren. Aber nichts ist uns so hart angekommen wie diese Geschichte."

„Es ist ein schweres Kreuz für ein armes, irregeleitetes Weib." Esther senkte den Kopf und verbarg das Gesicht im Kleid. „Wie soll ich das Gewicht nur tragen! Ich bin seine Schwester und Asas Mutter!"

„Eben das macht die Sache so schwierig. Den Trapper zu bestrafen, wäre mir leichtgefallen. Viel Gutes hab ich von dem Mann nicht erfahren. Gott verzeih mir, wenn ich ihm Unrecht tat. Aber einen Schwager kann man nicht richten wie einen Wildfremden. Wasche ich den Schandfleck von der Familie, bedecke ich mich wieder mit neuer Schmach. Und doch! Soll er meinen Sohn ermordet haben und frei herumlaufen dürfen? Der Junge könnte keine Ruhe finden."

„O Ismael, in welche Lage sind wir geraten! Hätte der Trapper nichts gesagt, wüßten wir sowenig wie vorher. Niemand hätte einen Schaden davon gehabt. Unser Gewissen wäre ruhiger."

„Esther!" Ihr Mann blickte sie vorwurfsvoll an. „So solltest du nicht sprechen, Frau. Es gab eine Zeit, als auch dein Verdacht auf einen Unschuldigen fiel."

„Ja, freilich, aber der Himmel hat mir die Augen geöffnet. Die Erkenntnis war bitter. Ich wußte mir keinen anderen Rat, als in der Heiligen Schrift Trost zu suchen."

„Hast du das Buch bei dir? Es könnte uns helfen, eine Entscheidung zu treffen."

Esther kramte in der Tasche. Nach einer Weile zog sie eine abgegriffene,

verschmutzte Bibel hervor. Einige Seiten fehlten, andere waren zerrissen, die Schrift war kaum noch zu entziffern; aber es war die einzige Lektüre, die die Familie Bush besaß, und in der Hausfrau erweckte das Buch stets Erinnerungen an längst verflossene bessere Tage.

„Es gibt schreckliche Stellen darin", sagte sie, während sie es langsam aufschlug. „Auch von der Strafe steht etwas geschrieben."

Ismael forderte sie mit einem Kopfnicken zu lesen auf. Sie blätterte und beugte sich vornüber. Er hörte ihr andächtig zu. Als er meinte, genug erfahren zu haben, legte er eine Hand auf die Seiten.

Esther warf ihm einen flüchtigen Blick zu. „Und doch, Ismael, er hat das gleiche Blut in den Adern wie ich. Können wir nicht gnädig sein?"

„Wo waren deine Einwände, Frau, solange wir den Trapper für schuldig hielten?" entgegnete der Squatter ernst. „Wer sprach da von Gnade?"

Esther erwiderte nichts. Sie verschränkte die Arme und grübelte vor sich hin. Nach einigen Minuten sah sie den Gatten noch einmal an. Sein Gesicht war hart und kalt. Nun wußte sie, daß Abirams Schicksal besiegelt war, und sie schwieg weiter. Sie empfand ein wenig Trost bei dem Gedanken, daß ihr Bruder die Strafe verdiente. Später trafen sich ihre Blicke. Ohne ein Wort zu verlieren, standen sie beide auf.

Das Hornvieh war zusammengetrieben, die Pferde standen im Geschirr. Die kleinen Kinder saßen in ihrem Wagen, die älteren erwarteten gelassen die Rückkehr der Eltern. Alles war bereit, weiterzuziehen, sobald der Squatter das Zeichen gab.

Aber Ismael trat an seinen Ältesten heran. „Abner", sagte er, der Bruder deiner Mutter ist eingestiegen. Hol ihn heraus. Er soll sich dort hinstellen."

Zitternd kletterte Abiram herunter. Er sah sich im Kreise seiner Neffen um. Ihre Mienen verrieten kein Mitgefühl. Er unterdrückte seine Angst und meinte bieder: „Die Tiere werden müde, Bruder, wir sind auch tüchtig vorangekommen. Wäre es nicht an der Zeit, das Lager aufzuschlagen? Einen besseren Ruheplatz findest du heute nicht mehr."

Freut mich, daß es dir hier gefällt. Dein Aufenthalt wird kaum von kurzer Dauer sein. Meine Söhne, kommt näher und hört mir gut zu." Der Squatter zog die Mütze, er sagte feierlich zu seinem Schwager: „Abiram White, du hast meinen Erstgeborenen getötet. Nach den Gesetzen Gottes und der Menschen mußt du sterben."

Der Mörder fuhr zusammen. Er hatte befürchtet, daß es so kommen werde, aber die Worte trafen ihn schwer. „Sterben?" flüsterte er. „Unter Verwandten ist ein Mann doch sicher?"

„Das dachte mein Junge auch", erwiderte Ismael hart. Er winkte seiner Frau, mit den Kindern vorauszufahren, dann prüfte er ruhig das Gewehr. „Da du meinen Sohn erschossen hast, ist es recht und billig, daß du durch die gleiche Waffe gerichtet wirst."

Abiram schaute ungläubig von einem zum andern. Er lachte sogar, als hielte

er das Gehörte für einen Scherz. Aber seine Fröhlichkeit fand nirgends Widerhall. Alle waren ernst und stumm.

„Bruder", raunte er schließlich, „hast du etwas gesagt?"

„Du hast mich recht verstanden, Abiram White", antwortete Ismael. „Du hast einen Mord begangen, dafür mußt du sterben."

„Schwester, läßt du mich im Stich! O Schwester, hörst du mich nicht! Esther, Esther!"

„Ich höre die Stimme eines Toten", erwiderte die Frau von dem Wagen, der gerade vorüberrollte. „Es ist die Stimme meines Erstgeborenen. Aus dem Grab schreit er nach Gerechtigkeit. Gott erbarme sich deiner Seele."

Abiram sah die Räder, die sich unablässig weiterdrehten. In seiner Verzweiflung fiel er auf die Knie und winselte um Gnade. Angewidert wandten sich die Söhne des Squatters ab.

Ismael aber sagte: „Mag der Himmel dir vergeben. Der Vater des Ermordeten kann es nicht."

Demütig flehte Abiram darum, wenigstens die Vollstreckung des Urteils aufzuschieben, ihm noch etwas Zeit zur Besinnung zu lassen, vielleicht eine Woche oder einen Tag oder nur eine Stunde.

Der Squatter fand das Betteln des Mörders unerträglich. Er wandte sich an Abner. „Klettere auf den Felsen. Sieh nach, ob niemand in der Nähe ist."

Der Junge folgte dem Geheiß des Vaters. Als er zurückkam, meldete er, außer den Davonziehenden sei niemand in Sicht. Allerdings sei eine seiner Schwestern umgekehrt, sie komme eilends zurück.

Ismael empfing seine Tochter, die ein paar Seiten aus der Bibel brachte. Er nahm die Gabe entgegen, dann schickte er das Mädchen wieder fort. Die Blätter reichte er seinem Schwager.

„Das schickt dir Esther, damit du in deinen letzten Minuten in dich gehst."

„Gott segne sie. Sie ist mir stets eine liebe und gute Schwester gewesen. Aber ich brauche Zeit, um das zu lesen. Zeit, Bruder, Zeit!"

„Daran soll's nicht fehlen. Du wirst dein eigener Henker sein. Ich habe beschlossen, dieses elende Amt dir zu übertragen."

Als Abiram dies hörte, beruhigte er sich.

Seine Neffen folgten einem Geheiß ihres Vaters und schnürten dem Onkel die Ellbogen hinter dem Rücken fest, so daß er die Unterarme bewegen, sich jedoch nicht befreien konnte. Sie führten ihn auf einen kleinen Felsvorsprung, legten ihm eine Schlinge um den Hals und befestigten das andere Ende des Strickes an einem Weidenast. Er stand ein wenig gebeugt, konnte zwar lesen, aber wenn er sich ganz aufrichtete, mußte er unweigerlich den Halt verlieren.

„Und jetzt, Abiram White", sagte der Squatter, als er seine Söhne wieder neben sich sah, „frage ich dich, willst du, daß ich deine Qualen mit einer Kugel verkürze, oder wählst du den Tod durch den Strang? In jedem Fall ist dir dein Ende gewiß."

„Laß mich noch leben. Du weißt nicht, wie süß das Leben ist, wenn man dem letzten Augenblick so nahe ist."

„Wie du willst", sagte der Squatter und bedeutete seinen Söhnen mit einer Handbewegung, dem Treck nachzueilen. Ehe er ihnen folgte, fügte er noch hinzu: „Wenn es dir in deiner Sterbestunde ein Trost ist – ich vergebe dir. Alles Weitere regle du mit deinem Gott."

Ismael drehte sich um und stapfte davon. Er hielt den Kopf gesenkt. Erst als er die Stelle erreichte, an der er sich mit Esther beraten hatte, schaute er zurück. Die untergehende Sonne beschien die Weide. Abiram stand dort, wo er ihn verlassen hatte.

Eine Meile mußte er noch zurücklegen, ehe er auf den Treck stieß. Seine Söhne hatten einen geeigneten Lagerplatz für die Nacht gefunden. Sie erwarteten ihn, damit er sein Urteil abgebe. Er war mit ihrer Wahl zufrieden. Nun wurde die Wagenburg errichtet. Schweigsam ging ein jeder seiner Arbeit nach. Esther zeterte nicht wie sonst, sondern ermahnte die säumigen Kinder in sanften Tönen. An ihren Mann stellte sie keine Frage. Nur bevor sie sich zurückzog, warf sie einen flüchtigen Blick auf sein Gewehr.

Ismael schickte die Söhne schlafen. Er selber, sagte er ihnen, wollte sich um die Sicherheit des Lagers sorgen. Als alles ruhig war, störte ihn das Geräusch des eigenen Atems, und er lief in die Prärie. Der Wind war stärker geworden. Ab und zu strich er säuselnd über die Steppe. Der Mond schwamm in einer Herde von dünnen Schäfchenwolken.

Der Squatter stieg einen Hang hinauf. Im kalten Licht der Gestirne konnte er die nähere Umgebung überschauen. Zum erstenmal in seinem abenteuerlichen Leben kam er sich verlassen vor. Die Prärie dünkte ihn eine Wüste. Wenn die Luft in den Halmen raschelte, klang es wie das Geflüster Verstorbener. Einmal glaubte er einen Ruf zu hören, und er preßte die Zähne zusammen. Mit eisernem Griff umklammerte er das Gewehr. Der Wind legte sich. Dann fegte ein neuer, heftiger Stoß über die Steppe. In das Rauschen des Grases mischte sich ein Entsetzensschrei, der aus dem Munde des Squatters unwillkürlich ein Echo hervorrief.

Ismael schulterte das Gewehr und stürmte vorwärts. Das Blut pochte ihm in den Schläfen.

Da kreischte jemand hoch und heiser. Es war ein Schrei, der nichts Menschliches mehr an sich hatte.

Der Squatter blieb stehen und hielt sich die Ohren zu. Als er die Hände herunternahm, hörte er eine gedämpfte, belegte Stimme.

„Ismael, mein Mann, war da nicht was?"

„Still!" Er umschlang Esther, preßte ihre Schulter mit seinem gewaltigen Arm. „Sei still, Frau. Wenn du den Himmel fürchtest, sei still!"

Es war nichts mehr zu hören als der an- und abschwellende Wind.

„Gehen wir", sagte Esther, „es ist plötzlich beklemmend."

„Frau, was suchst du hier?" fragte der Squatter, der wieder ruhig wurde.

„Er ist der Mörder unseres Erstgeborenen, Ismael. Aber wir sollten meiner Mutter Sohn nicht liegen lassen wie den Kadaver eines Köters."

„Komm mit", erwiderte der Squatter. Er nahm sein Gewehr und schritt langsam auf den Felsen zu, der sich Minuten später als dunkler Koloß gegen den Hintergrund abzeichnete.

„Wo hast du die Leiche hingetan?" flüsterte Esther. „Hier sind Hacke und Spaten. Mein Bruder soll anständig begraben werden."

Der Mond kam hinter den Wolken hervor. Ismael hob die Hand, er zeigte auf eine Gestalt, die unter einem matt glänzenden knorrigen Ast der Weide im Wind pendelte. Esther senkte den Kopf und schlug die Hände vors Gesicht. Der Squatter trat näher heran. Nachdenklich betrachtete er sein Werk. Die Bibelblätter lagen auf der Erde verstreut. Ein Stück von der kleinen Felsplatte hatte der Mörder im letzten Verzweiflungskampf abgebrochen. Sein Gesicht war verzerrt.

Der Squatter hob das Gewehr, zielte sorgfältig und feuerte. Die Kugel zerriß den Strick. Schwer fiel der Körper herab.

Bis zu diesem Augenblick hatte Esther stumm und reglos dagestanden. Jetzt kam sie herbei und half, das Grab zu schaufeln. Schnell war die Grube ausgehoben. Als sie den Toten hineinsenken wollten, blickte die Frau, die den Kopf hielt, ihrem Gatten angstvoll ins Gesicht.

„Ismael, es ist schrecklich, mein Mann, ich kann meinen toten Bruder nicht küssen."

Der Squatter berührte die Brust des Leichnams und sagte: „Abiram White, wir sind alle Sünder. Ich vergebe dir von ganzem Herzen. Mag dir auch Gott im Himmel gnädig sein."

Esther drückte die Lippen auf die bleiche Stirn. Dann vollendeten sie ihr Werk. Dumpf war der Aufschlag der Erdklumpen. Das Grab füllte sich, und Esther kniete zum Gebet nieder. Entblößten Hauptes stand ihr Gatte neben ihr.

Am folgenden Tag setzte die Familie mit ihren Wagen und Herden den Weg nach den Siedlungen fort. Als sich der Zug den bewohnten Gebieten näherte, war er nur einer unter tausend anderen. Von dem sonderbaren Ehepaar hat man nie wieder etwas gehört. Einige der zahlreichen Nachkommen aber kehrten dem gesetzlosen, halb barbarischen Leben den Rücken.

DREIUNDDREISSIGSTES KAPITEL

Ungehindert erreichten die Pawnees ihr Dorf. Rache und Sieg waren vollkommen gewesen. Kein Späher der Sioux verblieb mehr in den Jagdgründen, die sie durchziehen mußten. Der Empfang in der Heimat gestaltete sich zu einem Fest. Mütter rühmten den Heldentod der Söhne, Frauen die Ehre ihrer narbenbedeckten Männer. Indianermädchen belohnten die tapferen jungen Kämpfer mit Triumphgesängen. Die Trophäen der gefallenen Feinde wurden ausgestellt. Greise erinnerten sich früherer Kriegstaten. Hartherz aber bezeichneten alle einmütig als würdigsten und tapfersten Häuptling, den Wakonda den Pawnees, seinen Lieblingskindern, je geschenkt hatte.

Middleton entdeckte in der Menge seine Artilleristen, die ihn jubelnd begrüßten. Bis zu diesem Augenblick hatte der Captain um Ines gefürchtet, die Anwesenheit der kleinen Truppe beruhigte ihn und gab ihm ein Gefühl der Sicherheit. Seine Gattin und Ellen erhielten eine Hütte für sich zugewiesen. Vor dem Eingang schritt ein Wachposten auf und ab.

Paul mischte sich unter die Leute. Er bummelte durch das Dorf und studierte ungeniert das häusliche Leben der Pawnees. Teils ernst, teils in scherzhaftem Ton machte er seine Bemerkungen. Immer wieder suchte er den staunenden Indianerinnen zu erklären, was sie seiner Meinung nach falsch machten, und er empfahl ihnen, von den Gewohnheiten der weißen Frauen zu lernen. Jedoch gab es unter den einheimischen Bewohnern keinen, der dem aufdringlichen Besserwisser nachgeeifert hätte. Bereitwillig und mit viel Takt erwiesen sie den Gästen jede Aufmerksamkeit, die ihre bescheidenen Verhältnisse gestatteten. Im übrigen aber waren sie zurückhaltend wie ihr Häuptling Hartherz, und niemandem wäre es eingefallen, sich den Wohnungen der Fremden zu nähern, nachdem sie ihnen ihre Hilfe hatten angedeihen lassen.

Die Gesänge und Lustbarkeiten währten bis tief in die Nacht. Manch ein

Krieger kletterte auf das Dach seiner Hütte und berichtete von den Taten des Volkes oder würdigte seine Siege.

Am nächsten Morgen waren alle beizeiten wieder wach. Es hatte sich herumgesprochen, daß die Bleichgesichter, die Freunde des Häuptlings, abreisen wollten. Schon vor der Ankunft Middletons hatten die Artilleristen das Boot eines erfolgreichen Händlers gemietet.

Der Captain selbst sah der Abschiedsstunde nicht ohne Bedenken entgegen. Es war dem eifersüchtigen jungen Mann nicht entgangen, daß Hartherz seine Frau verehrte. Er dachte daran, wie Mahtoree um Ines gefreit hatte, er machte sich auf das Schlimmste gefaßt. Seine Leute hatten insgeheim Instruktionen erhalten und wußten genau, was sie im Fall eines Konflikts zu tun hatten. Um so größer war die Beschämung des Offiziers, als er erleben mußte, daß der ganze Stamm – unbewaffnet und traurig – die Scheidenden zum Fluß begleitete. Da der Häuptling sprechen wollte, ließ Middleton seinen Trupp halten. Die Pawnees bildeten einen Kreis um die Gäste. Der Trapper übersetzte die Rede.

In bildreichen Worten schilderte Hartherz Jagderfolge und siegreiche Schlachten seines Volkes. Nachdem er die Taten gebührend gewürdigt hatte, sprach er von den Eindringlingen. Er verglich sie mit den Schwärmen der Zugvögel und sagte, sie seien so zahlreich wie diese zur Zeit der Blüte oder in der Neige des Jahres. Mit dem großen Feingefühl eines indianischen Kriegers umging er die heikelsten Dinge. Er nannte die Raffgier der Weißen nicht beim Namen, sondern gab sie beschönigend und beschwichtigend als Verfehlungen einzelner Bleichgesichter aus. Vor allem empfahl er seinen jungen Männern, den Langmessern auf die Hände zu schauen. Die seien nie leer wie jene der hungrigen Bettler, aber sie hielten auch keine Waren wie die betrügerischen Händler. Sie seien Krieger, die ihre Waffen wohl zu führen wüßten, und die Pawnees hätten guten Grund, sie ihre Brüder zu nennen. Dann wandte Hartherz seine Aufmerksamkeit dem Häuptling der Fremden zu. Er sei der Sohn eines großen weißen Vaters. In die Prärie sei er nicht gekommen, um den Bison zu schrecken oder das Wild der Indianer zu suchen. Böse Männer hätten ihm eine seiner Frauen geraubt, die gehorsamste, sanfteste und schönste von allen. Jetzt, da er die Gattin gefunden habe, wolle er in Frieden zu seinem Volk zurückkehren. Zu Hause würde er erzählen, daß die Pawnees gerecht sind, ein Wampumstreifen würde die beiden Nationen verbinden. Und nun sollten alle den Fremden eine gute Reise wünschen, denn die Krieger der Loups, die keine Feinde fürchteten, wüßten ihren Freunden die Dornen aus dem Weg zu räumen.

Hartherz reichte jedem der scheidenden Männer die Hand. Seine Krieger taten es ihm gleich. So dauerte das Abschiednehmen ziemlich lange. Nur Dr. Battius übersahen einige der jungen Indianer geflissentlich. Die reiferen traten ihm dafür um so höflicher entgegen, denn sie sagten sich, es könne sein, daß der Medizinmann der Langmesser, obwohl ein schwacher Kämpfer, in Friedenszeiten gute Dienste leistete.

Endlich hatten sich Middleton und seine Soldaten eingeschifft. Der Trapper

hob ein Bündel auf, das zu seinen Füßen lag. Er pfiff dem Hund und ging als letzter an Bord. Die Artilleristen riefen hurra, die Indianer antworteten mit lautem Geschrei. Das Boot wurde in die Strömung gebracht und glitt schnell flußab.

Die Reisenden schwiegen nachdenklich. Eine wehmutsvolle Stimmung breitete sich aus. Der Trapper war der erste, der sprach.

„'s ist ein tapferer, ein liebenswerter Stamm", sagte er. „Ich weiß, es gibt Leute, die behaupten, eine Rothaut sei nicht viel besser als ein Tier, aber man muß selber ehrlich sein, um die Ehrlichkeit anderer schätzen zu können. Freilich kennen die Pawnees ihre Feinde. Die haben von ihnen wenig Gutes zu erhoffen."

„Das liegt in der Natur der Sache", meinte Middleton. „Vermutlich fehlt es diesen Indianern an keinen menschlichen Qualitäten."

„Gewiß nicht. Nur darf man nicht von einem Krieger oder von einem Stamm auf alle Indianer schließen. Doch nun, Freund Steuermann, laufen Sie bitte die sandige Landzunge dort an."

„Warum das?" fragte Middleton erstaunt. „Wir befinden uns in voller Fahrt. Weiter zum Ufer hin kommen wir nicht so flott voran."

„Ich werde Sie nicht lange aufhalten", erklärte der Greis. Er griff selber zum Ruder, und als der Bug das Land berührte, sagte er: „Ehe wir scheiden, möchte ich Ihnen ein kleines Geschäft vorschlagen."

„Scheiden?" wiederholten mehrere zugleich. Und der Bienenjäger lachte fröhlich. „Hol's der Teufel, alter Knabe, wollen Sie zu Fuß nach den Siedlungen pilgern? Und das, wo unser Boot schneller ist als der Esel, den der Doktor den Pawnees geschenkt hat!"

„Dem lasterhaften Leben in den Siedlungen hab ich hoffentlich für immer den Rücken gekehrt, mein Junge. Gutwillig mag ich mich nicht noch einmal der Gefahr aussetzen, auch so ein unmoralischer Mensch zu werden wie die Bewohner der Städte und Dörfer."

„An eine Trennung hätte ich im Traume nicht gedacht." Middleton betrachtete fassungslos die mitfühlenden Gesichter seiner Freunde. „Im Gegenteil, ich hatte gemeint und gehofft, daß Sie uns nach Hause begleiten. Bleiben Sie bei uns. Ich gebe Ihnen mein Wort, es soll Ihnen nichts fehlen. Wir werden uns bemühen, Ihren Lebensabend recht angenehm zu machen."

„Das ist Ihr ehrlicher Wunsch, ich glaub es, mein Junge. Aber wenn's danach ginge, hätte ich vor Jahren schon im Kongreß gesessen oder wäre Gouverneur g w den. Ihr Großvater hätte manches für mich getan, und in den Otsegobergen k en wohl noch Leute, die mir einen Palast für ein Heim hinstellen würden. Was bedeuten mir alle Reichtümer, wenn ich sie durch meine Zufriedenheit erkaufen muß. Sicherlich werden Sie fragen, weshalb ich überhaupt mit Ihnen gefahren bin. Ich will's Ihnen erklären. Sehen Sie, ich habe lange die Gesellschaft von Weißen entbehren müssen, und ich wußte nicht, wie ich den Abschied ertragen würde. Auf keinen Fall sollten die Pawnees dort Zeuge meiner Schwäche werden."

Paul räusperte sich vernehmlich. „Hören Sie, alter Knabe, wenn wir schon über Tauschgeschäfte reden – ich habe auch was vorzuschlagen. Ich biete Ihnen die Hälfte meiner Hütte, meinethalben auch einen größeren Teil, dazu den besten Bienenhonig, den die wilde Robinie hergibt, satt zu essen, manchmal Wildbret oder Bisonhöcker. Zum Ausgleich vertreiben Sie meiner Nelly und mir mit Ihren Geschichten die Langeweile. Sie schenken uns Ihren Rat und leisten uns so oft Gesellschaft, wie Sie nur wollen."

„Es ist gut, Junge", erwiderte der Trapper, der an seinem Bündel herumfingerte, „es ist wohlgemeint, ehrlich angeboten und dankbar entgegengenommen, aber werden kann daraus nichts. Nein, das kann niemals sein."

„Ehrwürdiger Jäger", ließ sich Dr. Battius vernehmen, „es gibt gewisse Verpflichtungen des einzelnen gegenüber der Gesellschaft und der Natur. Meiner Ansicht nach wär's an der Zeit, daß Sie zu Ihren Landsleuten zurückfänden, damit Sie den reichen Schatz Ihrer Erfahrungen in den Dienst der Menschheit stellen können."

„Freund Arzt", entgegnete der Trapper bieder, „man würde einer Klapperschlange unrecht tun, wollte man ihr Verhalten nach den Gewohnheiten eines Elches beurteilen. Mich hat der Herr zum Handeln und nicht zum Reden gemacht. Deshalb werden Sie verstehen, daß ich Ihr Angebot ablehnen muß."

„Es ist gut", sagte Middleton, „ich kenne diesen ungewöhnlichen Menschen zur Genüge, ich habe viel über ihn gehört und manches von ihm gesehen. Ist sein Entschluß einmal gefaßt, vermag ihn nichts mehr umzustimmen."

Indessen hatte der Alte das Bündel geöffnet. „Hier sind vier Biberhäute, dazu ein Waschbärenfell."

„Und was empfehlen Sie mir, damit zu tun?"

„Ich biete sie Ihnen zu ehrlichem Handel an. Die Sioux haben meine guten alten Fallen gestohlen. Sie, Captain, werden nicht versäumen, mir ein paar neue zu schicken, unter meinem Namen, wenn ich bitten darf. Leiten Sie die Sendung in das Dorf der Pawnees und kennzeichnen Sie die Verpackung mit meinem Zeichen, das ist ein großes N neben Hundeohr und Gewehrschloß. Dann wird mir keine Rothaut mein Recht streitig machen. Vielleicht ist mein Freund, der Bienenjäger, so freundlich, die Angelegenheit zu regeln und dafür das Waschbärenfell entgegenzunehmen?"

Paul brauste auf. „Wenn ich das tue, will ich ..." Der Rest des Satzes ging in einem unverständlichen Gurgeln unter, denn Ellen Wade hielt ihrem Verlobten den Mund zu.

„Nun, ich wollte Sie nicht beleidigen", sagte der Trapper entschuldigend. „So ein Fell ist nicht viel wert, ich weiß, aber was ich von Ihnen erwarte, ist ja auch nur eine kleine Gefälligkeit."

„Sie mißverstehen unseren Freund gründlich", erklärte Middleton schnell, „selbstverständlich möchte er Ihnen diesen Dienst erweisen, aber ohne dafür bezahlt zu werden. Ich glaube, es ist das beste, wenn ich mich der Sache annehme. Ich werde sie zu meiner ureigensten Angelegenheit machen."

„Wie meinen Sie?" fragte der Trapper mit einem verständnislosen Blick.

„Wir wollen alles in Ihrem Sinne regeln. Tun Sie die Häute zu meinem Gepäck."

„Danke, Captain, danke", sagte der Alte gerührt. „Sie sind genauso entgegenkommend, wie Ihr Großvater war. Vielleicht schicke ich der Dame, Ihrer Gattin, ein paar Marderfelle zu, aber versprechen kann ich das nicht."

Der Trapper streckte eine Hand aus, und der Bienenjäger schlug dagegen, daß es knallte. „Hören Sie, alter Knabe, falls Sie eine Haut brauchen, ich biete Ihnen die eines gewissen Paul Hover an."

Der Greis erwiderte den Händedruck und lachte. „Junge, Sie haben da ein gutes Mädchen in Ihre Obhut genommen. Vergessen Sie die Wahrheiten, die ich Ihnen über die Verderbtheit der Zivilisation erzählt habe. Ich glaube, es ist doch das beste, Sie wenden sich den Siedlungen zu."

Der Trapper verließ das Boot und zögerte. „Captain", sagte er nach einer Weile, „es mag unbescheiden klingen, aber mein alter Hektor hat letzthin viel Freude an seinem neuen Spielgefährten gefunden. Ich würde Ihren Hund auch bald zurückschicken, denn lange macht's mein Köterchen nicht mehr."

„Nehmen Sie ihn", erwiderte Middleton, „nehmen Sie alles, was Sie wollen."

Der Trapper pfiff, und der junge Rüde sprang an Land. Der Greis schüttelte allen die Hand. Middleton brachte kein Wort über die Lippen, er nestelte geschäftig an seinem Gepäck. Paul flötete ein Lied. Obed verriet eine Rührung, die schlecht zu seiner sonstigen philosophischen Abgeklärtheit paßte.

Das Boot setzte sich in Bewegung. Der Trapper stand am Ende der Landzunge auf sein Gewehr gestützt und schaute dem Fahrzeug nach, bis es um eine Biegung verschwunden war. Hektor lag zu seinen Füßen. Der Hund des Captain tollte in spielerischen Sätzen am Wasser entlang.

VIERUNDDREISSIGSTES KAPITEL

Man kann sich die Freude des alten Don Augustin und die Verlegenheit des würdigen Paters Ignatius vorstellen, als die tot geglaubte Ines entgegen aller Erwartung eines Tages zurückkehrte. Ihr Vater weinte und dankte dem Himmel. Der Geistliche dankte dem Himmel, ohne zu weinen. Er setzte eine nachdenkliche Miene auf. Um ihn von seinen selbstquälerischen Überlegungen abzulenken, bat ihn Middleton, Paul und Ellen zu trauen. Der Bienenjäger willigte ein – seinen neuen Freunden zuliebe –, aber die Hochzeit war kaum vollzogen, da reiste er mit seiner Braut ins heimatliche Kentucky, unter dem Vorwand, seine Verwandten besuchen zu wollen, in Wirklichkeit aber, um der Ehe durch den Friedensrichter, den er kannte und zu dem er weit mehr Vertrauen hatte als zu dem Diener der römisch-katholischen Kirche, eine gesetzliche Grundlage zu geben. Da Ellen als kluge Frau auch hiergegen keinen Einspruch erhob, wurde die Angelegenheit zur vollen Zufriedenheit aller Beteiligten geregelt.

Middleton betrauten die Regierungsstellen bald mit wichtigen Ämtern, und Paul Hover war einer der ersten, die er in seinen Dienst nahm.

Im Herbst des darauffolgenden Jahres hatte Middleton, der noch beim Militär war, am Missouri zu tun. Eines Tages überredete ihn Paul, den Pawnees und seinem Freund, dem Trapper, einen Besuch abzustatten. Da gerade eine Zeit der Ruhe bevorstand, folgte der Captain dem Rat des ehemaligen Bienenjägers und ritt mit seiner Truppe los. Wenige Meilen vor dem Dorf schickte er einen indianischen Läufer aus, der seine Ankunft melden sollte. Zu seiner großen Überraschung blieb die Meldung unbeantwortet. Dennoch entschloß er sich, den Weg fortzusetzen. Am späten Nachmittag verließen sie die Hochebene und sprengten den Hang hinab in das Tal, in dem die Hütten der Loups standen. Sie sahen einen jungen Mann, der, als er das Hufgetrappel hörte, kurz aufschaute, aber den Blick sogleich wieder abwandte.

„Das ist doch sonderbar", murmelte Middleton. „Leute, haltet die Waffen bereit! Wenn es nötig ist, werden wir diesen Wilden eine Lektion erteilen."

Paul schüttelte den Kopf. „Captain, ich glaube, Sie machen einen Fehler. Sie beurteilen einen Indianer nach den Gewohnheiten eines Weißen. Hartherz ist unser Freund. Sehen Sie, dort kommen uns schon ein paar Rothäute entgegen, ein armseliges Häuflein allerdings."

Tatsächlich ritten hinter einem Dickicht etwa zwölf Pawnees hervor. Sie waren unbewaffnet und trugen weder Schmuck noch Federn, die sie gewöhnlich zu Ehren eines Gastes anlegten. Langsam, in würdevoller Haltung kamen sie näher, der Häuptling selber führte den Trupp an. Die Begrüßung verlief freundlich, jedoch übten beide Seiten Zurückhaltung.

Gemeinsam ritten sie über die Ebene dem Dorf zu. Unterwegs versuchte Middleton vergeblich, für das eigenartige Benehmen der Loups eine Erklärung zu finden. Umsonst blickte er immer wieder Hartherz an. Die Miene seines früheren Freundes blieb ernst und undurchdringlich. Der Captain fürchtete, die Kanadier hätten die Indianer gegen die Regierung aufgewiegelt. Da er entschlossen war, alle Anweisungen seiner Regierung und die Befehle des Oberkommandos auszuführen, tat er hochmütig, er verzog abweisend das Gesicht. Tatsächlich aber hätte er sich gern mit dem Pawnee unterhalten, doch der Häuptling, der selber hartnäckig schwieg, ermunterte ihn durch nichts, ein Gespräch zu beginnen.

Im Dorf waren sämtliche Angehörigen des Stammes auf einem offenen Platz versammelt. Beim Näherkommen winkte Hartherz mit der Hand. Der Kreis öffnete sich, die Reiter spornten die Rosse. Dann saßen alle ab, die Pferde wurden fortgeführt, und die Soldaten fanden sich von etwa tausend ernst und bekümmert dreinblickenden Indianern umgeben. Middleton machte ein betroffenes Gesicht. Mit wachsender Sorge betrachtete er die schweigende Menge, und mancher seiner Leute tastete verstohlen nach den Waffen. Aber die Loups ließen keine feindselige Absicht erkennen.

Hartherz machte dem Captain und Paul ein Zeichen. Zögernd folgten die beiden dem Pawnee, der sie in die Mitte des Kreises führte. Dort waren die obersten Häuptlinge versammelt, und die Gäste begriffen, weshalb der Stamm sie so still, ohne Freudengeschrei und Gesänge, empfangen hatte.

Auf einem Stuhl saß der Trapper. Die Lehne stützte seinen kraftlosen Körper. Der Greis, das sahen die Ankömmlinge auf den ersten Blick, lag im Sterben. Seine Augen blickten gläsern, sie nahmen kaum noch etwas wahr. Das Gesicht war eingesunken, scharf traten Nase und Kinn hervor. Mehrmals schien der Tod eintreten zu wollen, aber immer wieder klammerte sich der verfallene Körper, der nie eine Krankheit gekannt hatte, ans Leben. Die untergehende Sonne beschien das bloße Haupt. Die spärlichen langen Silberlocken bewegten sich in der Abendluft. Das Gewehr lag auf seinem Schoß, die übrigen Waffen und Jagdgeräte hatten die Pawnees neben ihm ausgebreitet, dicht genug, daß er sie mit den Händen berühren konnte. Zwischen seinen Füßen ruhte Hektor, doch beim näheren Hinschauen bemerkte Middleton, daß es nur das Fell des Hundes war. Die Indianer hatten den Balg geschickt ausgestopft, so daß er dem lebendigen Tier täuschend ähnlich sah. Der Rüde des Captain spielte unweit mit dem Kind Tachechanas und Mahtorees. Die Mutter stand dabei, sie wiegte einen Säugling auf den Armen, den Sohn ihres Gatten Hartherz. Le Balafré saß an der Seite des Sterbenden, und Middleton spürte, daß die Stunde des greisen Sioux nicht mehr fern war. Auch die übrigen Häuptlinge, die sich um den Stuhl versammelt hatten, waren alte Männer. Sie wollten erleben, wie ein furchtloser Krieger zu seiner größten Reise aufbrach.

Der Trapper starb eines sanften, schmerzlosen Todes. Noch im Frühjahr hatte er mit den Pawnees gejagt, sogar in den ersten Sommermonaten hatte er seine Spannkraft bewahrt. Doch plötzlich hatten ihm die Glieder den gewohnten Gehorsam versagt, eine unbekannte, fast wohlige Schwäche war über ihn gekommen, und die Indianer hatten befürchtet, ihren weisen Ratgeber, den sie liebten und verehrten, schon hergeben zu müssen. Aber noch glomm ein Fünkchen Leben in ihm, das flackerte immer wieder auf und mochte nicht verlöschen. Am Morgen des Tages, als Middleton eingetroffen war, hatte er sich besser gefühlt. Ein wenig seiner alten Kraft war zurückgekehrt. Er hatte wieder zu sprechen begonnen und zeitweilig sogar seine Freunde erkannt. Es war das letzte kurze Aufbegehren vor dem Ende gewesen.

Nachdem Hartherz seine Gäste an das Sterbelager geführt hatte, ließ er taktvoll einige Minuten verstreichen, dann beugte er sich vor und fragte langsam: „Hört mein Vater die Worte seines Sohnes?"

„Sprich", erwiderte der Trapper matt. „Ich will nun von dem Dorf der Loups scheiden. Bald wird mich deine Stimme nicht mehr erreichen."

„Der weise Häuptling möge sich keine Sorge um die Reise machen. Einhundert Krieger werden seinen Pfad von allen Dornen säubern."

„Pawnee, ich sterbe, wie ich gelebt habe, als Christ", sagte der Trapper mühsam. „Wie ich ins Leben getreten bin, so will ich es verlassen. Pferde und Waffen

brauche ich nicht, wenn ich vor dem Großen Geist meines Volkes stehe. Er erkennt mich an der Hautfarbe. Nach meinen Taten wird er mich richten."

Der Häuptling trat bescheiden zurück. Middleton ergriff die magere Hand und erklärte mit erstickter Stimme, wer er war.

Ein freudiger Schimmer glitt über das Gesicht des Alten. „Ich bin sehr froh, daß Sie gekommen sind. Ich brauche jemanden, der Englisch spricht, aber zu den Händlern, die diese Gegend besuchen, hab ich kein Vertrauen. Werden Sie einem sterbenden Mann einen Gefallen erweisen?"

„Äußern Sie sich", sagte der Captain. „Ich werde Ihnen jeden Wunsch erfüllen."

„In den Otsegobergen gibt es eine Siedlung ..."

„Ich weiß." Middleton unterbrach ihn, da dem Trapper das Sprechen schwer wurde und er fast nach jedem Wort eine Pause machen mußte, um Atem zu schöpfen. „Was soll geschehen?"

„Nehmen Sie dieses Gewehr, das Horn und die Pulvertasche. Schicken Sie alles der Person, deren Namen am Schaft eingeschnitten ist. Ein Händler hat die Platte mit seinem Messer graviert. Schon seit langem möchte ich dem Mann ein Zeichen meiner Zuneigung senden."

„Es soll geschehen. Was wünschen Sie noch?"

„Wenig mehr. Die Fallen vermache ich meinem indianischen Sohn, weil er so ehrlich, zuverlässig und freundlich gewesen ist. Er soll kommen."

Middleton erklärte dem Häuptling, daß der Trapper nach ihm verlangt hatte, und Hartherz trat hinzu.

„Pawnee", sagte der Greis angestrengt, „es ist in meinem Volk Brauch, daß der Vater, ehe er seine Augen für immer schließt, den Sohn segnet. Nimm also meinen Segen entgegen. Das Gebet eines Christen wird den Weg eines gerechten Kriegers in die glücklichen Prärien der Indianer nicht ebnen. Möge dir aber der Gott der Weißen gnädig sein, und mögest du ihn mit deinen Taten nicht erzürnen, so daß er vor dir nie sein Haupt verhüllen wird. Ob wir uns jemals wiedersehen, weiß ich nicht. Vielleicht gibt es nur ein Jenseits, und Rothäute und Bleichgesichter gebrauchen dafür bloß andere Namen. Dann wäre euer Wakonda unser himmlischer Vater. – Und nun zu dir, Hektor. Unsere Abschiedsstunde ist endlich gekommen. Du bist ein treuer Hund gewesen, ein anhängliches, mutiges Tier. – Pawnee, daß du ihn mir nicht auf meinem Grabe tötest. Er ist der Hund eines Christen. Wo er stirbt, bleibt er ewig liegen. Sei gut zu ihm, mir zuliebe."

„Die Worte meines Vaters sind in meinen Ohren", erwiderte der Indianer ehrerbietig.

„Hast du gehört, mein Hündchen, was der Häuptling verspricht?" fragte der Trapper. Da ihm kein freudiges Winseln antwortete, beugte er sich vor und tastete nach der Schnauze. Er versuchte seine Hand zwischen die kalten Lippen zu schieben. Die Wahrheit dämmerte ihm, enttäuscht sank er zurück. Zwei junge Indianer entfernten rasch das Fell.

„Der Hund ist tot", murmelte der Trapper nach einigen Minuten. „Nun, auch ein Hundeleben geht einmal zu Ende, und Hektor hat es wahrhaftig ausgekostet. Ja, Captain, ich freue mich, daß Sie gekommen sind. Sie werden mir für ein christliches Begräbnis sorgen. Der Hund soll neben den Gebeinen seines Herrn ruhn."

„Es wird geschehen."

„Das freut mich, daß Sie in diesen Dingen so denken wie ich. Legen Sie mir das Tier zu Füßen. Ein Jäger braucht sich der Gesellschaft seines Hundes nicht zu schämen."

„Wie Sie wünschen."

„Ich habe keinen Verwandten, in der ganzen weiten Welt nicht. Wenn ich gegangen bin, ist das Geschlecht der Bumppos erloschen. Vater schläft an der Küste der See. Meine Knochen werden in der Prärie bleichen."

„Sie werden bei Ihrem Vater sein", versprach Middleton. „Nennen Sie mir nur den Ort, ich will Ihre Gebeine überführen lassen."

„Nein, nein, Captain, lassen Sie mich dort, wo ich gelebt habe, fern vom Getöse der Siedlungen. Trotzdem meine ich, daß die Stätte sichtbar sein sollte. Meinem Vater hab ich einen Stein auf den Hügel setzen lassen. Dafür hab ich zwölf Biberfelle gezahlt, aber der Mann, bei dem ich die Arbeit bestellte, hat sich sehr angestrengt. Als wir nach dem alten Krieg mit den Franzmännern fertig waren, bin ich dort gewesen und hab mir's angeschaut. Der Stein ist hübsch geworden, er ist schön behauen."

„Auch Sie möchten ein Grabmal haben?"

„Ich? Aber nein, ich hab doch keinen Sohn außer Hartherz, und ich stehe ohnedies in seiner Schuld, denn was er für mich getan hat, seit ich im Stamm lebe, hab ich ihm nicht entgelten können. Freilich, das Gewehr würde einiges gutmachen, aber das muß derjenige bekommen, dessen Name auf der Platte steht."

„Sie werden trotzdem einen Stein erhalten. Dafür wird der sorgen, der Ihnen gegenüber eine gewaltige Schuld von seinen Vorfahren geerbt hat."

Der alte Mann streckte dem Captain dankbar die abgezehrte Hand hin. „Ich dachte mir gleich, daß Sie's tun würden, aber fragen wollte ich nicht. Schließlich sind wir nicht verwandt. Man sollte keine prahlerische Inschrift anbringen. Lassen Sie meinen Namen, das Alter und den Sterbetag draufschreiben, vielleicht noch ein Sprüchlein aus der Bibel. Mehr nicht. Es ist ja nur, damit eine kleine Erinnerung an mich zurückbleibt."

Middleton versprach, alles so tun zu wollen, wie der Sterbende es wünschte. Eine feierliche Stille folgte. Von Zeit zu Zeit sprach der Trapper, aber es waren schwerverständliche, zusammenhanglose Sätze. Er schien mit der Welt abgeschlossen zu haben. Hartherz und der Captain wichen nicht mehr von seiner Seite. Zwischendurch fragte der Greis etwas, er erkundigte sich nach allen möglichen Menschen, denen er nahestand. Seine Stimme wurde jedoch immer schwächer, und wenn er die Lippen bewegte, mußten sich seine Freunde nieder-

Als die Flamme niederbrannte,
hörten sie seine Stimme nicht mehr

beugen, um wenigstens einen Teil seiner Worte zu verstehen. Als die Flamme niederbrannte, hörten sie seine Stimme nicht mehr. Fast eine Stunde lang verharrte er reglos. Nur die Augen öffneten und schlossen sich hin und wieder. Er schien in die Wolken zu starren, die im Westen heraufgezogen waren. Dann spürte Middleton, wie die Hand, die er hielt, mit kräftigem Griff seine Finger umspannte. Der Greis richtete sich hoch. Der Häuptling und der Captain stützten ihn, und noch einmal stand der Trapper aufrecht auf den Füßen. Er blickte sich um, als wolle er reden, aber dann sagte er nur ein Wort.

„Hier!"

Unwillkürlich streckten seine Freunde die Arme aus. Sie wollten ihn stützen, aber er brauchte ihre Hilfe nicht mehr. Schmerzerfüllt ließen sie den Leichnam nach hinten sinken. Le Balafré erhob sich. Es war das Zeichen für den Stamm, daß der Trapper alles überstanden hatte. Hohl, wie ein Echo aus dem Munde des Toten, klang die Stimme des greisen Indianers über den Platz.

„Ein tapferer, weiser und gerechter Krieger ist aufgebrochen. Er geht auf dem Pfad, der in die gesegneten Jagdgründe seines Volkes führt. Als Wakonda die Stimme erhob und ihn rief, hat er geantwortet. Geht, meine Kinder, behaltet den großen Häuptling der Bleichgesichter im Gedächtnis, lest von euren eigenen Wegen die Dornen auf."

Das Grab bereiteten sie ihm im Schatten einiger starker Eichen. Die Pawnees pflegten es und zeigten es den Reisenden und Händlern als eine Stätte, wo ein gerechter Weißmann ruhte. Zur rechten Zeit wurde am Kopfende der Stein angebracht. Die Inschrift war einfach, wie der Tote es gewünscht hatte. Nur eine Freiheit hatte sich Middleton herausgenommen. Er hatte einen kleinen Zusatz hinzufügen lassen.

„Möge nie eine frevle Hand den Frieden seiner Gebeine stören!"

72
35130
GOSSMANN 53

OHIO
Missouri
Ohio
KENTUCKY
Mississippi
LOUI-
SIANA